NELSON

Meyer's

Geschichts-Bibliothek

für

allgemeine Kunde

des

Kultur- und Völkerlebens.

Mit Illustrationen.

MÜNCHEN

Fünfter Band. Erster Theil.

Mit dem Porträt von Nelson.

Hildburghausen.

Druck des Bibliographischen Instituts.

New-York:

Paul Bernhard.

A/49/242

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Nelsons Leben und die Bedeutung seines Wirkens.

(Mit Nelsons Porträt.)

Einleitung.

England, die heutige Weltmacht, welches mit Schottland, Wales und den Inseln nach dem Census vom Jahre 1801 nur 10,917,433 Einwohner zählte, hatte nach dem Census von 1851 seine Bevölkerung fast auf das Doppelte, nämlich auf 21,121,967 Seelen, erhöht und gebietet gegenwärtig, wenn man die 7½ Millionen in Irland und den übrigen europ. Besitzungen hinzurechnet, in diesem Welttheile über 29 Millionen, in den vier anderen über 175 Millionen Menschen. Sein Einnahmebudjet belief sich nach dem Durchschnitte der 3 Jahre 1850 bis 1852 auf 57,304,633 Pfd. Sterling, die Ausgabe auf 54,807,381 Pfd. Sterling. Das Nationalvermögen Großbritanniens berechnete Berghaus im Jahre 1843 für seine Gesammtbesitzungen in allen Welttheilen auf 52,563,650,000 Thaler. Es ist dies viel zu niedrig; denn die neueste Statistik schlägt das Eigenthum in Großbritannien und Irland allein auf 6000 Millionen Pfd. Sterling an. Eine solche Machtentwickelung und diesen Reichthum verdankt es vorzugsweise seiner Seemacht. Nichts ist daher natürlicher, als daß die großbritannische Kriegsmarine ein geschichtliches Thema von größter Bedeutung ist, und daß das Interesse an demselben sich noch lange Zeit eher steigern als verringern wird.

Die glänzendste Periode der englischen Seemacht ist die von 1798 bis 1805, in welcher Nelson die Herrschaft

des Meeres für Britannien begründete. „Für diese Periode ist die Geschichte des Siegers von Abukir in der That auch die Geschichte der englischen Marine". Bei der folgenden Darstellung der hervorstechendsten Thaten dieses großen Mannes folgen wir der Schilderung des ebenso geistreichen als unparteiischen Jurien de la Grevière in dem Werke: „Nelson und die Seekriege von 1789 bis 1815". Für unseren Zweck genügt Das, was auf das Leben und Wirken des berühmten englischen Admirals wesentlich Bezug nimmt; von den übrigen geschichtlichen Erörterungen jenes Historikers theilen wir Dasjenige mit, was zum vollständigen Verständnisse der großartigen Thätigkeit unseres Helden unumgänglich nothwendig ist.

Nelson war ein Genie. Sein mit den reichsten Mitteln ausgestatteter wahrhaft schöpferischer Geist, voll ungestümer Thatkraft, wurde durch eine glühende Ehrliebe zu den rastlosesten Anstrengungen entflammt; als Befehlshaber war er zugleich ein vortrefflicher, milder, für die Gesundheit und das Wohlbefinden seiner Mannschaften unermüdet besorgter Mann; seinen Offizieren war er mehr Freund als Vorgesetzter; er war ohne Neid und Eifersucht, für den Ruhm und die Auszeichnung seiner Kameraden mit gleicher Begeisterung thätig wie für den eigenen Ruhm; in der Erfüllung seiner Pflichten gegen das Vaterland war er ein unvergängliches Vorbild; endlich als Mensch persönlich liebenswürdig und durch Religiosität und wohlwollende humane Gesinnungen ausgezeichnet. Aber auch Nelson theilte das Schicksal so vieler großer Männer: er gesellte zu den glänzendsten Lichtseiten eine dunkle, sehr dunkle Schattenseite. Mitten in seinem unbefleckten öffentlichen und privaten Leben trat die Versuchung mit den Künsten eines unsittlichen Weibes an ihn heran, und der phantasiereiche, feurige Held unterlag. Es scheint, als ob diese unselige Leidenschaft, die ihn dahin brachte, eine edle und tugendhafte Gattin zu verstoßen und so sein sittliches Leben dauernd zu beflecken, auch die vornehmste Ursache gewesen sey, die in

sein öffentliches Leben jene beklagenswerthe Episode, sein Verhalten vor Neapel, brachte und die glänzenden Blätter seiner Geschichte mit Vertragsbruch, Blutschuld und politischem Morde befleckte. Wenn wir einen bis über die Mitte des Lebens hinaus edlen Charakter sich selbst verleugnen sehen, können wir nur mit Schmerz bei den Zügen verweilen, die ein Gemälde verunstalten, welches einen so wohlthuenden Eindruck gemacht hatte; die Geschichte würde aber ihrer vornehmsten Pflicht zuwiderhandeln, wenn sie jene verunstaltenden Züge verschweigen oder verschleiern wollte. Es ist ihre Aufgabe, zu zeigen, daß auch die kräftigsten Charaktere eine leichte Beute der Leidenschaft werden können, und daß Genie, Glück, Ruhm und hohe Stellung ihr eben so viele, wo nicht noch mehr Blößen geben, als die entgegengesetzten Zustände.

Nelsons Eintritt in die Marine, und die erste Begründung seines Rufs.

Horatius Nelson, im Jahre 1758 geboren, der Sohn eines Predigers in der Grafschaft Norfolk, entwickelte den Trieb zum Seemanns-Leben schon als Knabe. Kaum 12 Jahre alt, verließ er das Gymnasium zu Norwich, um bei seinem Onkel, Kapitän Suckling, auf dem Linienschiff Räsonnable als Schiffsjunge zu dienen. Dieses frühe Eintreten in den praktischen Seedienst stählte ihn schon vom Knabenalter an für die Beschwerden und Strapazen seines Berufes, und lehrte ihn die kleinsten Details desselben genau kennen. Im Alter von $18^1/_2$ Jahren, nachdem er auf verschiedenen Kriegsschiffen, bei Jamaika, im nördlichen Eismeer und in Ostindien Dienste geleistet und sich 6 Jahre lang zur See befunden hatte, bestand er das Lieutenantsexamen und wurde durch Verwendung seines Onkels, der inzwischen Marine-Kontroleur geworden war, alsbald auch wirklich als Lieutenant angestellt. Noch am Tage seiner Beförderung schrieb Nelson an seinen Bruder: „Endlich

bin ich Lieutenant! Jetzt ist es meine Sache, weiter zu kommen, und ich hoffe, ich werde dies auf eine Weise zu Stande bringen, die mir und meinen Freunden Ehre macht".

Sogleich der Fregatte Lowestoffe zugetheilt, erhielt Nelson bei der Abfahrt nach Jamaika fromme Ermahnungen von seinem Vater und Belehrungen vom Kapitän Suckling. Letzterer erinnerte ihn (was zu jener Zeit sehr vorgeschrittene Ansichten waren), daß ein Kriegsschiff seine Raaen stets gerade und sein Takelwerk recht straff haben muß; daß kein Tau heraushängen darf; daß die Hängematten vor acht Uhr Morgens zusammengerollt und sorgfältig in den Schanzverkleidungen aufgereiht seyn, das Verdeck und die Seitenwände tagtäglich, die Wäsche der Mannschaft jede Woche zweimal gereinigt werden müssen, und daß man sich wohl zu hüten habe, die Segel schießen zu lassen, oder sie eins nach dem anderen beizusetzen, denn, sagte er, nichts ist so unseemännisch: **nothing so lubberly!** Wenn man bedenkt, welche glückliche Folgen diese systematische Sorgfalt herbeigeführt hat, vermöge deren im Gesundheitszustande der Schiffe und in den Evolutionen der Flotten so große Fortschritte zu Stande gekommen sind; wenn man sich der furchtbaren Geschwader Frankreichs und Spaniens erinnert, die in einem einzigen Kriege durch das Umsichgreifen des Skorbuts zweimal völlig ohnmächtig gemacht wurden: dann fühlt man sich beim Lesen dieses Memorandums nicht mehr zu lächeln versucht, sondern wirft vielmehr die Frage auf, ob nicht im Seewesen wie bei anderen Dingen gerade die Kleinigkeiten eigentlich am wichtigsten sind.

Der Kapitän des Lowestoffe hatte eine innige Zuneigung für Nelson gefaßt, und brachte es dahin, daß der Viceadmiral Peter Parker, der damals in jenen Gewässern den Oberbefehl führte, ihn auf das Linienschiff Bristol zu sich nahm. Dies war auf seine Beförderung von großem Einfluß. Der Admiral hatte die Vollmacht, die Lücken, die der Krieg und das ungesunde Klima der Antillen in den Reihen der Offiziere hervorbrachte, selbst wie-

der auszufüllen. Am 2. Juni 1779 fiel der Kapitän der Fregatte Hichingbrooke, und Nelson wurde vom Admiral Parker zu diesem Posten berufen, dem er den Grad eines Linienschiffskapitäns zu verdanken hatte. Er war jetzt erst 21 Jahr alt, und nun war seine militärische Zukunft gesichert.

Schon im folgenden Jahre wurde der 22jährige Kapitän zu einer selbstständigen Expedition verwendet. Der Generalgouverneur von Jamaika hatte den kühnen Plan gefaßt, das Fort San Juan de Nicaragua wegzunehmen. Dieses Fort liegt an dem Flusse San Juan, welcher aus dem See von Nicaragua in das atlantische Meer strömt, und wenn sich England in den Besitz desselben gesetzt hatte, so war damit den Spaniern die Verbindung, die auf diesem Wege zwischen den zwei Weltmeeren Statt fand, abgeschnitten. Die Seefahrt dieser wichtigen Expedition wurde Nelson übertragen. 500 Soldaten gingen am Anfange des Jahres 1780 unter dem Geleite seiner Fregatte aus Jamaika ab und wurden am Kap Gracias a Dios in der Provinz Honduras gelandet. Dort verschaffte man sich einige indianische Hülfstruppen, erhielt auch einige Verstärkungen und segelte dann, nachdem die Truppen, welche bei ihrem Lagern auf einer sumpfigen und ungesunden Ebene bereits gelitten hatten, wieder eingeschifft waren, an der Mosquitoküste hinab. Nelsons Aufgabe sollte sich darauf beschränken, die englischen Truppen nach der Mündung des Flusses San Juan zu bringen; bei seiner Ankunft dort wußte er sich aber in die unthätige Rolle, die ihm zugetheilt war, nicht zu finden, sondern erbot sich, die Expedition bis unter die Mauern des Forts zu bringen, welches sie einnehmen sollte. Auf den Böten seiner Fregatte und auf den Kähnen, welche die Indianer lieferten, ließ er 200 Soldaten einschiffen und fuhr mit ihnen den Fluß hinauf. Als sie die Batterie Sanct Barthelemy, die auf einer kleinen Insel mitten im Flusse angelegt war und an einer der reißendsten und schwierigsten Stellen dessen Fahrwasser

beherrschte, mit Sturm einnahmen oder, wie er sich ausdrückte, „enterten", befand er sich an ihrer Spitze. Erst nach 17 Tagen unerhörter Anstrengungen gelangten die Engländer bis zum Fort San Juan, das ungefähr 32 Seemeilen vom Nicaragua und 69 von der Mündung des Flusses entfernt ist. Nelson, der bei den Berathungen bereits mit derselben Energie und gleicher Entschlossenheit auftrat, wie im Gefecht, war der Meinung, unverzüglich zum Sturme zu schreiten. Er wußte, daß die schlimme Jahreszeit herannahe und daß kein Augenblick zu verlieren sey. Dieser kräftige Entschluß wäre vielleicht der klügste gewesen, man gab aber einer regelmäßigen Belagerung den Vorzug. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß ein gewaltsamer Angriff weniger Leute gekostet haben würde, als die eilftägige Belagerung wegraffte, während deren Fieber und Ruhr ihre Verheerungen unter den Truppen begannen. Es bedurfte eines glücklichen Zufalls, um Nelson zu retten, den die Ruhr schon ergriffen hatte. Eine mit Verstärkungen aus Jamaika angekommene Korvette überbrachte ihm die Nachricht, daß der Admiral Sir Peter Parker ihn zum Befehlshaber des Linienschiffes Janus ernannt hatte, welches durch den Tod seines Kapitäns vakant geworden war. Am Tage vor der Uebergabe des festen Schlosses San Juan verließ Nelson dieses verderbenschwangere Land. Nichts desto weniger schrieb die allgemeine Meinung ihm die Ehre dieses Triumphes zu. Bei seiner Ankunft in Jamaika war er so schwach und von der Ruhr erschöpft, daß man ihn in seinem Bette an's Land tragen mußte.

Nelson war zu krank, um den Befehl über den Janus behalten zu können. Im September 1780 schiffte er sich nach Europa ein und ging zum Gebrauche der Mineralwasser nach Bath. Obschon sich dieselben wirksam zeigten, so behielt er doch, da seine Gesundheit schon früher durch das gelbe Fieber erschüttert worden war, einen siechen Körper. Aber seine kräftige Seele behauptete ihre Herrschaft, und seine Thätigkeit blieb trotz der für immer untergrabenen Gesundheit unvermindert. Nach Verlauf von 3 Monaten

suchte er von Neuem um Anstellung nach, befuhr auf der Fregatte Albemarle die Küsten von Dänemark, nahm an den Operationen gegen die Vereinigten Staaten Theil und hatte schon die Erlaubniß erwirkt, dem Lord Hood nach den Antillen folgen zu dürfen, als der Friede von 1783 seine Laufbahn eine Zeit lang unterbrach.

Bei dem Abschlusse dieses Friedens hatte England, nachdem es während des Kriegs 16 Linienschiffe und 181 Fahrzeuge verloren, seine Rüstungen auf 112 Linienschiffe, 20 Fahrzeuge von 50 Kanonen und 150 Fregatten gebracht. Frankreich, Holland, die Vereinigten Staaten und Spanien hatten zusammen 20 Linienschiffe und 97 Fahrzeuge verloren, und zur Zeit des Friedensschlusses zählten die vereinigten Flotten von Frankreich und Spanien 140 Linienschiffe. Weder die erlittenen Verluste, noch der Bestand der Rüstungen, wie er sich in diesem Augenblick herausstellte, berechtigten zu der Befürchtung, daß ein 10 Jahre später erneuerter Kampf für Frankreich so enden würde, wie er endete, nämlich mit der beinahe völligen Vernichtung der französischen Marine. Aber „weder die Zahl der Kriegsschiffe, die man zusammenbrachte, noch die unerschrockene Hingebung ihrer Bemannung vermochte Dasjenige zu ersetzen, was der französischen Flotte damals fehlte: eine gute Einrichtung, die seemännische Erfahrung, hauptsächlich aber das Vertrauen, das aus den ersten Erfolgen erwächst".

Nelson im mittelländischen Meere.

England war auch während der Friedensjahre thätig geblieben. Die Zwistigkeiten mit Spanien und Rußland, von denen das erstere die Westküsten Amerika's ausschließlich beherrschen zu wollen schien, während, dem letzteren gegenüber, England es übernahm, die Zerstückelung des ottomanischen Reichs zu verhindern, erhielten England unausgesetzt in wachsamer Thätigkeit. In dem Augen-

blicke, als der Krieg vom Jahre 1793 ausbrach, besaß es 87 Linienschiffe, von denen über 60 sofort auslaufen konnten. Nichts desto weniger wurde es durch die schnelle Kriegserklärung der von ihm beleidigten französischen Republik in Verlegenheit gesetzt. Denn seine Seemacht ist immer auf allen Punkten der Erde zerstreut, und es bedarf längerer Zeit, um sie nach einer Richtung hin verfügbar zu machen. Die englische Regierung sah sich auch jetzt genöthigt, zu den äußersten Mitteln zu greifen; man erließ eine Preßbill: die Schiffskapitäne wurden durch eine Parlamentsakte ermächtigt, das Matrosenpressen mit bewaffneter Hand zu betreiben und Matrosen ohne Engagement in den Wirthshäusern und Landstreicher ohne Nachtlager auf den Straßen aufzugreifen.

Ein seltsamer Mißbrauch in einem freien Lande! Eine eigenthümliche Anomalie auf dem klassischen Boden der Gesetzlichkeit! Ein rohes und gehässiges Mittel, das während des letzten Krieges fast eben so viel Deserteurs als Matrosen geliefert hat, aber einen Beweis von der energischen Macht bildet, womit diese furchtbare Regierung, deren Kraft durch die liberalste Verfassung durchaus nicht geschwächt ist, im Fall der Noth sich bekleidet sieht!

Mitten unter dieser Verlegenheit und Unruhe wurde Nelson zum Befehlshaber des Kriegsschiffes Agamemnon von 64 Kanonen ernannt. Die 10 Friedensjahre waren für seine Carrière keineswegs gänzlich verloren gewesen. Drei Jahre hinter einander hatte er auf der Fregatte Boreas die Station der Windinseln in den Gewässern der Antillen befehligt. Diese Zeit war zwar ganz im tiefen Frieden verflossen, hatte aber dennoch dazu gedient, bereits seinen Ruf zu begründen. In dem Alter von 26 Jahren, ohne Gönner und ohne Vermögen, hatte Nelson kein Bedenken getragen, in seinem Eifer, für den Flor des englischen Handels und der britischen Schifffahrt leidenschaftlichen und einflußreichen Interessen Trotz zu bieten und eine Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen, vor welcher

der minder kühne Sinn seines Oberbefehlshabers erschrocken war. Durch den Admiral Hughes, der damals auf Jamaika den Befehl führte, nach den Windinseln entsendet, fand er die Häfen dort voller Schiffe aus den Vereinigten Staaten. Trotz der cromwellschen Navigationsakte, die den Ausländern jeden Handelsverkehr mit den englischen Kolonien verbietet, hatten die Amerikaner vermöge ihrer Betriebsamkeit und der Nähe ihrer Küsten den Handel mit den Antillen seit dem Fridensabschlusse fast gänzlich an sich gerissen. Nelson erkannte bald, wie nachtheilig diese unbeschränkte Konkurrenz für die englische Schifffahrt sey, und ungeachtet der Protestationen der Kolonialräthe und der Gouverneurs, ungeachtet des Stillschweigens und der Unentschlossenheit des Admirals Hughes, ja im Widerspruch mit dessen Befehlen ließ er die Schiffe aus den Vereinigten Staaten, welche er bei Barbados, Antigua, Sanct Christoph und Nevis gesetzwidrig vorfand, in Beschlag nehmen und durch die Admiralitätsgerichte verurtheilen. Kapitän Collingwood und dessen Bruder, die ebenfalls beide der Antillenstation angehörten, übten zu gleicher Zeit und auf seine Veranlassung bei Grenada und Saint Vincent dieselbe Polizei und gleiche Strenge aus. Eine große Anzahl von Schiffen wurde demnach fast gleichzeitig in Beschlag genommen und die zuständigen Gerichte erklärten ihre Beschlagnahme für gültig. Dies erregte, wie sich leicht denken läßt, ein großes Geschrei auf jenen Inseln und veranlaßte eine allgemeine Koalition gegen den argen „kleinen Kapitän". „Schweigend und unerschütterlich" bot dieser dem Sturme Trotz und ertrug unbekümmert den Unwillen des Publikums. Ging er zuweilen an's Land, so besuchte er doch nur wenige Familien, denn im Allgemeinen gefielen ihm die Bewohner der Antillen durchaus nicht. Er nannte sie in seiner Entrüstung eben so „große Rebellen", als die neuen Bürger der Vereinigten Staaten.

Sein Verfahren erhielt jedoch bald die Billigung des Ministeriums und der Generalgouverneur von Jamaika wurde

angewiesen, ihn bei der Ausführung der Maßregeln, welche er zur Unterdrückung des Schleichhandels ergriffen hatte, zu unterstützen. Allein Nelsons feuriger Geist konnte die Ruhe nicht ertragen, und kaum war er aus den Verlegenheiten heraus, worein ihn sein Eifer für die Interessen des englischen Handels gestürzt hatte, so schuf er sich neue Feinde und neue Veranlassungen zur Besorgniß, indem er der Admiralität von den skandalösen Kunstgriffen der Lieferanten, der Prisenagenten und der verschiedenen Beamten der Marine auf den Antillen Anzeige machte. Diese Bereitwilligkeit, sich auf dergleichen zarte Fragen einzulassen, entsprang übrigens bei ihm aus aufrichtiger Ergebenheit und patriotischem Eifer, der nicht ohne Nutzen für den Staat blieb. Gleich in den ersten Monaten des Jahres 1787 fanden gegen 4000 Matrosen bei dem Handelsverkehr Beschäftigung, welchen er der britischen Flagge wieder verschafft hatte, und der nicht weniger als 58,000 Tonnen betrug. Andererseits beliefen sich die Betrügereien, welche er der Regierung kund machte, für Antigua, St. Lucie, Barbados und Jamaika auf mehr als 2 Millionen Pfund Sterling. Auf so wesentliche Dienste gestützt, waren Nelsons Ansprüche auf eine billige Berücksichtigung sicher nicht unbegründet und mit gerechtem Stolze gab er zu jener Zeit dem Generalgouverneur von Jamaika, der ihm geschrieben hatte, daß alte Generale junge Kapitäne nicht um Rath zu fragen gewohnt seyen, die Antwort: „Ich habe die Ehre, ebenso alt zu seyn, wie der Premierminister von England, und halte mich für eben so befähigt, eins von den Kriegsschiffen Sr. Majestät zu befehligen, als der Premierminister es ist, den Staat zu regieren".

Nelson hatte hier eine der empfindlichsten Prüfungen durchgemacht, die ihn treffen sollten, sich dabei aber die Achtung aller Derjenigen erworben, welche von seiner Aufopferung und seiner Standhaftigkeit in dieser schweren Krisis Zeugen gewesen waren. Collingwood, die edelste und reinste Gestalt, deren die englische Marine sich rühmen kann,

dieser „liebenswürdige und vortreffliche Mensch", wie Nelson ihn nannte, sprach schon nur noch „mit Achtung und mit Bewunderung" von seinem Freunde, und zu derselben Zeit faßte auch Prinz William Henry, damals Herzog von Clarence, für den jungen Kapitän, mit dem sich in diesem Augenblick sämmtliche Antillen beschäftigten, jene Zuneigung, die er ihm während der ganzen Dauer seiner Laufbahn bewahrte. Vom Schicksal dazu ausersehen, dereinst unter dem Namen William IV. den Thron zu besteigen, befehligte der Herzog von Clarence damals die Fregatte Pegasus, mit der er sich unter Nelsons Befehle stellte. Bald wußte er diesen nach seinem ganzen Werthe zu schätzen, und als Nelson sich am 11. März 1787 mit der Wittwe eines ausgezeichneten Arztes der Insel Nevis, des Dr. Nisbett, vermählte, stand Prinz William der jungen und liebenswürdigen Kreolin als Brautzeuge zur Seite. Voll Ehrfurcht für sein Königshaus vergalt Nelson seinerseits die Zuneigung, welche ihm zu Theil geworden, durch die unbedingteste Ergebenheit. „In meinem ganzen Leben", sagte er, „habe ich mir nicht eine einzige Handlung vorzuwerfen, die unehrenhaft wäre; heute freue ich mich ganz besonders darüber, da ich mich mit dem Vertrauen des Prinzen beehrt sehe. Hätte ich die Macht dazu, so sollte ihm Keiner nahen, dessen Ruf nicht fleckenlos wäre". Und an den Herzog von Clarence selbst schrieb er einige Jahre später: „Ich habe nur einen Ehrgeiz und der besteht darin, eins von den Schiffen zu befehligen, die das Ihrige in der Schlachtlinie zu unterstützen bestimmt sind. Dann sollte sich zeigen, ob ein Mensch auf der Welt ist, dem Ihr Ruhm mehr am Herzen liegt, als mir".

Das ehrenvolle Verhalten Nelsons wurde zwar laut vom Ministerium gebilligt, allein er wurde im Stillen zu den unruhigen Köpfen gezählt, die jeder Verwaltung mißliebig sind, und man schien entschlossen, seinen unbequemen Feuereifer nicht wieder auf die Probe zu stellen. Trotz der Verwendung des Herzogs von Clarence blieb er unberücksichtigt, und er

war schon im Begriffe auszuscheiden, als die Gerüchte über den Ausbruch eines Krieges sich verwirklichen zu wollen schienen. Da vergaß Nelson seinen Groll und seine Unzufriedenheit, erneuerte seine Bitte um eine Befehlshaberstelle und sah diesmal sein Gesuch günstig aufgenommen, indem ihm am 30. Januar 1793 der Befehl über den Agamemnon übertragen wurde.

Fünf Jahre unfreiwilliger Ruhe hatten eine Ungeduld und einen Thätigkeitsdrang bei ihm angesammelt, die er kaum zu bemeistern vermochte. Er befand sich damals im kräftigsten Mannesalter, galt in der öffentlichen Meinung als einer der vorzüglichsten Seeoffiziere und war so durstig nach Ruhm, daß ihm auf dem Kampfplatze, den England und Frankreich zum zweiten Mal betraten, die Gelegenheit zur Auszeichnung nicht fehlen konnte. Seine erste Sorge war, eine Bemannung für sich zusammen zu bringen. Es ist bereits gezeigt worden, daß dies damals keine leichte Sache war, allein vermöge seiner Thätigkeit, sowie auch seines guten Rufs (denn die englischen Matrosen treten nicht ohne Unterschied bei jedem Kapitän ein) hatte Nelson, dem schon Reichthum und Ehre, Gefechte und Prisenantheile vorschwebten, zur Bemannung des Agamemnon bald ein Personal beisammen, dessen bloßer Anblick ihn schon mit Freude und Hoffnung erfüllte. „Unter mir habe ich", schrieb er seinem Bruder, „das schönste Schiff von 64 Kanonen, das England besitzt; meine Offiziere sind lauter verdienstvolle Leute; meine Mannschaft ist gesund und stark. Was kann mir daran liegen, nach welchem Fleck der Erde man mich schickt!" Zum Glück für seinen künftigen Ruhm wurde er nach dem mittelländischen Meere bestimmt. Diese Station war später unter Sir John Jervis die beste Schule der englischen Marine, und Nelson, der künftig den größten Theil seiner Laufbahn dort zubringen sollte, erwarb sich vorläufig in dem Zeitraume von vier Jahren durch fleißiges Kreuzen die speciellen Kenntnisse, welche ihm dereinst zum Befehl über die Flotte von Abukir verhelfen sollten.

Nur 10 Jahre lagen zwischen dem Schlusse des vorigen und dem Beginn des jetzigen Krieges. Und welche gewaltige Umgestaltung aller Verhältnisse! Der Anblick der Bühne hatte sich dermaßen verändert, daß man kaum zu glauben vermag, es seyen noch dieselben Nationen, welche sie einnehmen. Welcher Kontrast zwischen diesem leidenschaftlichen Kampfe und demjenigen, den man früher vor Augen hatte! Anstatt der jungen Edelleute, die lächelnd fechten, zwei Völker, die darauf ausgehen, einander zu vernichten; anstatt jener kriegerischen, aber harmlosen Stimmung eine tiefe und unerschütterliche Gesinnung, der Vorbote großer Kriege. Für diese reichte die bisherige Taktik nicht aus. Sie erhielt unter Nelson eine neue Gestalt, eben jetzt, wo ihre Umformung zum Bedürfniß geworden war.

Beim Beginn des Krieges im Jahr 1793 hatte Frankreich 42 Linienschiffe außerhalb der Häfen oder zum Auslaufen bereit. Von dieser Ziffer muß man ausgehen, um die Seestreitkräfte richtig zu würdigen, welche die französische Monarchie bei ihrem Einsturz der heldenmüthigen, aber regellosen Staatsgewalt hinterließ, die binnen wenigen Jahren den Untergang ihrer Marine herbeiführte. Diese 42 Linienschiffe, die alle großen Handelsstraßen, auf denen die Reichthümer der Antillen, der Levante und Ostindiens nach Europa gelangen mußten, zu versperren oder zu sichern bereit waren, bildeten ein für Frankreich so günstiges Verhältniß, wie es beim Ausbruch eines neuen Krieges jetzt keineswegs vorhanden seyn würde. Die Entwickelung, welche die französische Marine im Jahre 1793 erlangt hatte, reicht weit über die Hoffnungen, ja vielleicht sogar über die kühnsten Wünsche des jetzigen Frankreichs hinaus. Hinter jenen 42 Linienschiffen, die zum Auslaufen bereit waren, befand sich außerdem noch eine imposante Reserve. Bestehend aus 34 Linienschiffen in gutem Stande sollte sie bald um 25 neue vermehrt werden, und die Stückgießereien waren be-

reits mit der Anfertigung von 3000 Kanonen beschäftigt, um diese Fahrzeuge zu armiren.

Ungeachtet dieser ungemeinen Entwickelung der französischen Marine im Jahre 1793 stand dieselbe aber dennoch der englischen Marine nach. Nach Abzug alles Unbrauchbaren hatte Frankreich damals 76 Linienschiffe, theils in See, theils auf den Werften. England besaß 115. Die französischen Linienschiffe waren jedoch durchschnittlich stärker als die englischen, so daß Englands Ueberlegenheit minder fühlbar wurde, wenn man andere und genauere Vergleichungspunkte wählte. So z. B. führte die englische Flotte 8718 Kanonen, die französische dagegen 6000. Da außerdem die französischen Kanonen meistens von stärkerem Kaliber waren, als die englischen, so konnten jene, bloß eine Schiffsseite gerechnet, eine Lage geben, deren Gewicht sich auf beinahe 74,000 Pfund belief. Die Gesammtlage der englischen Geschütze blieb zwar immer noch beträchtlicher als diejenige der französischen, da jene ungefähr 88,000 Pfund wog; sie überstieg dieselbe jedoch nur um etwas mehr als ein Sechstel, wodurch das vergleichsweise Uebergewicht derselben um einen großen Theil vermindert wurde, denn nach der Schiffszahl würde die französische Marine nur zwei Drittel der englischen betragen haben. Aber auch dergestalt ermäßigt vermöchte das Zahlenverhältniß von dem wirklichen Werthe des beiderseitigen Materials einen genauen Begriff noch immer nicht zu geben, denn seitdem die französischen Linienschiffe gleich den englischen mit Kupfer belegt waren, hatten jene die ganze Ueberlegenheit im Segeln wiedererlangt, welche eine weit vorzüglichere Bauart ihnen sichern mußte. Die Engländer besaßen zwar viele Dreidecker, eine Gattung, die von jeher für furchtbar gegolten hat; allein einige, die hundert Kanonen führten, wie z. B. die Victory, die nach einander die Flagge des Admirals Hood, des Admirals Jervis und Lord Nelsons führte, oder Queen Charlotte, auf der Admiral Howe jetzt seine Flagge aufgezogen, waren allerdings vortreffliche Fahrzeuge und ein

tüchtiges Kreuzen zu ertragen im Stande, konnten aber in keiner anderen Beziehung mit den französischen oder spanischen Dreideckern einen Vergleich aushalten; andere, die als Schiffe von 98 oder 90 Kanonen bekannt waren, kamen hinsichtlich der Eisenmassen, die sie zu schleudern vermochten, kaum den prachtvollen französischen Linienschiffen von 80 Kanonen gleich, obwohl letztere nur zwei Batterien hatten, standen denselben aber hauptsächlich durch den vollständigen Mangel an nautischen Vorzügen nach. Neben diesen beiden Klassen der Linienschiffe ersten Ranges erfüllten die französischen Linienschiffe von 120 Kanonen, wie z. B. la Montagne und le Commerce de Marseille, auf dem sich zu jener Zeit Admiral Trogoff befand, durch ihre imposante Masse und die Dicke ihrer Wände, „die undurchdringlich für eine Kugel" erschienen, die englischen Kapitäne, wie mehrere Briefe von Nelson beweisen, mit Staunen. Die englischen Linienschiffe von 74 Kanonen waren ebenfalls weit schwächer von Bauart, als die französischen, und da einige von diesen Fahrzeugen noch heutigen Tages in beiden Flotten vorhanden sind, so kann man sich durch ihre Vergleichung allein schon leicht überzeugen, welcher Abstand ehemals zwischen dem französischen Flottenmaterial, dem schönsten in Europa, selbst Spanien nicht ausgenommen, und zwischen den ungefälligen und kümmerlichen Formen der englischen Marine vorhanden war.

Zu der Ueberlegenheit, welche eine vorzügliche Bauart den französischen Linienschiffen gewährte, kam auch noch der Vortheil, den sie bei jeder Gelegenheit, wo es galt, an Schnelligkeit zu wetteifern, aus einem besser abgepaßten Takelwerk zogen, welches ihnen gestattete, unter vollen Segeln den Windstößen zu trotzen, wodurch die englischen Schiffe sich oft entmastet fanden.

Indeß gingen die Vortheile, welche durch die bessere Beschaffenheit der Kriegsschiffe der französischen Marine dar-

geboten waren, durch die Desorganisation der Bemannung und durch schlechte Ausrüstung wieder verloren. Während die französischen Ausrüstungen immer mehr übereilt wurden und man in Frankreich schlechtes Eisen, Ausschußholz, geringere Hanfarten zu verwenden genöthigt war, lehrte die Erfahrung langer Blokaden und eine beständige Uebung zur See die Engländer, die passendsten Proportionen zu wählen und die zweckmäßigsten Vorkehrungen zu treffen, um ihrem Takelwerk die Dauerhaftigkeit zu verleihen, welche ihm bisher gefehlt hatte. In dieser Beziehung hatten ihre Fahrzeuge bald gewonnen, was den Schiffen der Franzosen in Folge ihrer Verlegenheit und ihrer Nachlässigkeit verloren ging. Es blieben diesen nun noch geräumigere Schiffe, deren geschickter berechnete Wasserlinien ein überlegenes Segeln sicherten. Die Wechselfälle des Krieges brachten einige davon in die Hände der Engländer, die sich beeilten, sie auszubessern und nachzunahmen. So bereicherte die englische Marine sich mit Fahrzeugen, die, nach demselben Modell wie die französischen erbaut, aber mit mehr Sorgfalt und größerer Kenntniß der Erfordernisse des Meeres armirt, weit entfernt, ihren Vorbildern nachzustehen, bei schwierigen und anstrengenden Fahrten eine sehr große Ueberlegenheit über dieselben besaßen.

Wollte man nach den bisherigen Darstellungen für den Beginn des Krieges ein, wenn schon zweifelhaftes, Gleichgewicht zwischen der englischen und französischen Marine annehmen, so wurde dasselbe doch durch die Koalition, welche die holländische, spanische, portugiesische und neapolitanische Seemacht der englischen zur Verfügung stellte, völlig aufgehoben. Hierzu kam, daß der erste vernichtende Schlag, der Frankreich traf, den Engländern auch nicht das mindeste Opfer kostete. Aus Furcht vor der Revolutionsarmee warf sich Toulon am 28. August 1793 den Engländern in die Arme, und die letzteren kamen so ohne Schwertstreich in den Besitz von 31 Linienschiffen, 15 Fregatten und 12 anderen Fahrzeugen. Der englische Admiral übernahm sie als ein

Depositum für Ludwig XVII.; aber Nelson war einer der Ersten, der die Bemerkung machte, zum Verbrennen der französischen Flotte brauche man keine ganze Stunde. Nur 25 von jenen 58 Fahrzeugen fielen den Franzosen später wieder in die Hände, die übrigen wurden theils verbrannt, theils folgten sie dem englischen und spanischen Geschwader.

Hierzu kam, daß die Disciplin auf der französischen Flotte erschüttert war; es brachen Meutereien aus; die alten Matrosen mußten der Armee zugesendet und durch Aushebung von Fischern und Rekruten ergänzt werden. Noch bedauerlicher war der Verlust der Offiziere, die unter Estaing, Guichon, Suffree und d'Orvillier mit Schiffen zu manövriren und Flotten zu leiten gelernt hatten. Viele emigrirten, andere wurden eingekerkert und fielen unter der Guillotine.

Der Krieg war aber lebhaft und dringend. Um dem Volke Lebensmittel zu verschaffen, mußte das Einlaufen der aus Amerika erwarteten Getreideconvois gesichert werden. Das Heil der Revolution erforderte, daß man Flotten in See habe, und mit der jener Zeit eigenthümlichen Raschheit mußte zur Ausführung gebracht werden, was unter allen möglichen Dingen am meisten Zeit und Methode erheischt, was sich am allerwenigsten mit Uebereilung und Unordnung verträgt: die Reorganisation einer großen Marine. Der Konvent zögerte nicht. Er trieb seine Geschwader mit ihrer Neulingsbemannung hinaus, dekretirte Fleiß in den Arsenalen und Heldenmuth auf den Kriegsschiffen, wie er an den Grenzen Sieg vorgeschrieben hatte, und — so groß ist die Macht der Begeisterung selbst in Dingen, die ihrem Gebiet am fernsten zu liegen scheinen — es fehlte wenig, so hätte er an dem denkwürdigen Tage, der unter dem Namen: Gefecht vom 13. Prairial bekannt ist, dem kriegserfahrenen Admiral, welcher den Grafen von Estaing in Schach gehalten hatte, und den regelrecht armirten, von erfahrenen Offizieren geführten englischen Schiffen einen Triumph abgewonnen, der dem Kriege vielleicht eine ganz andere Wen-

dung gegeben haben würde. Der Admiral Villaret-Joyeuse bekämpfte bei dieser Gelegenheit 3 Tage lang im Meerbusen von Gascogne die aus 25 Linienschiffen bestehende Flotte Lord Howe's, und obgleich er im letzten Treffen, das am 1. Juni 1794 Statt fand, 7 Linienschiffe verlor, machte doch die englische Flotte, die eben so viel gelitten hatte, wie die französische, keinen Versuch, ihren Vortheil weiter zu verfolgen. Der Convoi aus Amerika lief einige Tage nach diesem unglücklichen Treffen in Brest ein, und daß die Republik vor einer Hungersnoth gerettet war, hatte sie den Schiffen zu verdanken, die von dem unglücklichen Ludwig XVI. ihr hinterlassen worden.

Nelson hatte sich durch seinen Eifer die Achtung und Zuneigung Lord Hoods gewonnen. „Binnen 6 Monaten war sein Schiff keine 20 Tage vor Anker gewesen. Während das englische Geschwader die Rhede von Toulon inne hatte, befand sich Nelson heute bei Neapel, morgen an der Küste von Korsika, ununterbrochen in See". Von Korsika segelte er nach Sardinien, von Tunis nach Livorno, unterhandelte, kämpfte, kannte weder Furcht noch Ruhe und zeigte schon damals in der ganzen Verwegenheit und dem Ungestüm seines Wesens alle die Eigenschaften, die ihn zum unschätzbaren Manne der That machten. Lord Hood hatte ihm mehrmals angeboten, sein kleines Fahrzeug von 64 Kanonen mit einem Linienschiff von 74 Kanonen zu vertauschen.

Das Anerbieten war verführerisch. Dennoch konnte Nelson sich nicht entschließen, von seinen Offizieren zu scheiden. Diesen war er ungemein zugethan und stets sprach er nur mit dem größten Lobe von ihnen. Sonderbar! Dieser Mann, den gewisse Handlungen traurigen Andenkens eines fühllosen Gemüthes zu bezüchtigen scheinen könnten, war gerade ungemein gefühlvoll und vom wohlwollendsten Charakter. Selbst die Ausübung der despotischen und unbeaufsichtigten Gewalt, womit er so lange bekleidet gewesen, hatte die Gleichmüthigkeit und die Umgänglichkeit, welche ihm im Privatleben eigen war und die er auch in dienstli-

cher Beziehung bei jeder Gelegenheit bethätigte, nicht im Mindesten zu verändern vermocht. Man braucht nur seinen Briefwechsel durchzublättern, um in dieser Beziehung auch nicht den geringsten Zweifel mehr zu hegen. Im ganzen Inhalt dieser umfangreichen Sammlung, wo Nelson in der vertraulichsten Unterhaltung erscheint, dürfte schwerlich eine einzige Klage über seine Schiffe, seine Offiziere oder seine Mannschaft zu finden seyn. Wo er befiehlt, ist Alles vortrefflich, treuergeben, voller Eifer, und unter dem Einflusse eines so glücklichen Optimismus und solch einer leutseligen und wohlwollenden Gemüthsart geht und wird Alles gut. Darauf beruhte aber auch Nelsons Hauptwirksamkeit. Er verstand es vortrefflich, die eigenthümliche Brauchbarkeit eines Jeden in Anspruch zu nehmen, so daß es keinen auch noch so schlechten Offizier gab, aus dem er nicht einen eifrigen, oft sogar einen nützlichen Diener zu machen gewußt hätte.

Die Zeit, während deren er jenes Schiff von 64 Kanonen unter seinem Befehl behielt, war die glücklichste seines Lebens. Er war damals noch weit entfernt, den Ruhm vorauszusehen, der sich dereinst an seinen Namen knüpfen sollte; allein ein ehrenvoller Ruf vergalt bereits seine Anstrengungen, und der freudige Ton, welcher in den Briefen herrscht, die er damals schrieb, bildet einen interessanten, aber auch peinlichen Gegensatz zu der Niedergeschlagenheit, die sich in jeder Zeile ausspricht, wie er mitten unter den Ehrenbezeugungen und in dem Freudenrausch nach der Schlacht bei Abukir, unzufrieden mit sich und mit Anderen, von ganzem Herzen einen rühmlichen Tod herbeiwünscht und nur die Ruhe im Grabe zu ersehnen scheint. Als er im Jahre 1794, minder berühmt, aber weit glücklicher und viel zufriedener mit sich selbst, von den Orkanen im Meerbusen von Lyon, deren Heftigkeit er zum ersten Male empfand, herumgepeitscht wurde und seit seiner Abfahrt aus England kaum den Fuß wieder an's Land gesetzt hatte, fand er dieses rauhe und angestrengte Leben allerliebst, denn die Heiterkeit seiner Seele machte ihm alle Prü-

fungen leicht. „Seit einiger Zeit", schrieb er, „haben wir fortwährende Windstöße; indeß auf dem Agamemnon kümmern wir uns nicht darum. Es ist ein ganz vorzügliches Schiff. Ueberdies haben wir nicht einen Kranken an Bord. Wie wäre es auch anders möglich bei einer so tüchtigen Bemannung? Und Lord Hood! Welch' ein vortrefflicher Offizier! Alles, was von ihm ausgeht, ist so klar, daß man seine Absicht gar nicht mißverstehen kann".

Nachdem Lord Hood genöthigt worden war, die Rhede von Toulon aufzugeben, beschloß er einen Angriff auf Korsika. Die Ausschiffung der Truppen fand in der Bucht von St. Florent Statt. Die Stellungen, welche diesen Ort deckten, wurden nach einander genommen, und Bastia, bloß mit Marinesoldaten und Matrosen angegriffen, mußte sich nach einer Belagerung von einigen Tagen ergeben. Calvi leistete längeren Widerstand, unterlag aber am Ende ebenfalls, und die Franzosen sahen sich ganz aus Korsika vertrieben. Nelson hatte sämmtliche Operationen der Belagerung von Bastia geleitet und an der Belagerung von Calvi einen thätigen Antheil genommen. In einer der Batterien, die gegen die Festungswerke des zuletzt genannten Platzes errichtet worden, verlor er den Gebrauch seines rechten Auges, das von Erdstücken getroffen wurde, die das Einschlagen einer Kugel in die Brustwehr umherschleuderte. Diese Verwundung hielt ihn nur einen einzigen Tag im Zimmer, es hatte aber, wie er damals schrieb, nur eines Haares Breite daran gefehlt, so wäre ihm der Kopf abgerissen worden.

„Eine unfehlbare Hand", schrieb ihm damals sein Vater, ein ernster und gottesfürchtiger Mann, für den Nelson eine tiefe Verehrung hegte, „eine allweise und allgütige Macht hat die Stärke des Stoßes gemildert, von dem Du getroffen bist. Gebenedeiet sey diese Hand, die Dein Leben gerettet hat, damit Du, wie ich überzeugt bin, noch viele Jahre für das Gute, das sie bewirken will, zum Werkzeug, und Deinen Genossen als Vorbild und Muster dienest! Du

brauchst nicht zu besorgen, lieber Horaz, daß je von mir eine gefährliche Schmeichelei an Dich gerichtet werde: aber das gestehe ich, eine Freudenthräne tritt mir zuweilen in's Auge, wenn ich Deinen Namen so ehrenvoll nennen höre. Möge der Herr Dich fortwährend beschützen, Dich leiten und Dir beistehen in allen Deinen Bemühungen für Das, was heilsam und billig ist! Ich weiß wohl, daß Militärpersonen in der Regel Fatalisten sind. Dieser Glaube kann auch ohne Zweifel nützlich seyn, er darf aber nicht das Vertrauen ausschließen, das jeder Christ in die Vorsehung setzen muß, die alle irdischen Vorfälle leitet. Dein Schicksal, das glaube mir, liegt in Gottes Hand, und alle Haare Deines Hauptes sind gezählt. Ich für meine Person kenne keine stärkendere Lehre".

Die Engländer waren ohne Zweifel in dem langen und blutigen Kriege, den sie gegen Frankreich führten, keineswegs bloß geschickte und beharrliche Automaten. Sie waren, wie die Franzosen damals ebenfalls, gewissenhafte und überzeugungstreue Streiter, die für Kirche und Heimath in den Tod gingen, von derselben Begeisterung erfüllt und nicht minder bereit, für den Sieg ihrer Ideen und den Triumph ihrer Grundsätze sich selbst aufzuopfern. Hätten nicht auch sie während dieses furchtbaren Kampfes zur Stählung ihrer Hingebung und ihrer Thatkraft eine heilige Quelle gehabt: nie hätten sie der Heldenschaar zu widerstehen vermocht, bei der die höchste Todesverachtung der allergewöhnlichste Vorzug war. Trotz der Ueberlegenheit ihrer Fahrzeuge, der Schnelligkeit und der Genauigkeit ihres Schießens würde der Wirbel von Menschen und Schiffen, die der revolutionäre Orkan aufwehte, sie wie einen Strohhalm mit fortgerissen haben; allein der republikanische Glaube stieß in diesem Kampf auf die Ueberreste des alten puritanischen Fanatismus, der seit Cromwells Zeit noch nicht vollständig erloschen war. Zum Widerstande gegen den französischen Ungestüm fand sich unter den Abkömmlingen der Rundköpfe noch Etwas von dem düsteren und unbezwinglichen Feuer,

das ihre Vorväter einst den Kavalieren Karl Stuarts entgegensetzten. So wurde es möglich, daß diese wetteifernde Gluth fast ein Vierteljahrhundert hindurch sich die Welt streitig machen und sie mit Staunen erfüllen konnte.

Nelson selbst, der den körperlichen Muth, wie man sich wohl ausdrücken kann, im höchsten Grade besaß und der, wenn anders dem Zeugniß seines eigenen Briefwechsels und seiner Zeitgenossen Glauben zu schenken ist, die unwillkürliche Regung, die der junge Wellesley in der ersten Schlacht empfand, nie gekannt hat; — Nelson, der sein Leben eben so entschlossen auf's Spiel setzte, wie irgend Jemand, unterließ dennoch nicht, seinen Muth im Augenblick des Kampfes durch die Erinnerung an die frommen Ermahnungen seines Vaters zu stärken. Am Abend vor den Schlachttagen, an denen er nur selten ohne Wunde davon kam, empfand er das Bedürfniß, sich zu sammeln, und die Zufälle, denen er ausgesetzt seyn werde, fest und ernst in's Auge zu fassen. Oft schrieb er ein kurzes Gebet in sein Tagebuch. „Unser Aller Leben", sagte er, „steht in Dessen Hand, der am besten weiß, ob er das meinige erhalten soll oder nicht. Darum ergebe ich mich in seinen Willen. Mein Ruf und meine Ehre liegen aber in meiner Hand, und mit einem beschimpften Namen zu leben würde unerträglich für mich seyn. Dem Tode müssen wir Alle einmal unsere Schuld abtragen, und es kommt wenig darauf an, ob dies heute oder nach einigen Jahren geschieht. Ich will nur, daß mein Betragen die Wangen meiner Freunde nie erröthen machen könne". „Bedenke wohl", schrieb er ein anderes Mal in dem Augenblick, als er glaubte, daß Lord Hood die zur Unterstützung Calvi's herbeigeeilte französische Flotte erreichen könne, an seine Frau, „bedenke wohl, daß ein braver Mann nur einmal stirbt, während ein Feigling sein Lebelang im Sterben ist. Sollte mich in diesem Gefecht ein Unfall treffen, so bin ich wenigstens sicher, daß mein Verhalten von der Art gewesen, Dir Ansprüche auf das Wohlwollen des Königs zu gewähren. Glaube indeß nicht, daß ich irgend

ein unheimliches Vorgefühl habe und daß ich wirklich fürchte, Dich nicht wiederzusehen. Sollte es dennoch anders kommen: so geschehe der Wille des Herrn! Nie wird mein Name Denen, die ihn führen, zur Unehre gereichen. Das Wenige, was ich besitze, habe ich Dir, wie Du weißt, schon gegeben. Ich möchte, daß es mehr wäre, habe aber nie Etwas auf eine unehrenhafte Weise erworben, sondern was ich Dir hinterlasse, kommt aus reinen Händen".

Trotz der Verluste vor Toulon hatte doch Admiral Martin schon im Sommer 1794 einen Versuch machen können, mit einer kleinen Flotte von 7 Linienschiffen auszulaufen und dem von den Engländern belagerten Calvi Unterstützung zu bringen. Allein durch Lord Hoods Flotte verfolgt, mußte er sich in den Meerbusen von Juan zurückflüchten. Der Konvent beschloß nun, der touloner Flotte von Brest aus eine Verstärkung zugehen zu lassen. Dort waren noch 35 Linienschiffe, 13 Fregatten und 16 Korvetten zum Auslaufen bereit. Diese Flotte ging am 31. December 1794 unter Villaret-Joyeuse unter Segel. Der Kontreadmiral Renaudin sollte, sobald das Begegnen des englischen Geschwaders nicht mehr zu befürchten war, mit 6 Linienschiffen die Flotte verlassen und nach Toulon segeln. Der Mangel in den französischen Arsenalen war aber so groß, daß man es nur mit vieler Mühe dahin gebracht hatte, dem zur Verstärkung der Flotte bei Toulon bestimmten Geschwader auf 6 Monate Proviant zu liefern, während die übrigen Schiffe nur auf 14 Tage erhalten hatten. Widrige Winde machten bald eine Theilung der Lebensmittel nothwendig, die Flotte kam auseinander, 3 Linienschiffe versanken, ein viertes lief auf den Strand, und nach vier Wochen kamen die Ueberreste der Gesammtflotte unverrichteter Dinge wieder nach Brest zurück.

Von solcher Art waren die Schwierigkeiten, mit denen die französischen Seeleute in den ersten Jahren der Republik zu kämpfen hatten. Es gehörte gewiß eine große That-

kraft und Entschlossenheit dazu, um unter so ungünstigen Verhältnissen den Muth nicht zu verlieren; insbesondere aber mußten solche Männer von einem tiefen Pflichtgefühl, von einer hohen Selbstverleugnung durchdrungen seyn, daß sie sich darauf einließen, ihre Ehre und ihre Verantwortlichkeit bei Unternehmungen auf's Spiel zu setzen, die unvermeidlich einen so beklagenswerthen Ausgang nehmen mußten. Was damals in der französischen Marine vorging, läßt sich nur dann richtig würdigen, wenn man zu gleicher Zeit jene fiebrische Periode im Ganzen überblickt. Dasselbe Gepräge des Uebermuths und der Verwegenheit trugen damals die Regierung des Landes, wie die Führung des Krieges, die Entwürfe zu Staatsverfassungen, wie die Pläne für Feldzüge. Vor Allem verließ man sich dort auf seinen Muth, in dem festen Entschlusse, auf seinem Posten zu sterben und sein Leben theuer zu verkaufen, dachte aber wenig daran, durch unabläßige Sorgfalt und geschickte Anordnungen einen sicheren Erfolg vorzubereiten. Wenn der Tag der Schlacht dann gekommen war und man sich einem besser eingeübten und besser disciplinirten Feinde gegenüber befand, der seine Kanonen wie seine Segel mit größerer Leichtigkeit und Pünktlichkeit handhabte, so war man damit zufrieden, ihm nichts als abgeschossene Masten, das Verdeck voller Leichen und einen Rumpf im Sinken in die Hände fallen zu lassen, und fühlte sich gewissermaßen stolz darauf, den Sieger selbst vor so vielem Blutvergießen entsetzt und über einen solchen Sieg fast bestürzt zu sehen. Es war ein unglücklicher, es war aber auch ein heldenmüthiger Krieg, der auf solche Weise zwanzig Jahre lang geführt wurde. Es ist noch nie genug hervorgehoben worden, unter welchem ungünstigen Gestirn die französischen Seeleute damals kämpften; man hat noch keineswegs hinlänglich klar gemacht, wie mangelhaft ihre Einrichtungen waren; ihrer hochherzigen Selbstverleugnung, ihrem hoffnungslosen Kampfe, ihrer unerschrockenen Selbstaufopferung ist noch nicht die gebührende Ehre zu Theil geworden. „Das Gelingen reicht hin", sagte Nelson oft,

„viele Fehler zu bedecken; wie manche Heldenthat bleibt dagegen unter einer Niederlage begraben".

Obschon die Unterstützung von Brest ausgeblieben war, hatte man doch die Flotte von Toulon durch große Anstrengungen auf 15 Linienschiffe gebracht. Sie ging am 3. März 1795 unter Segel, um einen neuen Versuch gegen Korsika zu unternehmen und ein Truppencorps von 6000 Mann dort zu landen. Admiral Hotham, der Nachfolger Hoods, suchte den Admiral Martin, der die französische Flotte befehligte, sofort auf. Hotham befand sich noch an der Spitze von 14 Linienschiffen, nachdem eins, der Berwick, der von St. Florent gekommen war, um sich bei Livorno der englischen Flotte anzuschließen, dem Feinde in die Hände gefallen war. Am 14. März 1795 kam es im Meerbusen von Genua zur Schlacht. Zwei französische Linienschiffe, der Censeur und der Cairo, mußten sich, von der französischen Flotte, die die Befehle des Admirals nicht richtig befolgte, verlassen, ergeben. Sie thaten dies erst nach dem heldenmüthigsten Widerstande, nachdem sie 400 Mann verloren, einen Theil ihrer Masten eingebüßt und vier feindliche Linienschiffe beschossen hatten, von denen eins in Folge seiner Beschädigungen zwei Tage später auf den Strand gerieth. Trotz der Wegnahme dieser beiden Schiffe war der Verlust ziemlich gleich, da der Berwick im Besitze der Franzosen verblieb; aber demohnerachtet war dieses Treffen verhängnißvoll für Frankreich, weil das Verlassen zweier Linienschiffe auf dem Kampfplatze bei fast gleichen Streitkräften Zweifel an dem geschickten und kräftigen Zusammenwirken der französischen Flotte aufkommen lassen mußte, die auf das Schicksal des ganzen Feldzuges nachtheilig einwirkten.

Mit der Schnelligkeit des Blicks und der Sicherheit des Urtheils eines zu großen Dingen berufenen Mannes hatte Nelson eingesehen, daß eine Flotte, die sich zu solchen Opfern entschließe, demoralisirt und schon halb besiegt sey, weshalb man sie auch eiligst verfolgen müsse. Er begab sich deshalb zum Admiral Hotham an Bord und drang in ihn,

seine beschädigten Schiffe und die gekaperten Fahrzeuge unter dem Geleite einiger Fregatten zurückzulassen, mit den 11 brauchbaren Linienschiffen aber, die ihm noch blieben, den Feind zu verfolgen. „Allein er, viel ruhiger", schrieb Nelson an seine Frau, „antwortete mir: Wir können zufrieden seyn; wir haben ein gutes Tagewerk gethan. Ich für meine Person kann diese Ansicht nicht theilen, denn hätten wir auch von den 11 französischen Linienschiffen, welche entflohen, 10 genommen, das 11. aber entkommen lassen, während wir es zu nehmen vermocht, so würde ich das kein gutes Tagewerk nennen können. Ich möchte einmal Admiral seyn und eine englische Flotte kommandiren. Entweder hätte ich bald große Resultate erlangt oder große Unfälle erlitten. Halbe Maßregeln sind meiner Natur zuwider. Wahrlich, wäre die Flotte am 14. März unter meinem Befehl gewesen, so hätte entweder das ganze feindliche Geschwader meinen Triumph verherrlicht oder ich würde mich selbst in einer argen Verlegenheit befunden haben". Kurz nach dem Gefechte vom 14. März brachte der Kontreadmiral Renaudin dem Admiral Martin eine Verstärkung von 6 Linienschiffen und 3 Fregatten. Allein auch Admiral Hotham hatte sein Geschwader um 9 englische und 2 neapolitanische Linienschiffe vermehrt. Am 13. Juli 1795 stand er mit 23 Linienschiffen, 17 französischen den hyerischen Inseln gegenüber; er hatte jedoch die Nacht zuvor durch den Sturm Beschädigung erlitten, wollte seinen Schiffen zum Ersatz der verlorenen Segel Zeit lassen und versäumte so die Gelegenheit, eine Schlacht zu eröffnen, mittelst deren er die französische Flotte hätte vernichten können. Es kam nur zu einem Einzelgefecht zwischen 3 englischen Linienschiffen und dem hintersten Schiffe der französischen Flotte, Alcide, wobei dieser in Feuer aufging. Auch bei dieser Gelegenheit zeigte sich der Heldenmuth der Franzosen in einzelnen glänzenden Thaten, zugleich aber auch der Mangel an erfolgreichem Zusammenwirken und namentlich an tüchtiger Behandlung der Geschütze. In dem Augenblicke, wo

der Alcide in der größten Gefahr und von dreifacher Uebermacht angegriffen war, machte der tapfere Kapitän Hubert mit der Fregatte Alceste einen Versuch, ihn zu retten, mit einer Kühnheit und Unerschrockenheit im Manövriren, die selbst den Engländern Erstaunen und Bewunderung abnöthigten. Seine Bemühungen blieben aber erfolglos, weil, eben als die Fregatte unter dem feindlichen Eisenhagel heranfam, um dem Alcide ein Bugsirtau zu schicken, dieser der Feuersbrunst zum Raube ward. Die Unsicherheit der Franzosen im Schießen war bei diesem Gefechte vorzüglich bemerkbar. Zwei Stunden lang beantworteten die Schiffe der französischen Arrièregarde das Feuer des Feindes, ohne diesem einen weiteren Schaden als den Verlust einer Segelstange zuzufügen. Dazu kam, daß die Offiziere der Seetaktik meistens unkundig waren. Sie verstanden die Signale, wodurch die Bewegungen einer großen Flotte geleitet werden, nur mangelhaft. Die seltsamsten Mißverständnisse, oft im Angesichte des Feindes, führten Unfälle herbei, welche leicht zu vermeiden gewesen wären.

Nelson unter Admiral Jervis.

Dem Admiral Hotham folgte in dem Befehle über die Flotte des Mittelmeeres der Admiral Jervis, der damals über 60 Jahr alt, aber trotz seines Alters voll Kraft und Leben war. „Nachdem Nelson unter Lord Hood und Admiral Hotham den letzten Anstrengungen der alten Taktik beigewohnt hatte, stand ihm jetzt unter dem Admiral Jervis eine kräftigere Schule bevor, aus der die Seetaktik und die Seedisciplin neugestaltet hervorgehen sollten. Der Tag, an dem Admiral Jervis seine Flagge auf dem damals in der Bucht von Saint-Florent ankernden Victory aufzog, muß in den Jahrbüchern der englischen Marine ewig denkwürdig bleiben, denn er bezeichnet den Anfangspunkt des erfolgreichen Weges, auf dem diese Marine das Geheimniß ihrer Siege finden sollte. Die englische Marine hat noch nicht vergessen, mit welcher ehrfurchtsvollen Scheu die jun-

gen Offiziere jener Zeit, begierig, dieses vielgerühmte Muster von Anstand und Mannszucht in der Nähe zu studiren, an Bord seines prachtvollen Schiffes kamen und dem scharfen Blick und der ernsten Haltung des Baronets entgegentraten. Kaum hatte die Victory seine Flagge aufgehißt, so konnte man auch schon aus untrüglichen Zeichen das Daseyn eines neuen Oberbefehlshabers erkennen. Nach einigen Monaten war der Geist der Flotte gänzlich verändert. Mehr als ein Kapitän dachte mit Sehnsucht an das gutmüthige Walten des Admirals Hotham zurück, aber Nelson, Collingwood, Foley, Troubridge, Samuel Hood, Hallowell, alle die jungen Offiziere, welche dereinst den Stolz der englischen Marine bilden sollten, erglühten unter dieser kräftigen Faust in neuem Eifer. Die Bewegung im Seewesen, die in Ermangelung großer Ereignisse unterbrochen scheinen konnte, hatte nur den Ort verändert und dauerte in der stillen Umgestaltung der englischen Disciplin fort. Ungeachtet des Schattens, wodurch ein ehrenvolles und gegenseitiges Vertrauen später getrübt wurde, war doch Keiner bereitwilliger als Nelson, den glücklichen Bemühungen des Admirals Jervis Anerkennung zu zollen. „Dem großen, dem herrlichen Grafen Sanct Vincent", sagte er in einem im Jahre 1799 an Lord Keith gerichteten Schreiben, „verdanken wir Alle das Feuer, das uns beseelt, und unsere Begeisterung für den Seedienst". „Nie", schrieb er an ihn selbst, „nie wird England wieder einen Verein solcher Schiffe erhalten, wie Sie mir anvertraut haben. Hauptsächlich Ihnen ist der Sieg von Abukir zu verdanken und ich hoffe, daß unser Vaterland dies nimmer vergessen wird". „Noch nie", wiederholte er während des Kriegszugs in der Ostsee, „habe ich Etwas gesehen, was mit den 20 Linienschiffen, die im Mittelmeer gedient haben, in Vergleich zu stellen wäre. Neben den Offizieren, die in jener Schule erzogen sind, zeigen die anderen eine solche Armuth an Auskunftsmitteln, daß ich wahrhaft erstaunt darüber bin".

Als Sir John Jervis die wichtige Reform, welche er

vorhatte, begann, richtete er seine Aufmerksamkeit auf drei Hauptpunkte: den Zustand des Schiffes, wovon nach seiner Ansicht das Wohlbefinden der Menschen, die es bewohnen müssen, abhängig ist, die militärische Ausbildung und die Disciplin des Geschwaders. Zwei Krankheiten verheerten damals häufig die Flotten: Skorbut und Typhus. Die Einführung säuerlicher Getränke hatte die englische Flotte gegen erstere Plage bereits zu schützen begonnen, der Typhus aber war oftmals die Folge der Anhäufung einer großen Menschenmasse in engen und feuchten Räumen. Gerade in dem Augenblick, als Jervis im mittelländischen Meere ankam, hatte das neapolitanische Linienschiff Tancredi, von dieser furchtbaren Seuche befallen, das englische Geschwader verlassen und nach Neapel zurückkehren müssen, um die Ueberreste seiner Bemannung dort an's Land zu setzen. Admiral Jervis gab mit der Autorität, die eine 48jährige Dienstzeit ihm verlieh, die Vorkehrungen an, welche dem Ausbruch dieser ansteckenden Fieber vorbeugen müßten. Nach seinem Befehl wurde auf jedem Linienschiffe in dem vordersten Theile der obersten Batterie ein großes Hospital eingerichtet, das von dem Rest der Batterie durch eine bewegliche Wand abgesondert war und vermittelst zwei weiter Stückpforten mit der freien Luft in Verbindung stand. Außerdem empfahl er, die Hängematten der Matrosen, ihre Matratzen und ihre Bettdecken allwöchentlich mindestens einmal lüften und ausklopfen zu lassen, ordnete ein vollständiges Auswaschen der unteren Batterien und des Zwischendecks an, und um die Befolgung seiner Befehle sicher zu stellen, hielt er darauf, daß alle Einzelheiten dieser periodischen Geschäfte sowie diejenigen der täglichen Reinigung ganz genau in die dem Visa des Kapitäns unterliegenden Schiffsbücher eingetragen wurden. Welche vortheilhaften Ergebnisse seine Sorgfalt für die Gesundheit herbeiführte, zeigen folgende Angaben, die aus Charles Dupins Werk über die Seemacht Großbritanniens entnommen sind. Während des amerikanischen Krieges in den vier Jahren von 1779 bis

1782 hatte die englische Flotte im Durchschnitt jährlich unter 100 Mann auf der See 30 Kranke; in den 4 Jahren von 1793 bis 1796 hatte sie 24 Kranke, von 1797 bis 1800 nur noch 14 und von 1801 bis 1806 bloß 8 Kranke unter 100 Mann auf der See. Gibt diese erstaunliche Abnahme nicht zu den fruchtbarsten Betrachtungen Anlaß?

Admiral Jervis begnügte sich aber nicht damit, den Keim zu jenen verderblichen Seuchen von seinen Schiffen entfernt zu haben; in seiner Sorgsamkeit trug er auch kein Bedenken, durch noch speciellere Vorschriften auf ein abgeschlossenes Gebiet überzugreifen, wohin den Kunstverständigen bisher das Auge eines Befehlshabers noch nie gefolgt war. „Ich wünschte sehr", sagte er, „daß wir nicht so viele Doktoren der Medicin unter unseren Chirurgen hätten. Kaum haben diese Herren ihr Diplom erlangt, so betrachten sie die nützlichsten Geschäfte und die gewöhnlichsten Pflichten ihres Berufes als unter ihrer Würde. Die Zeit verbringen sie mit Flöteblasen und Triktrakspielen, anstatt sich um ihre Kranken zu kümmern. Was ihre Tagebücher anlangt, die fassen sie mit Hülfe von medicinischen Schriftstellern ganz vortrefflich ab und begründen sich so, ohne das mindeste Anrecht darauf, einen Ruf bei ihren Vorgesetzten". „Ich verlange", schrieb er seinen Kapitänen, „daß die Chirurgen dieses Geschwaders nie das Deck betreten, nie an's Land gehen, sey es in Dienstgeschäften oder zu ihrem Vergnügen, ohne ein Besteck mit ihren Instrumenten in der Tasche zu haben". „Ich weiß gewiß", sagte er auch, „daß vielen schweren Krankheiten vorzubeugen seyn würde, wenn man die Leidenden anhielte, Flanell auf bloßem Leibe zu tragen. Zu diesem Zweck muß der Rechnungsführer eine Anzahl von Hemden oder Jacken aus Flanell vorräthig haben und, sobald ein Matrose über Katarrh, starken Husten oder auch nur einen gewöhnlichen Schnupfen klagt, ihn zur Anwendung dieser Vorsichtsmaßregel veranlassen. Ich fordere demnach die Kapitäne dieses Geschwaders sehr dringend auf, diesen Grundsätzen bei ihren Chirurgen Eingang zu verschaffen, die oft

aus Eigensinn oder aus einem argen Widerspruchsgeist gegen jede heilsame Anordnung jene wichtige Pflicht durchaus vernachlässigen".

Nachdem Sir John Jervis für eine dienstfähige Bemannung gesorgt hatte, war er darauf bedacht, sie dem Feinde furchtbar zu machen. Schon beim Beginn des Krieges mit Amerika hatte er erkannt, daß in Artilleriegefechten der Sieg unfehlbar den geschicktesten Kanonieren zu Theil werden müsse. Demgemäß schienen ihm diejenigen Uebungen, welche man damals am meisten vernachlässigte, die militärischen nämlich, unter allen die wichtigsten zu seyn. Er war sicher, daß er seine Schiffe, wenn er sie in See behielt, hinlänglich seegeübt machen werde, wußte aber, daß mehr Mühe dazu gehöre, sie kampftüchtig zu machen. „Es ist von der höchsten Wichtigkeit", sagte er zu seinen Kapitänen, „daß unsere Mannschaft ihre Kanonen gehörig bedienen lernt; ich will daher, daß alle Tage, auf der Rhede sowohl, wie in See, auf einem jeden Schiffe des Geschwaders ein allgemeines oder ein theilweises Exerciren Statt finde". Diese heilsame Richtung war stets vorwiegend bei ihm. Dreimal befehligte er große Geschwader, 1796, 1800, 1806, und dreimal brachte er das stets zu sehr vernachlässigte Exerciren am Geschütz in der englischen Marine zu Ehren. Unter seinem Befehle wurde das englische Geschwader im Mittelmeere bald furchtbar: ein Jeder that dort seine Schuldigkeit. Die Kapitäne wußten, welch einem Chef sie zu genügen hatten, und duldeten bei ihren Untergebenen keine Nachlässigkeiten, für die sie zu allererst verantwortlich gewesen wären. „Die Stelle eines Kapitäns", sagte Jervis, „darf keine Sinekure seyn. Nach meiner Auffassung muß der Befehlshaber eines Schiffes von Allem Rechenschaft geben, was an Bord desselben vorgeht. Er haftet mir für das Verhalten seiner Offiziere und seiner Mannschaft". Es kam bei ihm vor, daß er den Kapitän und sämmtliche Offiziere eines Schiffes, worüber er sich zu beklagen hatte, zusammen in Arrest schickte und einem Offizier, der auf der Wache nach-

läſſig geweſen war, die Ausbeſſerung der Beſchädigungen, welche das Admiralſchiff durch ein Zuſammenſtoßen erlitt, am Sold abziehen ließ; in der Regel hatten aber ſeine Strafen, wie ſeine Bemerkungen ein höheres Ziel und waren über die Subalternoffiziere weg geradesweges gegen deren Vorgeſetzte gerichtet. „Es gibt nur ſehr wenige Menſchen“, ſchrieb er dem Grafen Spencer, erſtem Lord der Admiralität, „die ein Linienſchiff gehörig zu befehligen vermögen. Mehr als ein Kapitän hat ſich als Befehlshaber einer Fregatte ausgezeichnet, beweiſet ſich aber vollkommen unfähig, 6- bis 700 Menſchen von dem Schlage zu leiten und zu regieren, aus dem jetzt unſere Mannſchaften beſtehen“.

Dieſe ungemeine Strenge des Admirals erſtickte jedoch weder den Eifer, noch die Selbſtthätigkeit auf den engliſchen Schiffen. Jervis machte große Anſprüche und war unbeugſam, aber diejenigen Offiziere, deren Fähigkeit und Pflichttreue er zu erproben Gelegenheit gehabt hatte, liebte er herzlich, und dieſes nie unthätige, ſtets zuvorkommende Wohlwollen wäre hinreichend geweſen, ihm ſelbſt manche Härte verzeihen zu laſſen.

Kein Admiral hat mit größerem Eifer die Diener des Staats gegen die Schützlinge der Ariſtokraten und gegen die Ehrenwerthen der engliſchen Marine in Schutz genommen. Nelſon, Troubridge, Hallowell, alle dieſe Offiziere, die er bald darauf auszeichnete, waren ihm gänzlich unbekannt, als er im Mittelmeer den Befehl übernahm. Sparſam in Lobeserhebungen und in Empfehlungen unterließ er es lange, die Aufmerkſamkeit der Admiralität auf ſie zu lenken. „Ich will nicht“, ſagte er, „als ein Marktſchreier erſcheinen, wie die meiſten meiner Kameraden. So lange aber ſolche Offiziere mir ihre Mitwirkung ſchenken, kann die Admiralität auf Wiederherſtellung der Disciplin rechnen“.

Dieſer letztere Punkt lag dem Admiral Jervis beſonders am Herzen, denn die Disciplin bildete in ſeinen Augen das ſicherſte Element des Erfolges, und man kann mit Recht ſagen, daß ſein ganzes Leben der Befeſtigung derſelben in

der englischen Marine gewidmet war. „Nicht die Insubordination der Matrosen fürchte ich", schrieb er an Nelson, „sondern die unbedachtsamen Aeußerungen der Offiziere und deren anmaßliche Neigung, die ihnen ertheilten Befehle einer Erörterung zu unterwerfen. Darin liegt eine wirkliche Gefahr und das eigentliche Princip der Unordnung". Admiral Jervis hatte Recht: die Disciplin einer Flotte besteht ganz und gar in der Disciplin ihres Offiziercorps. In Betreff der Subordination muß das Beispiel von oben kommen: dies vergaß Jervis nie. Als er im Jahre 1798 Nelson zum Befehlshaber des Geschwaders erwählte, welches den Sieg bei Abukir erfocht, dienten zwei ältere Admirale als Nelson, Sir William Parker und Sir John Orde, auf der Flotte von Cadix. Diese zeigten sich tief beleidigt durch eine Wahl, die ihnen den Befehl über jenes Geschwader entzog. „Ich habe Alles gethan", schrieb Admiral Jervis an Nelson, „was mir nur irgend möglich war, um die beiden Baronets davon abzuhalten, mir ihre Gegenvorstellungen schriftlich zugehen zu lassen. Zum Unglück für sie haben die üblen Rathschläge der Neidischen alle meine Gründe überwogen. Ich erwarte ihre Schreiben, und sobald ich diese empfangen habe, werde ich sie Beide nach England zurückschicken". Bei solchen Gelegenheiten zeigte der berühmte Admiral in der That seine ganze Charakterstärke, und indem er die Insubordination in dieser Art auf's Haupt schlug, gelang es ihm, eine unbedingte Herrschaft über sein Geschwader auszuüben. Ueberzeugt, daß eine Streitmacht nur ein Oberhaupt, bloß einen einzigen Willen haben muß, dem alle übrigen sich unterordnen, würde er nie geduldet haben, was so oft bei den Franzosen vorkam, daß Leute, die ihn zu unterstützen berufen waren, an seiner Seite zum Mittelpunkt einer Opposition würden, die mit dem Interesse des Dienstes und dem Wohle des Staates unvereinbar ist.

Bei seiner Rückkehr nach England wurde Admiral Jervis, nun Graf Sanct Vincent, von dem Viceadmi-

ral Orde zum Zweikampf gefordert; er weigerte sich aber, diese Herausforderung anzunehmen. Eine solche Art, Erörterungen zu beenden, deren Gegenstand der Dienst gewesen, ließ er nicht gelten, und wenn auch wirklich sein Entschluß durch die öffentliche Meinung gemißbilligt worden wäre, würde er doch nie darein gewilligt haben, durch ein anderes Verfahren mit eigenen Händen der Disciplin einen so verderblichen Stoß zu versetzen.

Die Flotte des Admirals Jervis bestand aus 25 Linienschiffen, 24 Fregatten, 10 Korvetten, 7 Briggs, 5 großen Transportschiffen von je 22 Kanonen, 2 Kutters von 14 Kanonen, 1 Hospitalschiff, 1 Brander und 1 Schiff zur Aufnahme der Gefangenen, im Ganzen aus 76 Segeln. Nelson hatte das volle Vertrauen des Admirals Jervis, der ihn kaum als einen Untergeordneten betrachtete. Er wurde mit seinem Linienschiffe, auf dem er die Flagge eines Commodore führte, mit 3 Fregatten und mit 2 Korvetten nach dem Meerbusen von Genua beordert, um die österreichischen Generäle bei ihren Unternehmungen gegen die französische Armee zu unterstützen. Diese schwierige Aufgabe paßte vortrefflich für seinen thätigen und entschlossenen Charakter, indem sie ihm die doppelte Pflicht auferlegte, einmal, die Bewegungen der französischen Armee zu überwachen, dann, ihr jede Zufuhr an Lebensmitteln und Munition abzuschneiden.

Indeß konnte nichts dem siegreichen Vordringen Bonaparte's Einhalt thun, und die Politik der Mächte, die bisher mit England gegen Frankreich gekämpft hatten, ward hierdurch bei den zunächst betroffenen Staaten umgestaltet. Sardinien trat die Grafschaft Nizza ab, und Neapel folgte dem Beispiele Preußens und Spaniens, und fing an, Friedensunterhandlungen einzuleiten. Auch Holland hatte schon eine Offensiv- und Defensiv-Allianz mit Frankreich abgeschlossen.

Am 12. September 1796 wurde ein Vertrag zwischen Spanien und Frankreich zu Paris ratificirt, und drei Tage

darauf verordnete die englische Regierung die Beschlagnahme sämmtlicher spanischer Schiffe, die in englischen Häfen vor Anker lagen. Spanien antwortete auf dieses Embargo mit einer Kriegserklärung und vereinigte seine Flotte unter den Befehlen des Admirals Don Juan de Langara mit der französischen.

Die Schlacht beim Kap St. Vincent.

In Bezug auf die spanische Flotte schrieb Nelson: „Man behauptet, daß Spanien eingewilligt hat, der französischen Republik 14 Linienschiffe zu liefern, die in See zu gehen bereit sind. Ich vermuthe, daß es sich um Schiffe ohne Bemannung, handelt, denn sie mit einem solchen Personal anzunehmen würde für die Republik das sicherste Mittel seyn, sie bald wieder los zu werden. Im Falle dieser Vertrag einen Krieg zwischen uns und den Spaniern herbeiführen sollte, bin ich überzeugt, daß es um ihre Flotte bald gethan seyn wird, wenn sie nicht mehr werth ist, als diejenige, welche sie hatten, als sie mit uns im Bunde waren".

Man möchte sich versucht fühlen, dergleichen Aeußerungen für eine Prahlerei zu erklären, sie enthielten aber nichts weiter, als eine nur zu sehr begründete Ansicht über den elenden Zustand, in den die spanische Marine, ungeachtet des herrlichen Materials, das sie noch besaß, damals versunken war. In welchem traurigen Zustande sich auch die französische Flotte befand, ist bereits früher erwähnt worden. Solchem nach waren die Feinde, mit denen England zu kämpfen hatte, nicht so gefährlich, um ernstliche Befürchtungen einzuflößen. Im ersten Augenblick jedoch gab das britische Kabinet die Offensive auf und schien der Koalition weichen zu wollen. Admiral Jervis erhielt Befehl, Korsika zu räumen und das mittelländische Meer zu verlassen.

Die spanische Flotte bestand aus 26 Linienschiffen und einigen Fregatten und traf im Hafen von Toulon 12 französische Linienschiffe, so daß die verbündeten Streitkräfte 38 Linienschiffe und 20 Fregatten umfaßten. Demohngeachtet

ließ man es geschehen, daß Admiral Jervis ungestört seinen Rückzug bewerkstelligte. Er hatte nur 15 Linienschiffe und einige Fregatten, sah sich, da die Ueberfahrt sehr lange gedauert hatte, genöthigt, seine Mannschaften auf ein Drittheil der Rationen zu setzen und den Kehricht der Vorrathskammern unter sie auszutheilen, blieb aber unerschütterlich fest, wich keinen Augenblick von seinem Wege ab, versprach der Mannschaft getreulichen Ersatz der Lebensmittel in Geld und sah am 1. December 1796 seine Schiffe unter den Kanonen von Gibraltar gesichert. — Zu derselben Zeit verließ die spanische Flotte in Begleitung von 5 französischen Linienschiffen unter Admiral Villeneuve die französische Küste; die Spanier segelten nach Carthagena, Villeneuve nach Brest. Er hatte das Glück, die Meerenge mittelst eines heftigen Windstoßes von Osten zu passiren, während die englischen Schiffe ihre Anker zu lichten und ihn zu verfolgen außer Stande waren. Diesen wurde derselbe Windstoß verderblich. Zwei englische Linienschiffe wurden von ihren Ankern weg an die Küste von Afrika getrieben, wo das eine mit dem größten Theile der Bemannung unterging, das andere, halb entmastet, in der Bai von Tanger Anker werfen mußte.

Am 16. December segelte Admiral Jervis nach Lissabon ab, wo ihm Verstärkungen zugehen sollten. Auf dieser Fahrt traf ihn neues Mißgeschick; zwei seiner Linienschiffe scheiterten, und, nachdem er erfahren hatte, daß die spanische Flotte Carthagena verlasse, und er, um sie zu beobachten, nach dem Kap St. Vincent absegeln wollte, scheiterte ein drittes. Nun hatte er nur noch zehn Linienschiffe; allein diese zehn Schiffe besaßen eine so ausgezeichnete Pünktlichkeit und Uebereinstimmung in ihren Bewegungen, daß Jervis trotz der erlittenen Unfälle voll Zuversicht blieb und sich nicht abhalten ließ, dem Feinde entgegen zu segeln.

Am 6. Februar 1797 stieß beim Kap St. Vincent, dem bestimmten Sammelpunkte, von der Kanalflotte eine Verstärkung von fünf Linienschiffen zu ihm. Kurz darauf trat

ein neuer Unfall ein. Am 12. Februar, in einer finsteren und regnerischen Nacht, stießen zwei seiner Linienschiffe bei einer Wendung an einander, und der Culloden erlitt so bedeutende Beschädigungen, daß es nothwendig schien, ihn nach dem Hafen zurückzuschicken. Allein der Kapitän desselben, Troubridge, entfaltete eine so ausgezeichnete und umsichtige Thätigkeit, daß er schon am Nachmittage zu signalisiren vermochte, er sey wieder schlagfertig. Dies war um so erwünschter, als am folgenden Tage Nelson, der den Auftrag gehabt hatte, die englischen Besatzungen von Bastia und Porto Ferrajo abzuholen, auf der Fregatte Minerva mit der Nachricht eintraf, daß vor zwei Tagen die spanische Flotte außerhalb der Meerenge von Gibraltar wahrgenommen worden sey.

Diese Flotte stand jetzt unter dem Befehle von Don Jose de Cordova und hatte am 1. Februar Carthagena verlassen. Sie zählte 26 Linienschiffe, worunter 7 Dreidecker und 11 Fregatten. Am 5. Februar bei Tagesanbruch fuhr sie durch die Meerenge von Gibraltar und steuerte Cadix zu. Ein Windstoß aus Osten verhinderte sie, in diesen Hafen einzulaufen, und am 13. Februar, während sie bemüht war, dem noch immer widrigen Winde entgegen, jenem Hafen näher zu kommen, signalisirten die Rekognoscirungsschiffe beider Flotten den Feind, dessen Stärke sie jedoch noch nicht genau zu würdigen im Stande gewesen. Die Spanier hatten keine Kenntniß von der letzten Verstärkung, die dem Admiral Jervis zugegangen war, bauten auf ihre ungeheure numerische Ueberlegenheit, unterließen es, während der Nacht ihre Distanzen zu kürzen, und segelten ordnungslos weiter. Ohne besondere Neigung, mit der englischen Flotte handgemein zu werden, meinten sie, daß diese nie wagen werde, die Offensive zu ergreifen. Jervis war dagegen auf ein Treffen bedacht. Er wußte, wie sehr England in diesem Augenblick eines Sieges bedürfe, und erwartete diesen Sieg von der umsichtigen Sorgfalt, die er seit 2 Jahren auf sein Geschwader verwandte.

Bei Sonnenuntergang gab er seinen Schiffen das Signal, sich zum Kampfe zu bereiten, ordnete sie in 2 Kolonnen und empfahl ihnen, während der Nacht dicht bei einander zu bleiben. Der 14. Februar, ein für die spanische Marine äußerst unglücklicher Tag, brach düster und neblig über beide Flotten an. Die englische Flotte war in zwei dichte Abtheilungen geschaart, und Jervis' erster Blick fiel mit Befriedigung auf diese beiden gleichmäßigen und lückenlosen Reihen, die durch eine rasche Bewegung augenblicklich eine furchtbare Front darzubieten vermochten. Im Osten ließ die portugiesische Küste ihre steilen Ufer und die hohe Sierra de Monchique, welche die Bai von Lagos beherrschen, durch den Nebel nur mit Mühe erkennen. Die zur Beobachtung des Feindes vorgeschickten englischen Fregatten signalisirten erst sechs spanische Linienschiffe, und ein dichter Schleier lag über beiden Geschwadern. Als jedoch die Sonne höher über den Horizont emporstieg, rollte der Nebel, der sie bisher verhüllt hatte, in leichte Wölkchen zusammen, die der Wind vor sich her trieb, oder stieg wirbelnd nach der Mastspitze hinauf, um in der Luft zu verschwinden. Um 9 Uhr Vormittags waren vom Topmast des Victory aus 20 Linienschiffe gezählt worden und um 11 Uhr signalisirten die englischen Fregatten 25. In Folge der Nachlässigkeit, womit die spanischen Schiffe bisher gesegelt, waren sie jetzt in zwei Gruppen getrennt. Admiral Jervis beschloß, aus diesem Fehler Nutzen zu ziehen, und traf Anstalten, eine der beiden Abtheilungen allein anzugreifen. Die eine Abtheilung bestand aus 19 Linienschiffen und bildete das Gros der Flotte; die andere enthielt nur 6 Linienschiffe, die während der Nacht unter den Wind gerathen und von der englischen Flotte zuerst wahrgenommen waren. Beide spannten alle Segel auf, um eine Vereinigung zu bewerkstelligen, die unvorsichtiger Weise verschoben worden war. Auf den Zwischenraum zu, der die beiden feindlichen Gruppen noch trennte, jeden Augenblick aber kleiner wurde, rückte Jervis mit seinen Schiffen, die

nunzin einer einzigen Reihe hinter einander her segelten, seinerseits vor. Diesen bewegten Anblick bot der Kampfplatz mehrere Stunden lang dar. Da der spanische Admiral aber wahrnahm, daß es, wenn er die Fahrt fortsetze, seiner Abtheilung nicht gelingen würde, insgesammt vor dem englischen Geschwader vorüber zu kommen: so ließ er in dem Augenblick wenden, als die Spitze jenes Geschwaders sich näherte. Drei spanische Linienschiffe waren jedoch noch vor dieser Bewegung über die Avantgarde des Feindes weggekommen und hatten sich mit derjenigen Abtheilung vereinigt, gegen die Sir John Jervis seine ersten Anstrengungen richten zu müssen schien. Mit ungemeinem Scharfblick hatte dieser aber ein Anderes beschlossen. Hätte er sich nämlich durch die Hoffnung, jene 9 Linienschiffe mit seinem Geschwader zu zermalmen, verleiten lassen, so würde er aller Wahrscheinlichkeit nach bald mit der ganzen spanischen Flotte zu thun gehabt haben, denn in diesem Fall würde der Wind den Plänen des Admirals Cordova günstig gewesen seyn und diesem mit der Gesammtheit seiner Streitkräfte auf dem Kampfplatz zu erscheinen gestattet haben. Indem er sich dagegen um jene Abtheilung, die durch ihre Stellung gelähmt war und erst den Wind wieder zu gewinnen suchen mußte, um zur Theilnahme an dem Gefechte herankommen zu können, gar nicht bekümmerte und eine im Vergleich mit der von ihm zu verfolgenden Abtheilung nur unbedeutende Streitmacht hinter sich ließ, ergriff Sir John Jervis mit raschem und sicherem Blicke die einzige Möglichkeit, die ihm zur Besiegung einer so überlegenen Flotte übrig blieb.

Kaum hatte Cordova seine Wendung gemacht, so gab Jervis dem Culloden das Signal, ebenfalls zu wenden und das Geschwader zur Verfolgung der 16 Linienschiffe zu leiten, die eben eine andere Richtung einschlugen. Die Art, wie diese Bewegung durch Troubridge unter den Kugeln der spanischen Arrièregarde ausgeführt wurde, entlockte ihm einen Freudenschrei. „Seht nur", rief er aus, „seht nur den Troubridge! Manövrirt er nicht,

als ob ganz England die Augen auf ihn hätte? Wollte Gott, es wäre wirklich bei diesem Kampfe zugegen, dann würde es den braven Befehlshaber des Culloden schätzen lernen, wie ich". Auf dem Victory, in der Mitte seines Geschwaders, überwachte Jervis jede Bewegung desselben mit unruhigem Blicke. Die Schiffe vor dem Victory waren der Bewegung des Culloden gefolgt und hatten nach einander in dessen Fahrwasser eingelenkt. Allein die spanische Abtheilung, welche unter dem Winde geblieben war, hatte die Hoffnung, durch die englische Linie zu dringen, noch keineswegs aufgegeben. Sie fuhr fort, in der nämlichen Richtung mit Entschlossenheit gegen die zwischen ihr und dem spanischen Admiral eingeschobenen Fahrzeuge vorzudringen. Der Dreidecker, Prinz von Asturien, welcher an seinem Fockmast eine Viceadmiralsflagge führte, leitete sie bei diesem Unternehmen. Als jedoch dieses Schiff vor der Seite des Victory angekommen war, fand es die englische Linie so dicht beisammen, daß es sich einem Zustammenstoß, der unvermeidlich schien, nicht auszusetzen wagte. Unter einer Salve des Admiralschiffs drehte er um und wurde während dieser Bewegung so furchtbar beschossen, daß er in der größten Verwirrung davon segelte. Entmuthigt durch dieses Beispiel, entfernten die ihm folgenden Schiffe sich ebenfalls, nachdem sie mit der englischen Arrièregarde auf's Gerathewohl einige Kugeln gewechselt hatten. Cordova, der sich nun in dem Fall sah, mit 16 Linienschiffen einen Angriff von 15 englischen aushalten zu müssen, wünschte sehnlicher als je, die Abtheilung, von der er sich hatte trennen lassen, wieder zu erreichen. Er beschloß, eine letzte Anstrengung zu versuchen, um mit ihr zusammen zu kommen. Die Stellung der beiden Geschwader war in diesem entscheidenden Augenblick folgende. Die englische Avantgarde hatte eine Wendung gemacht und segelte jetzt zur Verfolgung der 16 Linienschiffe Cordova's. Die Arrièregarde blieb in ihrer bisherigen Richtung, um den Wind zu gewinnen und dann nach einander ebenfalls zu drehen, um dem Victory zu folgen.

Der spanische Admiral glaubte den Augenblick gekommen, der feindlichen Linie unter den Wind zu gehen. In dem Pulverrauche hoffte er diese Bewegung Jervis' Blicken zu entziehen und ihn durch die Schnelligkeit seiner Bewegung zu überlisten. An der Spitze seiner Kolonne steuerte er auf die englische Arrièregarde zu. Allein Nelson, der seine Commodore-Flagge wieder auf dem vom Kapitän Miller befehligten Captain aufgezogen hatte, befand sich auf dem dritten Schiffe dieser Arrièregarde und überwachte das Geschick der Schlacht. Hinter ihm waren nur noch der Excellent von 74 Kanonen unter Collingwoods Befehl und ein kleineres Schiff von 64 Kanonen, das Diadem. Kaum wurde Cordova's Manöver sichtbar, so errieth Nelson den Zweck und sah ein, daß er nicht mehr Zeit habe, den Admiral Jervis davon in Kenntniß zu setzen und dessen Befehle einzuholen. Es war in der That kein Augenblick zu verlieren, wenn man dieser Bewegung der spanischen Flotte entgegentreten wollte. Unverzüglich verläßt Nelson seinen Posten, dreht vor den Wind, segelt zwischen dem Excellent und dem Diadem, die ihre Fahrt fortsetzen, hindurch, legt sich dem Santissima Trinidad, diesem ungeheueren Dreidecker, dem er auch bei Trafalgar wiederbegegnen sollte, in den Weg, versperrt ihm die Fahrt, nöthigt ihn umzukehren und wirft ihn auf die englische Avantgarde zurück.

Ein Theil dieser Avantgarde segelt nun der spanischen Schlachtlinie unter den Wind, um einem ähnlichen Versuche vorzubeugen, wie Nelson ihn eben vereitelt hat. Die übrigen englischen Linienschiffe, den Victory an der Spitze, verlängern die Linie über dem Winde, umzingeln Cordova's Arrièregarde und nehmen dieselbe zwischen zwei Feuer. Der Erfolg des kühnen Manövers von Nelson ist vollständig, er selbst aber sieht sich, von seinen Genossen getrennt, eine Zeit lang dem Feuer mehrerer spanischer Linienschiffe ausgesetzt. Der Culloden und die Schiffe, welche dem Kapitän Troubridge folgen, decken ihn nur einen Augenblick, sind aber bald bei ihm vorübergesegelt und hinterlassen ihm um

so zahlreichere Gegner. Er muß neue Geschosse aus dem Kielraum heraufholen lassen, da die Kugelvorräthe in den Batterien durch die Schnelligkeit seines Schießens erschöpft sind. In diesem Augenblick, wo sein Feuern nothwendig langsamer geworden, befindet sich Nelson im Bereich des San Nicolas, eines Linienschiffes von 80 Kanonen. Die Verwirrung, welche in der spanischen Linie herrscht, hat drei bis vier Schiffe auf einen Punkt zusammengeführt, und da sie keinen anderen Gegner mehr zu bekämpfen haben, richten sie auf den Captain alle Kanonen, die ihn nur irgend erreichen können. Insbesondere leiht der San Jose, ein Linienschiff von 112 Kanonen, das hinter dem San Nicolas liegt, diesem den Beistand seiner furchtbaren Artillerie. Nelsons Lage ist nicht ohne Gefahr; sein Takelwerk hat während dieser Kanonade beträchtlich gelitten, ein Theil seiner Masten droht zu brechen und ihm sind bereits über 70 Mann außer Gefecht gesetzt. Während die Avantgarde unter Führung des Culloden die Spanier unter dem Winde anzugreifen fortfährt, bekämpft die Arrièregarde unter Sir John Jervis' eigener Leitung dieselben über dem Winde, ist aber durch eine dreifache Reihe von Schiffen von Nelson getrennt. Die Spitze der spanischen Linie hat bereits alle Segel beigesetzt und scheint den Engländern die von diesen umzingelten Schiffe, unter denen sich 4 Dreidecker durch ihre Masse und ihr wohlunterhaltenes Feuer auszeichnen, preisgeben zu wollen. Sir John Jervis beschließt, diese im Stich gelassene Arrièregarde zu überwältigen. So lange er ein allgemeineres Gefecht erwartete, hatte er diejenige Kolonne, welche den Feind über dem Winde festhält, nicht schwächen wollen und den Excellent zu sich zurückbeordert, als Collingwood Nelson zu Hülfe eilen wollte. Da nun aber das Gefecht bestimmtere Umrisse angenommen hat und die spanische Flotte ihm angsterfüllt einen Theil ihrer Schiffe opfert, erkennt er die Nothwendigkeit, sich dieser ersten Unterpfänder seines Sieges zu versichern. Collingwood erhält Befehl, quer durch die feindliche Linie zu drin-

gen, und dieser Befehl wird augenblicklich in Ausführung gebracht. Der Excellent greift zuerst den Salvador del Mundo an, fährt bei ihm vorüber und beschießt den San Isidro. Diese beiden Schiffe, die schon gelitten haben, streichen die Flagge und werden von dem Diadem und dem Irresistible, welche Collingwood folgen, in Besitz genommen. Mitten im Kampfgetümmel sucht dieser andere Genossen, um ihnen Hülfe zu leisten, neue Gegner, um sie zu bekämpfen, insbesondere blickt er nach Nelsons Schiff umher. Endlich sieht er dies mit dem San Nicolas Lagen wechseln, die aus Mangel an Munition langsamer geworden sind. Der Raum, welcher diese beiden Gegner trennt, scheint nur kaum seinem Schiffe eine Durchfahrt zu gestatten. Er behält aber im Gefecht den Blick des Taktikers, wodurch er sich vor allen englischen Kapitänen auszeichnet, steuert in jenen engen Zwischenraum hinein, fährt auf Pistolenschußweite neben dem San Nicolas hin und schickt ihm aus dieser Nähe die furchtbarste Lage zu, welche derselbe bisher noch erhalten hat. Dann setzt er seine Fahrt fort und schließt sich dem Blenheim, dem Orion und dem Irresistible an, denen der Santissima Trinidad noch Widerstand leistet.

Indem der San Nicolas Collingwoods Lage auszuweichen sucht, stößt er mit dem bereits halbentmasteten San Jose zusammen; Nelson, der selbst bereits seine Marsstenge verloren hat und unter den Wind zu treiben fürchtet, beschließt diese furchtbare Gruppe zu entern. Sein Bugspriet verwickelt sich in den Besanmast-Wandseilen des San Nicolas, sein Leebord-Anker-Balken in der Hinterdecks-Gallerie des spanischen Schiffes. Der Erste, der dies benutzt, um an Bord des Gegners zu springen, ist ein früherer Lieutenant des Agamemnon, Kapitän Berry, der bei Abukir den Vanguard befehligen wird. Einer von den Soldaten, die Nelson aus Bastia mitgebracht hat, stößt ein Fenster der Gallerie ein und dringt so dem spanischen Befehlshaber selbst in's Zimmer. Nelson folgt diesem und einige unerschrokkene Leute eilen hinter ihm her, während Andere sich dem

Kapitän Berry anschließen. Sie finden die Mannschaft angsterfüllt und bereits überwunden. Nur die Offiziere leisten, eines besseren Schicksals würdig, diesem Anfalle einen kräftigen Widerstand. Allein der Befehlshaber des San Nicolas sinkt tödtlich verwundet auf dem Hinterkastell nieder und dieses Ereigniß macht dem ungleichen Kampf ein Ende. Eine Zeit lang unterhält noch die Bemannung des San Jose, vom Admiral Francisco Windhuysen angeregt, aus dem Hintertheile dieses Fahrzeugs ein wohlgenährtes Musketenfeuer gegen die bereits im Besitz des San Nicolas befindlichen Engländer. Vergebliche Anstrengung! Admiral Windhuysen wird bald von einer tödtlichen Kugel getroffen und der San Jose muß den Verstärkungen unterliegen, welche Kapitän Miller, der auf Nelsons ausdrücklichen Befehl an Bord seines Schiffes geblieben ist, fortwährend nach dem San Nicolas schickt. Ein spanischer Offizier beugt sich über die Schanzverkleidung und macht den Engländern kund, daß der San Jose sich ergeben hat. Nelson nimmt diese neue Eroberung in Besitz und fügt zu seinen Trophäen auch noch den Degen eines spanischen Kontre-Admirals.

Der Santissima Trinidat hatte seinen Besanmast und Fockmast verloren, vertheidigte sich aber trotzdem so lange, bis die 9 Linienschiffe, die noch nicht in's Feuer gekommen waren, durch einen langen Lavirstrich den Wind gewonnen hatten und sich zu seiner Befreiung näherten. Dies rettete den Admiral Cordova. Jervis rief seine Schiffe zurück. Hätte er die spanische Flotte, die sich in größter Unordnung befand, in der darauf folgenden dunkeln Nacht angegriffen, so würde der Kampf muthmaßlich zu seinem Vortheile ausgeschlagen seyn. Um sich aber mit solcher Kühnheit auf die Verfolgung von 21 Linienschiffen einzulassen, deren größter Theil noch gar nicht im Gefecht gewesen war, hätte er Nelson seyn müssen. Sein Verfahren war der bestehenden Kriegsführung so gemäß, daß der Ruhm seines glänzenden Sieges in nichts beeinträchtigt

wurde. Die spanische Flotte begab sich, ohne auf ihrer Flucht beunruhigt zu werden, nach Cadix und Algesiras, und das englische Geschwader ging mit den 4 Linienschiffen, die es erobert hatte, nachdem die erlittenen Beschädigungen in der Bai von Lagos ausgebessert waren, wieder bei Lissabon vor Anker.

In dieser Schlacht hatte Nelson endlich eine seiner würdige Gelegenheit gefunden, und einstimmig erkannte die öffentliche Meinung ihm den Ruhm zu, durch seine kühne Bewegung die Eroberung der Linienschiffe entschieden zu haben, welche der englischen Flotte in die Hände fielen. „Ihnen", schrieb Collingwood am Tage nach der Schlacht, „Ihnen und dem Culloden gebührt die Ehre des Tages. Erlauben Sie mir, guter, lieber Freund, Ihnen dazu Glück zu wünschen und Ihnen zu sagen, daß, wenn meine Freude über einen für die englische Marine so ruhmvollen Sieg, wenn die Genugthuung, die Spanier geschlagen und meinen lieben Commodore auch diesmal wieder unter Denen, die für die Interessen und den Ruhm unseres Vaterlands kämpften, in erster Reihe gesehen zu haben, durch irgend etwas erhöht werden könnte, der Gedanke dies thun würde, daß ich Ihnen gestern nützlich zu seyn und Ihrem Schiffe einen rechtzeitigen Beistand zu leisten vermochte". Es mußte auch in der That ein schöner Augenblick für Collingwood seyn, als er das Schiff seines Nebenbuhlers und Freundes zu decken vermochte, und mit vollem Rechte durfte er am Tage nach jener denkwürdigen Schlacht sich dieses Momentes erinnern. Die Genauigkeit seiner Bewegung, der schnelle Blick, womit er deren Möglichkeit erkannte, die hochherzige Gesinnung, welche ihn auf diesen Gedanken brachte: das Alles war des unerschrockenen Offiziers würdig, der Nelson überleben und England über dessen Verlust trösten sollte. Es war in der That ein edles Gefühl, was diese beiden Männer verband. Beim Beginn ihrer Laufbahn auf gegenseitige Achtung begründet, bestand es unverändert durch eine lange Reihe von Jahren und unter schweren Prüfungen fort,

bis der Unglückstag von Trafalgar Frankreich kennen lehrte, was eine herzliche Eintracht der Führer und deren aufrichtiges Zusammenwirken werth ist und leisten kann.

Nelson hatte übrigens, schon ehe er Collingwoods Brief empfing, den Beistand anerkannt, welchen sein Freund ihm geleistet hatte. „Der beste Freund", schrieb er, sobald die englischen Schiffe einander Mittheilungen machen konnten, „ist der Freund in der Noth: das hat Ihr ruhmvolles Verhalten mir gestern bewiesen. Sie haben dem Captain weitere Verluste erspart. Nehmen Sie meinen ganzen Dank dafür. In der Bai von Lagos werden wir uns wiedersehen, ich habe es aber nicht länger verschieben wollen, Ihnen zu sagen, wie viel ich in einer Lage, die bedenklich werden konnte, Ihrem Beistande verdanke". Dem Ruhme Nelsons sollte an diesem Tage auch gar nichts mangeln. Als er am Bord des Victory erschien, umarmte ihn Sir John Jervis und weigerte sich, den Degen des spanischen Kontreadmirals anzunehmen, der auf dem San Jose gewesen war. „Behalten Sie ihn", sagte er; „er gehört aus zu vielen Gründen Dem, der ihn von seinem Gefangenen erhalten hat". Einige eifersüchtige Gemüther versuchten zwar, dem Eindrucke des schönen Verhaltens von Nelson Eintrag zu thun, indem sie hervorhoben, daß er von der durch den Admiral vorgeschriebenen Angriffsweise abgewichen sey. Auf die Ansicht eines so starren Befehlshabers, wie Sir John Jervis, konnte ein solcher Umstand einigen Einfluß üben und Kapitän Calder übernahm es, seine Aufmerksamkeit darauf hinzulenken. „Ich habe es wohl bemerkt, Calder", antwortete ihm der kaustische Admiral; „wenn Sie aber je einen ähnlichen Fehler begehen, so können Sie sich darauf verlassen, daß ich Ihnen den auch verzeihen werde".

Nelson als Flottenbefehlshaber.

England bewies sich für diesen Sieg, der mit dem größten Jubel aufgenommen wurde, dankbar; Spanien gegen seine tapferen Offiziere, deren Muth und aufopfernde Hin-

gebung an der gänzlichen Untauglichkeit der neuangeworbenen und unerfahrenen Mannschaften scheiterte, zu hart.

Sir John Jervis wurde zum Pair von England ernannt und erhielt die Titel Baron von Meaford und Graf von St. Vincent, nebst einer jährlichen Pension von 3000 Pfund Sterling. Don Jose de Cordova wurde, ungeachtet der ausgezeichneten Vertheidigung des Santissima Trinidad, kassirt und zu jeder Anstellung für unfähig erklärt. Der Admiral, welcher ihm im Befehle der nächste war, sowie sechs Kapitäne fielen ebenfalls in Ungnade und erlitten dasselbe Schicksal.

England bedurfte aber auch in diesem Augenblicke eines solchen Sieges. Seine meisten Bundesgenossen waren abgefallen, Oesterreich hart bedrängt, die Staatspapiere waren werthloser als in den schlimmsten Zeiten des Krieges mit den Vereinigten Staaten, die Bank hatte ihre Baarzahlungen eingestellt, die öffentliche Meinung erklärte sich gegen die Fortsetzung der Feindseligkeiten, und das Ministerium war nahe daran, unter demüthigenden Bedingungen Frieden zu schließen. Der Sieg bei St. Vincent belebte den Nationalgeist und die gefährliche Krisis ging vorüber.

Auch die noch größere Gefahr einer weitverzweigten Empörung auf der Kanalflotte, die sich später bis zu der Flotte im mittelländischen Meere ausdehnte, und wobei namentlich die irischen Bestandtheile der Flottenbemannung die Flammen schürten, wurde glücklich überwunden. Admiral Jervis verfuhr bei Unterdrückung derselben mit der größten Strenge, während die Admiralität selbst bei der Kanalflotte die Gefahr durch Milde zu beseitigen wußte. Es ist möglich, daß dem Ersteren jene Strenge durch die Umstände geboten schien. Allein dergleichen unbeugsame Naturen regen selten zu großen Thaten an: sie demüthigen den menschlichen Willen allzusehr, um ihm nicht etwas von seiner Spannkraft und seiner Energie zu rauben. Es war ein Glück für England, daß das Schicksal ihm Nelson und Collingwood zur Seite gestellt hatte. Des Admirals

Jervis Sache war es, die englische Marine zu organisiren und durch Kraft und Ausdauer den unbedingten und strengen Sätzen dort Geltung zu verschaffen, ohne die er nur Verwirrung und Unordnung absah. Zu einer Zeit, wo der Aufstand die rothe Flagge unter den eigenen Augen der Admiralität wehen ließ und das Parlament mit ihm zu unterhandeln gezwungen war, hatte Jervis durch einen letzten Sieg seinen Triumph vervollständigt und die untergrabene Disciplin von Grund aus wieder hergestellt. Seine Aufgabe war vollendet. Jetzt bedurfte es beliebterer Führer, um den Wechselfällen, die bevorstanden, die Stirne zu bieten. Durch Jervis war die englische Marine ausgebildet worden, Nelson und Collingwood sollten sie nun in Wirksamkeit bringen.

Nelson war ein großer Admiral, aber auch ein glücklicher; denn er sah in den wichtigsten Fällen eine tollkühne, fast alle Regeln der Taktik aus den Augen setzende Verwegenheit mit günstigem Erfolge gekrönt. Nelsons großartige Maxime, die freilich eben so leicht zur völligen Niederlage wie zum glänzendsten Siege führen konnte, war die: sich kühn in die größte Gefahr hineinzustürzen und sich auf seine Genossen zu verlassen, um siegreich aus ihr hervorzugehen. Indeß darf hierbei nicht außer Berücksichtigung bleiben, daß Nelson seine Mannschaften, die Offiziere wie die Matrosen, kannte, und daß er sich durch die Weisheit und Gewissenhaftigkeit, mit welcher er seine Pflichten als Befehlshaber im Hinblick auf die Vorbereitung aller Mittel zum Siege erfüllte, und durch den unermüdeten Eifer, mit dem er für die Ausbildung und das Wohl seiner Mannschaften sorgte, sich deren eben so hingebende als erfolgreiche Mitwirkung im Voraus gesichert hatte.

Nelsons excentrischer Strategie konnte Jervis' Disciplin nicht genügen. Es mußte noch ein neues Element hinzukommen: die Leidenschaft im Gehorsam. „Ich hatte das Glück, Mylord", schrieb Nelson nach der Schlacht bei Abukir an Lord Howe, „eine Armee von Brüdern unter

meinem Befehle zu haben. Bei einem Nachtgefecht war ich also durchaus im Vortheil. Ein Jeder von uns wußte, was er zu thun habe, und ich konnte überzeugt seyn, daß alle meine Schiffe im Kampfgetümmel sich ein französisches Fahrzeug aufsuchen würden". Eine solche Zuversicht vereinfacht die Verhältnisse ungemein und kann allerdings einige Unvorsichtigkeit rechtfertigen. Daß diese Zuversicht sich nie getäuscht sah, daß unter allen englischen Admiralen Nelson am Besten von seinen Kapitänen unterstützt wurde: das hatte er, was nie zu vergessen ist, keineswegs dem Glücke zu danken; diesen Vortheil verdankte er einzig und allein sich selbst, jenem inneren Gehorsam, den man in unbeugsamen Vorschriften oft vergeblich sucht, den er aber von einer freiwilligen Hingebung zu erlangen wußte. Auf diese Weise wurde seine Tollkühnheit und sein Eifer ansteckend; aus diesem Grunde sah man auf jenen Geschwadern, die so beschwerliche Kreuzfahrten, so mühsame Kriegszüge machen mußten, fortwährend (was auf der Flotte von Jervis vielleicht nicht zu finden gewesen wäre) zufriedene Gesichter, heitere Mienen und einen Anstrich des Wohlbefindens, der dem Herzen eines Befehlshabers wohl thut.

War der Sieg gewonnen, so schrieb Nelson hochherziger Weise seinen Kapitänen die Ehre zu. Stets zur Anerkennung eines in der Schlacht geleisteten Dienstes bereit, ließ er bei Abukir den Befehlshaber des Minotaur zu sich kommen, um ihm für seinen Beistand während des Gefechtes zu danken. In einem anderen, minder glänzenden Treffen, als er noch Kapitän des Agamemnon war, hatte er die Lobsprüche, welche die treffliche Haltung seines Schiffes ihm erwarb, seinem ersten Lieutenant zugewiesen, „denn nie", schrieb er, „hat ein Offizier in einem gelegeneren Augenblick einen besseren Rath ertheilt". Dieser Heldengeist fühlte, daß die Ergebenheit zwischen ihm und seinen Offizieren gegenseitig seyn müsse, und bei jeder Gelegenheit sah man ihn deren Interessen mit demselben Feuer vertheidigen, womit sie für seinen Ruhm thätig waren.

Mit diesem ehrenvollen Eifer verband Nelson auch jenes einfache Wesen, das bei großen Männern um so mehr einnimmt. Er besorgte durchaus nicht, seiner Würde etwas zu vergeben, wenn er sich gegen die Personen seiner Umgebung mittheilend zeigte, sondern erkannte in einzelnen von den tausenderlei Einzelheiten, woraus das Seewesen besteht, bereitwillig deren Ueberlegenheit an. Auf diese Weise ließ er der Fachkenntniß Gerechtigkeit widerfahren und wußte Rathschläge hervorzurufen, die oft unerwartet Licht gaben. Ueberdies war er der Meinung, daß eine solche Theilnahme eines Jeden an dem definitiven Plane dessen Ausführung sichern und sein Verständniß erleichtern müsse, denn in der Ueberzeugung, daß ein im Voraus entworfener Operationsplan nichts Absolutes enthalten dürfe, verlangte er nicht sowohl eine allzu ängstliche Befolgung seiner Befehle, als eine treue und eifrige Mitwirkung. Die Nothwendigkeit des passiven Gehorsams auf einem Kriegsschiffe würdigte er indeß ebenso gut, als Lord Jervis selbst; er hegte aber die Ansicht, daß es besser sey, Vergehen vorzubeugen, als sie bestrafen zu müssen.

Nach Nelsons Ansicht bestand die erste Pflicht eines Admirals darin, sich unaufhörlich mit dem materiellen und dem moralischen Wohlbefinden der Leute zu beschäftigen, deren Führung ihm anvertraut war. Am Tage vor der Schlacht bei Trafalgar dachte er daran, eine genaue Vertheilung des aus Gibraltar gekommenen Gemüses auf sämmtlichen Schiffen der Flotte zu sichern, und empfahl die Errichtung eines Theaters auf jedem Linienschiff, denn nichts fürchtete er für die englischen Matrosen mehr, als die Monotonie langer Blokaden und die gefährlichen Versuchungen des Müssiggangs. Auch war die Thätigkeit bei ihm fast ebenso sehr eine Berechnung als ein Bedürfniß seiner Natur, in wichtigen Fällen ein Mittel des Erfolges, zu gewöhnlichen Zeiten ein Mittel der Disciplin. Er verlangte, daß seine Matrosen durch kühne Handstreiche oder durch gewagte Manöver beständig in Athem erhalten würden, denn er rechnete

darauf, daß der Reiz solcher Unternehmungen sie vor bösen Gedanken bewahren und ihrer Pflicht getreu erhalten werde. „Ich will lieber", schrieb er, „fünfzig Mann durch die Kugeln des Feindes verlieren, als einen einzigen davon zu hängen genöthigt seyn". Uebrigens liebte er diese braven Leute, deren Muth er zu schätzen wußte, von ganzem Herzen, wie Napoleon seine Soldaten liebte, wie ein Jeder, der Andere zu befehligen verdient, seine Waffenbrüder und die Werkzeuge seines Ruhmes lieben muß.

Es liegt etwas Tröstliches in dem Gedanken, daß die Disciplin nicht immer strenge und harte Formen anzunehmen braucht. Auch findet man mit innerem Wohlgefallen bei Nelsons Genossen und Nacheiferer, dem edeln und redlichen Collingwood, dasselbe Wohlwollen bei derselben Energie, die Gabe, sich beliebt zu machen, mit der Gabe, sich Gehorsam zu verschaffen, im Bunde. Zu einer Zeit, wo es fast keinen englischen Matrosen gab, der nicht die Spuren der neunschwänzigen Katze auf dem Rücken trug, zeigten diese beiden glorreichen Admirale eine gleiche Abneigung gegen körperliche Züchtigungen. Von ihrer Mannschaft und von ihren Offizieren angebetet, lebten sie Beide mit vollem Vertrauen im Kreise der großen militärischen Familie, ohne Besorgniß zu hegen, daß die Herzlichkeit dieses Verhältnisses ihre Autorität gefährden könnte. Es ist ein glückliches Vorrecht energischer Männer, deren Nachsicht nicht als Schwäche gedeutet werden kann, daß sie ohne Nachtheil menschlich und gütig seyn können. „Ich darf mich rühmen", sagte Nelson, „ebenso gut meine Schuldigkeit gethan zu haben, wie die gestrengsten jener Herren, und zwar sie gethan zu haben, ohne die Zuneigung Derer zu verlieren, die unter meinem Befehl standen". So hatte auch, als auf dem Geschwader vor Cadix heimlich der Aufruhr gährte, dasjenige Schiff, auf dem Nelson sich befand, kein einziges Kriegsgericht abzuhalten. Und doch war dieses Schiff der Theseus, eins von denjenigen, deren Bemannung an den neulichen Unruhen den thätigsten Antheil ge-

nommen. Kaum hatte es aber seit einigen Wochen Nelsons Flagge geführt, so fand dieser auf dem Hinterdeck folgendes Briefchen: „Preis dem Admiral Nelson! Gott segne den Kapitän Miller! Dank sey Ihnen für die Offiziere, die Sie uns gegeben! Wir sind froh und stolz, unter ihren Befehlen zu dienen, und werden unseren letzten Blutstropfen vergießen, um Ihnen dies zu beweisen. Der Name des Theseus soll unsterblich werden, wie der Name des Captain (des Linienschiffs, auf dem Nelson der Schlacht bei St. Vincent beiwohnte) schon ist".

Am 20. Februar 1797 wurde Nelson zum Kontreadmiral befördert und unter den Befehlen des Admiral Jervis belassen. Die englische Flotte schickte sich an, die Früchte ihres Sieges zu pflücken: man erwartete eine Silberflotte aus Amerika. Sie erschien aber nicht, und auf ein Gerücht hin, daß der Vicekönig von Mexiko mit derselben in Santa Cruz auf Teneriffa geblieben sey, kamen Nelson und Troubridge auf den Gedanken, nach diesem Hafen zu segeln und den Vicekönig mit seinen Schätzen zu fangen. Nelsons inständige Bitten überwanden die Bedenklichkeiten des Grafen von St. Vincent, und am 15. Juli 1797 segelte Ersterer mit 4 Linienschiffen und 3 Fregatten ab.

Nelsons Unternehmung gegen die Insel Teneriffa.

Die Insel Teneriffa ist durch ihre steilen Ufer geschützt. Allenthalben von abgeschliffenen Felsen umgeben, bietet sie keinen Landungsplatz dar, wo Böte außer Gefahr wären. Selbst die Bai von Santa Cruz gewährt einen ziemlich schlechten Ankerplatz. Die Gerüchte von der Silberflotte bestätigten sich nicht. Nur ein einziges Kauffahrteischiff aus Manila war eingelaufen, hatte jedoch, wie vermuthet wurde, seine reiche Ladung in der Stadt in Sicherheit gebracht. Wollte man sich ihrer bemächtigen, so mußte man eine Landung bewerkstelligen und das wohlbefestigte und mit starker Besatzung versehene Santa Cruz angreifen; eine Unter-

nehmung, die mit dem Erfolg, selbst wenn er ein günstiger war, in gar keinem Verhältnisse stand, so daß sie, in rechtem Lichte betrachtet, eben so thöricht als tollkühn erscheinen mußte.

Nelson, der hier einen Beweis des blindesten Eigensinnes ablegte, entfaltete indeß bei den Vorbereitungen zu diesem verzweifelten Handstreich alle Hülfsquellen jenes betriebsamen und auskunftsreichen Geistes, der so oft seine Verwegenheit gerechtfertigt hat.

Die Böte des Geschwaders wurden in 6 Abtheilungen geschieden und erhielten den Befehl, einander gegenseitig zu bugsiren. Jede Abtheilung sollte demgemäß die demselben Schiffe angehörigen Mannschaften vereinigen, in ganzer Stärke an der Insel landen und ein vollständiges Detachement auf einmal ausschiffen. Sobald diese Landung bewerkstelligt worden, hatten die Böte Befehl, wieder in See zu stechen und auf freiem Meer zu bleiben. Ein Linienschiffs-Kapitän wurde besonders beauftragt, diesen wichtigen Theil der Instruktion des Admirals in Ausführung bringen zu lassen. Mit den geringen Streitkräften, die man zur Verfügung hatte, war an eine regelmäßige Belagerung nicht zu denken; unter Nelsons eigener Leitung waren aber Sturmleitern angefertigt worden und er gab die Hoffnung nicht auf, durch Ueberrumpelung eins von den Forts wegzunehmen, welche die Stadt beherrschten; der Erfolg der Unternehmung hing ganz und gar von dem ersten Augenblicke der Angst und des Schreckens ab. Auch war durchaus nichts versäumt worden, den Anblick der englischen Truppen imposanter zu machen. Aus Besorgniß, daß die Matrosen in ihren blauen Jacken und mit ihrem unmilitärischen Aussehen eher einer Räuberbande als einem zur Belagerung einer Stadt heranrückenden Armeecorps gleichen möchten, hatte Nelson anempfohlen, sämmtliche rothe Röcke, die auf dem Geschwader zu finden seyen, zusammenzubringen, eben so viele Matrosen hineinzustecken und, um deren Ausrüstung vollständig zu machen, die ihnen fehlen-

den Wehrgehenke durch Leinwand zu ersetzen. Halb Soldaten, halb Matrosen brachte man auf diese Weise ungefähr 1100 Mann zusammen, zu deren Anführer Nelson Troubridge bestimmte, den tapferen Befehlshaber des Culloden, welchen Jervis den englischen Bayard nannte und den wir beim Kap St. Vincent so kühn die spanische Schlachtlinie angreifen sahen.

Am 20. Juli wurde der erste Versuch gemacht, aber heftige Strömungen und widrige Winde verhinderten das Ausschiffen. Die Spanier waren aufmerksam geworden; als am zweiten Tage darauf die englischen Truppen in der Nacht an's Land gesetzt wurden, fanden sie alle Höhen vom Feinde so gut bewacht, daß sie sich wieder einschiffen mußten. Nelson betrachtete nun die Sache als Ehrensache und beschloß einen dritten und letzten Versuch persönlich zu leiten.

Am 24. Juli um 5 Uhr Abends gingen die Fregatten 2 Seemeilen nordöstlich von der Stadt vor Anker und schienen sich anzuschicken, die Ausschiffung der Truppen von dieser Seite her vorzunehmen. Nelson hatte aber einen kühneren Plan entworfen und den Hafen selbst im Bereich von 30 bis 40 Geschützen seinen Böten zum Sammelplatz angewiesen. Er baute eben auf die Kühnheit seines Entwurfs, um dessen Gelingen zu sichern, und wollte den Feind gerade dadurch überraschen, daß er auf dem einzigen Punkte erschien, wo er nicht erwartet werden konnte. Die Nacht war finster und regnerisch, es hagelte und der Wind wechselte in Richtung wie in Stärke. Nelson aß mit seinen Kapitänen auf der Fregatte Seahorse zu Abend und um 11 Uhr Nachts wurden 700 Mann auf den Böten des Geschwaders, 180 auf dem Kutter Fox und eine Abtheilung von ungefähr 80 Mann auf einem am vorigen Tage gekaperten Fahrzeuge eingeschifft. Der Kutter Fox und die Admiralsjacht waren mit einigen anderen Böten bereits auf halbe Kanonenschußweite von der Spitze des Hafendammes angekommen, bevor in der Stadt Lärm entstand. Plötzlich ertönte aber auch die Sturmglocke von allen Seiten und die

Batterien begannen auf den Kutter zu schießen, den sie so eben wahrgenommen hatten. Eine Kugel traf ihn unter der Wasserlinie und er sank sofort. Von den 180 Mann, die er führte, kamen 97 um, ohne daß man ihnen den mindesten Beistand leisten konnte. Nelson hatte indessen, seine Bootsbemannung anfeuernd, den Zwischenraum, der ihn noch vom Hafendamm trennte, gar bald zurückgelegt, und faßte eben nach dem Degen, um an's Ufer zu springen, das von einigen spanischen Soldaten vertheidigt wurde, als eine Kanonenkugel ihn am Ellenbogen traf und auf den Boden seiner Jacht der Länge nach hinstreckte. Man mußte ihn nach seinem Schiffe zurückbringen. Die Abtheilung von Soldaten und Matrosen, welche bei ihm war, hatte sich des Hafendamms bemächtigt, wurde aber von der Citadelle und den umliegenden Häusern aus so furchtbar beschossen, daß bald fast Alle, die einen Fuß an's Land gesetzt hatten, niedergemäht waren.

Troubridge, der die zweite Angriffskolonne befehligte, hatte wegen der Dunkelheit der Nacht die Einfahrt zum Hafen verfehlt und machte nun vergebliche Anstrengungen, um nach dem verabredeten Landungspunkte hinzugelangen. Endlich ergab er sich darein, südlich von der Citadelle einen Landungsversuch zu machen. Diejenigen Böte, welche seiner Bewegung zu folgen suchten, wurden von der Brandung umgestürzt oder an den Klippen zerschmettert, so daß die Munition, welche sie enthielten, unbrauchbar geworden war.

Die Kapitäne Hood und Miller waren glücklicher. Sie fanden eine den Schlagwellen weniger ausgesetzte Stelle zum Landen ihrer Truppen. Bei Tagesanbruch vereinigten diese sich mit dem Kapitän Troubridge, dessen Abtheilung, ohne Widerstand zu finden, bis in die Mitte der Stadt vorgedrungen war. Letzterer stand nun mit 340 Mann ungefähr 8000 Spaniern gegenüber, ohne Mittel zum Rückzug zu besitzen, ohne auf Unterstützung rechnen zu dürfen. Die Großmuth des Gouverneurs von Santa Cruz bewilligte

ihm günstigere Bedingungen, als er im Ernste zu hoffen berechtigt war. Sie vereinbarten, daß die englischen Truppen auf ihre Schiffe zurückgesendet werden, der Admiral aber die Verpflichtung eingehen solle, keinen neuen Angriff gegen Teneriffa oder die übrigen kanarischen Inseln zu unternehmen. So endete diese mißlungene Expedition, die einige Jahre später am Strande von Boulogne ein Seitenstück erhalten sollte. Es verloren dabei 114 Mann das Leben und 105 wurden schwer verwundet. Der Sieg beim Kap St. Vincent hatte England nicht so viel gekostet.

Nelson war sehr ergriffen über diesen traurigen Unfall; Lord St. Vincent wußte ihn jedoch zu ermuthigen. „Kein Mensch vermag", sagte er, „dem Erfolg zu gebieten. Sie und Ihre Genossen haben ihn aber sicherlich verdient, da Sie bei dieser Unternehmung einen Heldenmuth und eine Ausdauer bewiesen haben, die bewunderungswerth sind". Diese großmüthige Auffassung überwog auch in England und Nelson, dem seine Verwundung einige Ruhe nöthig machte, wurde dort mit allen Auszeichnungen empfangen, die man einem Sieger erwiesen haben würde. Die Schmerzen, welche seine Wunde ihm verursachte, waren indessen langwierig und peinlich. Trotz seiner Ungeduld erklärte erst am 13. December 1797 sein Arzt ihn befähigt, wieder in See zu gehen. Seiner frommen Sinnesart treu, sandte Nelson sogleich dem Geistlichen der St. Georgskirche folgendes Dankgebet, dessen Handschrift die Familie dieses Predigers sorgfältig aufbewahrt: „Ein Offizier wünscht, dem allmächtigen Gott für seine gänzliche Wiederherstellung von einer schweren Verwundung und zugleich auch für alle Wohlthaten, womit sein Schutz ihn überschüttet hat, Dank abzustatten".

Nelson hatte damals, wie er in einer Denkschrift an den König darlegte, an 3 Seeschlachten Theil genommen, von denen die erste im März 1795 2 Tage dauerte. Er hatte 3 Gefechte mit Fregatten und 6 Kämpfe gegen Batterien bestanden, zur Wegnahme oder zur Vernichtung

von 7 Linienschiffen, 6 Fregatten, 4 Korvetten, 11 Kaperschiffen und ungefähr 60 Kauffahrteischiffen beigetragen. Unter seinen Dienstleistungen befanden sich 2 regelmäßige Belagerungen: gegen Bastia und gegen Calvi; 10 Bootsgefechte, die gefährlichsten aller Kriegsereignisse, und 120 Kämpfe mit dem Feinde. Bei diesen verschiedenen Kämpfen hatte er bereits das rechte Auge und den rechten Arm eingebüßt, allein sein Vaterland durfte, wie König Georg III. sich ausdrückte, „noch Etwas von ihm erwarten". Auch brannte Nelson wirklich vor Begierde, den Unfall von Teneriffa wieder gut zu machen. Er hatte nur ungern seine lange Entfernung vom Kriegsschauplatze ertragen, und wäre schon längst wieder zur englischen Flotte vor Cadix abgegangen, hätte nicht die Admiralität ihn zurückbehalten, um ihm die Führung der Verstärkungen anzuvertrauen, die dem Admiral Jervis zugehen sollten. Als aber die Abfahrt dieser Schiffe abermals verschoben wurde, wirkte Nelson aus, daß er nicht darauf zu warten brauche, zog seine Flagge auf dem Vanguard, einem Linienschiff von 74 Kanonen, auf und ging am 9. April 1798 mit einem nach Lissabon bestimmten Convoi unter Segel.

Die Schlacht bei Abukir.

Inzwischen waren von französischer Seite die Vorbereitungen zur Expedition nach Aegypten getroffen worden. Man wußte nicht, wohin der Schlag ziele, hatte zwar entfernte Muthmaßungen, daß eine Landung in Aegypten beabsichtigt werde, dachte aber eben so an Malta und Sicilien. Jervis stellte am 2. März 1798 3 Linienschiffe, 4 Fregatten und 1 Korvette unter Nelsons Befehl und trug ihm auf, den Zweck jener großen Rüstung zu erforschen. Nelson begab sich augenblicklich an die Küste der Provence. Am 19. Mai wurde sein Linienschiff, der Vanguard, so sehr vom Sturm beschädigt, daß er sich entschließen mußte, auf die Küsten Sardiniens zuzusteuern. In noch nicht ganz 4 Tagen aber hatte er sein Admiralschiff wieder seefähig ge-

macht. Der Fockmast war durch eine Marsstange ersetzt und oben darauf eine Oberbremstange angebracht. Mit diesem Takelwerke segelte er — ohne seine Fregatten, die der Sturm von ihm abgebracht hatte — nicht nach einem englischen Hafen, sondern an eine feindliche Küste, wo er eine Flotte von 13 Linienschiffen erwarten konnte.

Am 31. Mai befand er sich vor Toulon, erfuhr das Absegeln der französischen Flotte, konnte aber über ihre Bestimmung keine Auskunft erhalten. In Folge der Trennung von seinen Fregatten fehlten ihm die Mittel zur Rekognoscirung des Wegs. Sie hatten ihn auf einem von ihm bestimmten Sammelpunkte erwarten sollen, aber Kapitän Hope, der die Entmastung des Vanguard mit angesehen, suchte ihn in einem englischen Hafen. „Ich dachte", rief Nelson, als er dies erfuhr, „daß Kapitän Hope seinen Admiral besser kenne". „Was dem Vanguard begegnet ist", schrieb er um dieselbe Zeit an seine Frau, „darf ich keineswegs als einen bloßen Zufall betrachten, denn ich bin fest überzeugt, daß der Allgütige meiner thörichten Eitelkeit eine Schranke hat setzen wollen. Dieser Warnung werde ich hoffentlich zu verdanken haben, daß ich ein besserer Offizier werde; daß sie bereits einen besseren Menschen aus mir gemacht hat, fühle ich. Demüthig küsse ich die Hand, die mich geschlagen hat. Denke Dir am Sonntag Abend bei Sonnenuntergang einen Mann, der hochmüthig in seinem Zimmer auf und ab geht, von einem Geschwader umgeben, das alle Augen auf seinen Anführer gerichtet hat und von demselben nur zu Ruhm und Sieg geführt zu werden erwartet, während der Anführer selbst voll Vertrauen auf dieses Geschwader und fest überzeugt ist, daß es keine noch so stolzen Schiffe in Frankreich gebe, die nicht bei gleicher Zahl vor den seinigen ihre Flagge streichen müßten. Und dann denke Dir denselben Mann, der so eingebildet, der so hochmüthig war, am Montag Morgen bei Sonnenaufgang auf einem entmasteten Schiffe, mit einer zerstreuten Flotte und so in Noth, daß die elendeste französische Fregatte als eine ungelegene Begegnung betrach-

tet worden wäre!... Es hat dem Allmächtigen gefallen, uns sicher in den Hafen zu geleiten".

Am 5. Juni erreichte ihn auf der Höhe von Korsika die Brigg Mutine, als Vorläufer von 11 Linienschiffen, die Kapitän Troubridge ihm zuführte, und überbrachte ihm den Befehl, die französische Flotte, wohin sie auch gesegelt sey, bis in's adriatische Meer und bis in den Archipelagus, ja, wenn es seyn müsse, bis in's schwarze Meer hinein zu verfolgen. Es war nämlich dem Grafen von St. Vincent, nachdem er Nelson bereits ausgesandt hatte, eine beträchtliche Verstärkung zugegangen, mit der geheimen Instruktion, ein Geschwader von 12 Linienschiffen und eine entsprechende Anzahl von Fregatten in's Mittelmeer abgehen zu lassen, um der bei Toulon versammelten Flotte den Weg zu verlegen; und es wurde zugleich die Ermächtigung für den Admiral ausgesprochen, alle Häfen des Mittelmeers, in denen die englischen Kriegsschiffe nicht zu ihrer Verproviantirung zugelassen würden, als feindliche zu betrachten. Die amtliche Depesche überließ dem Admiral Jervis die Wahl des Befehlshabers; ein Privatschreiben des ersten Lords der Admiralität, Grafen Spencer, forderte ihn aber auf, für diese Sendung vorzugsweise den Admiral Nelson zu wählen, der durch seine große Erfahrung in der Beschiffung des Mittelmeers, sowie durch seine Thätigkeit und seinen unternehmenden und entschlossenen Charakter zu dieser Art des Dienstes ungemein geeignet erscheine. Man hatte eingesehen, daß die Zeit gekommen sey, wo es kühner Operationen bedürfe, und die Erinnerung an Teneriffa schadete Nelson nicht, sondern empfahl ihn.

Nelson vereinigte sich bald mit Kapitän Troubridge und befand sich nun an der Spitze eines Geschwaders von 13 Linienschiffen zu 74 Kanonen und 1 Schiff von 50 Kanonen.

Das Geheimniß der französischen Expedition war so wohl bewahrt worden, daß Aegypten gerade die einzige Bestimmung war, deren die Instruktion der Admiralität nicht

erwähnte. Nelson wandte allen Scharfsinn und alle Thätigkeit auf, um dem französischen Geschwader auf die Spur zu kommen. Am 12. Juni hatte die Fahne des Maltheserordens der französischen Fahne weichen müssen. An diesem Tage umsegelte Nelson die Nordspitze Korsika's. Am 17. Juni erfuhr er in der Bai von Neapel, daß die französische Flotte nach Malta gegangen sey; außer sich vor Ungeduld folgte er ihr dorthin nach. Am 22. Juni erfuhr er von einem Fahrzeuge aus Ragusa, daß die Franzosen im Osten von Malta, den Wind im Rücken, auf der Fahrt gewesen seyen. Dies mit anderen Wahrnehmungen, die er gemacht hatte, und einigen bestimmteren Angaben des englischen Gesandten in Neapel, Sir William Hamilton, verbunden, ließ Nelson nicht mehr zweifeln, daß die englische Flotte nach Aegypten gesegelt sey. Am 28. Juni war er vor Alexandrien. Man hatte dort kein französisches Schiff wahrgenommen.

Nelsons Aufregung stieg auf's Höchste. Plötzlich verlor er alles Vertrauen zu den Schlußfolgerungen, die ihn so weit von Sicilien entfernt hatten, und in der Meinung, daß nun bereits eine französische Armee in diese Insel eingedrungen sey, beschloß er, ohne vor Anker zu gehen, ohne auch nur einen Augenblick auszuruhen, wieder zurückzusegeln. Dieses Mal wurde seine Thätigkeit ihm nachtheilig, denn wäre er auch nur einen einzigen Tag dort geblieben, so hätte er die französische Flotte herankommen sehen. Um wieder nach Sicilien zu gelangen, mußte er gegen immerfort widrige Winde, wie sie es in dieser Jahreszeit ohne Ausnahme sind, bis an's Ende des Archipels laviren, und während ihn sein erster Strich von dem Wege der französischen Flotte weg an die Küsten Caramaniens führte, fand diese, durch das unermeßliche Convoi, welches sie bei sich hatte, im Fortkommen aufgehalten, vermöge jenes glücklichen Ungefährs die Rhede von Alexandrien ohne Vertheidigung, so daß sie auf dem öden Strande des Marabuts die

Ausschiffung der Truppen am 1. Juli ungestört bewerkstelligte.

Die französische Flotte bestand aus 72 Fahrzeugen, darunter 13 Linienschiffe und 4 Fregatten, und ward vom Viceadmiral Brueys befehligt, dem der Kontreadmiral Gantheaume als Flottenstabschef zur Seite stand. Sie bestand außer dem Haupttreffen aus 3 Abtheilungen, der Avantgarde, der Arrièregarde und dem leichten Geschwader unter den Kontreadmiralen Blanquet-Duchayla, Villeneuve und Decrès.

Diese Flotte, auf der sich eine ganze Armee befand, und die einen Raum von mehreren Lieues einnahm, hatte im Angesichte Sardiniens und Siciliens langsam das tyrrhenische Meer hinabsegeln, bei Malta anhalten und in das libysche Meer einlaufen können, ohne noch einem einzigen englischen Schiffe begegnet zu seyn. In dem Augenblick, als Nelson vom Kap Passaro aus geradeswegs nach Alexandrien segelte, neigten die französischen Schiffe, wie auf Eingebung von oben, ihre Fahrt der Insel Candia zu, und auf dem gefährlichsten Punkte des Weges, an derjenigen Stelle, wo beide Geschwader an einander vorüber kommen mußten, trafen dieselben, um den Blicken ihres ungestümen Gegners verborgen zu bleiben, einen dichten und dicken Nebel an, der mehrere Stunden hindurch das Mittelmeer bedeckte, den geheimnißvollen Wolken vergleichbar, womit die Götter Homers zuweilen seine Heroen umhüllten. Was selbst auf der weiten Einöde des atlantischen Meeres einiges Erstaunen zu erregen geeignet gewesen wäre, hatte demnach auf einem Binnenmeere und in engen Wasserbecken Statt gefunden. Seit 40 Tagen rückte Bonaparte mit der ruhigen Majestät des Genies auf sein Ziel zu; weder sein Glücksstern, noch seine Zuversicht waren jemals erblaßt. Sobald aber Bonaparte die französische Flotte verlassen hatte, nahm gleich ihr Geschick eine andere Gestalt an.

Brueys glaubte, Nelson werde nicht wiederkommen oder erst beträchtlichere Streitkräfte heranziehen. Die Ein-

fahrt zum Hafen von Alexandrien war mit Schwierigkeiten verbunden, indem man entweder die engen Durchfahrten durch Sprengung erweitern oder die Kanonen zur Erleichterung der Kriegsschiffe einstweilen auf Kauffahrteischiffe hätte bringen müssen. Man scheute sich, diesen Schwierigkeiten zu begegnen. In diesem Falle hätte das Geschwader, wenn es in Aegypten keinen Hafen fand, sich nach Corfu in Sicherheit begeben sollen. Anstatt dessen lag es in verderbenschwangerer Ruhe den ganzen Monat Juli bei Abukir vor Anker.

Nelson, seit fast 4 Wochen ohne Rast und Ruhe, verproviantirt sich in Syrakus, verläßt am 24. Juli den engen Raum dieses Hafens, der zum ersten Male ein Geschwader von 14 Linienschiffen aufgenommen hat, kommt am 1. August vor Alexandrien an und trifft einige Stunden darauf bei Abukir ein. Die französische Flotte ist auf diese unerwartete Ankunft durchaus nicht vorbereitet. Die Böte der Linienschiffe sind zur Erneuerung des Wasservorrathes entsendet und befinden sich mit einem Theile der Mannschaft am Lande. Von den 4 Fregatten, die Brueys hat, ist nicht eine einzige dazu verwendet worden, auf der hohen See zu kreuzen und den Horizont zu erforschen, um das Erscheinen des Feindes in der Ferne zu melden. Wie ein Blitzschlag trifft also das überraschte Geschwader die Doppelmeldung: der Feind ist im Angesicht! der Feind nähert sich und steuert auf die Bai zu! Soll man ihn mit gelichteten Ankern bekämpfen? Ein einziger Befehlshaber, der Kontreadmiral Blanquet-Duchayla, schlägt dies vor. Dupetit-Thouars schließt sich ihm an. Allein ein entgegengesetzter Beschluß erhält bei der Berathung das Uebergewicht, denn man befürchtet, daß es an Matrosen fehlen würde, um gleichzeitig manövriren und kämpfen zu können. Es wird beschlossen, das englische Geschwader zu erwarten. Man ruft die Böte zurück. Der Zustand des Meeres, die Entfernung des Ufers, verschiedene Umstände, die bis jetzt unerklärlich geblieben sind, verhindern sie größten-

theils, ihre Schiffe wieder zu erreichen. Um die Abwesenheit einer so großen Anzahl von Kombattanten zu ersetzen, befiehlt der Admiral den Fregatten, einen Theil ihrer Bemannung auf die Linienschiffe zu schicken.

Mittlerweile neigt sich der Tag. Brueys nährt die stille Hoffnung, beim Anbruch der Nacht nicht angegriffen zu werden, und wenn die Engländer ihren Angriff bis zum folgenden Tage verschieben, kann das französische Geschwader noch ohne Gefecht gerettet werden. Von diesem Gedanken erfüllt, befiehlt Brueys seinen Schiffen, die Topsegel aufzuziehen, und ist Willens, unter Begünstigung der Dunkelheit die Anker zu lichten, um den so unvorsichtiger Weise vernachlässigten Weg nach Corfu einzuschlagen. Er darf auch wirklich darauf rechnen, daß der furchtbare Anblick seines Geschwaders die Engländer bis zu Tagesanbruch ferne halten werde. 13 französische Linienschiffe, worunter eins von 120 und 3 von 80 Kanonen, sind im Innern der Bucht in Schlachtreihe aufgestellt und stützen sich mit ihrer Avantgarde auf die Sandbänke, welche 3 Meilen weit am Ufer hinlaufen. 14 englische Linienschiffe sind bereits wahrgenommen, aber eins davon (der Culloden, welcher, 7 Meilen zurück, eine französische, mit Wein beladene Brigg im Schlepptau hat, die er vor 2 Tagen im Hafen von Coron weggenommen) ist noch weit entfernt und 2 andere, die vor dem Hafen von Alexandrien geblieben (der Alexander und der Swiftsure, 9 Meilen südwärts), können vor 8 bis 9 Uhr Abends nicht wieder zu ihrer Flotte stoßen. Es scheint unmöglich, daß unter solchen Umständen das französische Geschwader sofort einen Angriff zu erwarten habe. So schließt ein Jeder und diese Ungewißheit trägt dazu bei, die Vorbereitungen zur Vertheidigung in Verwirrung zu bringen. Der Admiral hat die erforderlichen Maßregeln angeordnet, um die vorhandenen Mängel der Schlachtlinie zu berichtigen und die Ankerung zu sichern. In Ermangelung der

Böte und jeden Augenblick Gegenbefehl erwartend, bringen die franzöſ. Schiffe dieſe Anordnungen entweder gar nicht oder doch nur unvollſtändig zur Ausführung. Während dieſer Verwirrung kommt das engliſche Geſchwader mit vollen Segeln heran und läßt in ſeinen Bewegungen durchaus keine Unentſchloſſenheit blicken. „Man hatte dem Feinde zu imponiren gedacht“, ſchrieb Villeneuve nach dieſer unglücklichen Schlacht an den Marineminiſter, „aber er ließ ſich nicht irre machen. Uns ſehen und uns angreifen war Sache eines Augenblicks“.

Durch einen ziemlich ſtarken Nordweſtwind begünſtigt, iſt Nelſon bereits am Eingang der Bai. Nun wird eine von den franzöſiſchen Briggs ihm entgegengeſendet, um ihn irre zu führen und auf die Sandbank zu locken, welche die äußere Spitze der kleinen Inſel von Abukir weithin verlängert. Das engliſche Geſchwader hat den Fallſtrick gemerkt.

Der Befehlshaber des Goliath, Kapitän Foley, hat ſich an die Spitze der Linie begeben. Man ſieht ſeine Sondirer in den Maſtwandträgern ſtehen, fortwährend den Meeresgrund unterſuchen und die Annäherung der Gefahr anzeigen. Der Goliath entfernt ſich von der Sandbank und umſegelt die heimtückiſche Spitze, wo der Culloden ſtranden wird. Die Inſel von Abukir iſt umſchifft; das engliſche Geſchwader befindet ſich in der Bai. Jetzt gibt Brueys den franzöſiſchen Schiffen das Signal, ihr Feuer zu eröffnen, ſobald der Feind in deſſen Bereich ſeyn wird. Nelſon dagegen befiehlt den Seinigen, hinten ein Anker fallen zu laſſen und demnächſt den Kampf mit dem franzöſiſchen Geſchwader Bord an Bord zu gewinnen. Durch dieſe Vorkehrung beſſer feſtliegend, als das franzöſiſche Geſchwader, und ein Marsſegel eingezogen beibehaltend, um ihre Stellung nöthigenfalls verbeſſern zu können, vermögen die engliſchen Schiffe ihre Geſchütze zweckmäßiger zu gebrauchen und die Batterien der Franzoſen leichter der Länge nach zu beſtreichen. Nelſon geſtattet ſeinen Schiffen, mit ihrer ganzen

Schnelligkeit und ohne ihre Reihenfolge festzuhalten, gegen den Feind anzurücken. Er beschränkt sich darauf, ihnen das Signal zu geben, ihre Anstrengungen gegen die Avantgarde zu vereinigen. Längst ist es schon zwischen ihm und seinen Kapitänen verabredet worden, daß die anzuwendende Angriffsart darin bestehen solle, mit überlegenen Streitkräften die Spitze der französischen Linie zu erdrücken und erst dann an die Arrièregarde zu denken, wenn die Avantgarde bezwungen sey. Dies war derselbe Plan, den Lord Hood im Jahre 1794 entworfen hatte, als er den unter den Batterien des Golfs Juan ankernden Admiral Martin bedrohte. Nelson will jetzt diesen Plan zur Ausführung bringen und die Einsicht des Kapitäns Foley nimmt noch an Ort und Stelle eine glückliche Abänderung darin vor. Er erinnert sich des Ausspruchs von Nelson: „Ueberall, wo ein feindliches Schiff auf seinen Ankern drehen kann, vermag auch ein englisches zum Ankern Platz zu finden". Würdig des ruhmvollen Postens, den er einnimmt, versucht Kapitän Foley unbedenklich, um die französische Schlachtlinie herumzusegeln. Um 6 Uhr 40 Minuten fährt er vor dem Guerrier vorüber und geht kühn zwischen diesem Schiffe und dem Lande vor Anker.

Vier andere englische Linienschiffe: Zealous, Orion, Theseus, Audacious, folgen dem Goliath und nehmen nach einander vor dem Guerrier, dem Conquérant, dem Spartiate, dem Aquilon und dem Peuple-Souverain Stellung. Nelson ist der Erste, welcher außerhalb der französischen Schlachtlinie vor Anker geht. Der Vanguard, auf dem seine Flagge weht, erhält das Feuer des Spartiate, den der tapfere Kapitän Emérian befehligt, und erleidet bald bedeutende Verluste. Nelson selbst wird von einer Kartätschenkugel am Kopfe getroffen. Die Linienschiffe Minotaur und Defence kommen gerade zur rechten Zeit dem Vanguard zu Hülfe. 5 französische Linienschiffe haben in diesem Augenblick die ganze Anstrengung von 8 englischen Linienschiffen auszuhalten, während das Centrum der französischen

Schlachtlinie, wo dem Dreidecker Orient mit dem Admiral Brueys 2 Linienschiffe von 80 Kanonen, Franklin und Tonnant, zur Seite liegen, noch gar keine Feinde zu bekämpfen gehabt hat. Und doch ist gerade dort die Stärke des französischen Geschwaders. Das erste englische Linienschiff, welches sich in den Bereich des Orient wagt, der Bellerophon, ein Linienschiff von 74 Kanonen, unter dem Befehle des Kapitäns Derby, hat binnen einer Stunde 2 Untermasten verloren und 197 Mann sind ihm außer Gefecht gesetzt. Es kappt sein Ankertau und flüchtet aus der Bai hinaus. In diesem Augenblick hat die französische Avantgarde, durch die von allen Seiten auf sie eindringenden Feinde überwältigt, ihr Schießen erlahmen lassen und scheint halb überwunden zu seyn. Allein ungeachtet des Herankommens der Linienschiffe Defence und Majestic ist in demjenigen Theil der Schlachtlinie, wo der Orient, der Tonnant und der Franklin kämpfen, der Vortheil noch immer auf Seiten der Franzosen. Rasch gewechselte Lagen zeigen, daß dort ein hartnäckiger Kampf Statt findet. Es ist jedoch bereits dunkel geworden und nächtliche Finsterniß umhüllt beide Flotten. Der Culloden, den Kapitän Tronbridge befehligt, ist auf den Untiefen der Insel von Abukir gestrandet und das Gefecht hat schon länger als 2 Stunden gedauert, bevor der Leander, der Swiftsure und der Alexander daran Theil nehmen können. Endlich erscheinen auch sie auf dem Kampfplatz. Der gestrandete Culloden hat ihnen als Leuchtthurm gedient, und der unheimliche Schimmer des Geschützfeuers leitet sie zum französischen Geschwader hin. Alle 3 richten ihre Anstrengungen gegen die furchtbare Gruppe, welche nach Entmastung des Bellerophon mit einer unbestreitbaren Ueberlegenheit das Feuern des Defence und des Majestic zu erwidern fortfährt. Brueys, der an diesem Tage zu siegen verdient hätte, wenn der Sieg dem Unerschrockensten gebührte, hält den furchtbaren Angriff unerschütterlich aus. Bereits zweifach verwundet, will er doch das Verdeck nicht verlassen und eine neue Kugel er-

spart ihm den Schmerz, das bevorstehende Unglück mit an=sehen zu müssen.

In diesem Augenblick bricht auf dem Orient eine schreck=liche Feuersbrunst aus. Sie hat in den Besanmastwand=trägern begonnen und bald auch das Takelwerk ergriffen. Mit einer Schnelligkeit, die nichts zu hemmen vermag, läuft die Flamme von einem Maste zum anderen. Um 10 Uhr Abends verkündet eine Explosion, welche die benachbarten Schiffe erschüttert und mit brennenden Trümmern bedeckt, beiden Flotten, daß der Orient nun gesunken ist. Bei seinem Verschwinden nimmt er seine Verwundeten, den größten Theil seiner heldenmüthigen Bemannung und das Glück des Tages mit in die Tiefe. Eine dichte Wolke von Rauch und Asche bezeich=net noch den Platz, wo der Koloß gekämpft hat. Unter dem Eindruck dieses grausigen Auftritts ist das Geschützfeuer fast eine Viertelstunde hindurch unterbrochen worden; jetzt be=ginnt es nur um so stärker und der Franklin gibt das Sig=nal dazu. Vergeblich ist dieser Heldenmuth! Nutzlos sind alle Aufopferungen! Das Geschick hat sich bereits gegen die Franzosen erklärt. Nur ein Manöver könnte das franzö=sische Geschwader noch retten, wenn nämlich die vom Feinde nicht beachteten Schiffe in's Gefecht gebracht würden. „4 tödtlich lange Stunden", berichtete der Kontreadmiral De=crès dem Marineminister Bruix, „hat die Arrièregarde von diesem Kampfe nichts weiter gesehen, als das Feuer und den Rauch unserer Gegner und der beiden ersten Ab=theilungen, welche angegriffen wurden", und dennoch rührt diese Arrièregarde sich nicht. Nur der Timoleon hißt seine Marssegel und scheint dadurch einen Befehl zum Ankerlich=ten hervorrufen zu wollen, den zu ertheilen in dem Entsetzen dieser unheilschwangeren Nacht Keinem einfällt. „Seit dem Beginn des Gefechts ist Alles dem individuellen Vermögen je=des einzelnen Schiffes überlassen gewesen.... Nur diejenigen können kämpfen, welche sich in dem Theile der Schlachtlinie befinden, den der Feind angreifen wollen". Nelsons Hoffnung war nicht getäuscht worden. „Das wußte ich wohl",

sagte dieser einige Monate nachher, „wenn ich die Avantgarde und das Centrum des französischen Geschwaders mit einem Wind, der in der Richtung ihrer Ankerlinie wehte, angreifen würde, daß ich dann meine Streitkräfte nach eigenem Belieben gegen eine kleine Anzahl ihrer Schiffe konzentrirren könne. So haben wir fortwährend mit überlegenen Kräften gekämpft". Was vermochten die größten Anstrengungen gegen derartige Umstände! Die französische Avantgarde unterliegt zuerst. Von 400 Mann sind dem Conquérant über 200 Mann außer Gefecht gesetzt; der Kapitän des Aquilon ist auf dem Hinterdeck gefallen; der des Spartiate hat zwei Wunden empfangen. Die zuletzt genannten beiden Schiffe zählen 150 Todte und 360 Verwundete; der Guerrier hat seine 3 Untermasten verloren; der Peuple-Souverain hat seine Ankertaue gekappt und vor dem Franklin eine gefährliche Lücke gelassen, in die der Leander sich hineingelegt. Das Centrum, wo der Brand des Orient Verwirrung angerichtet, sieht dann auch seine Schiffe zerstreut oder vom Feinde überwältigt. Beim Aufgehen der Sonne erblickt man den Mercure und den Heureux im Grunde der Bai auf dem Strande. Allzu dicht beim Orient ankernd, haben sie sich von diesem brennenden Schiffe entfernen müssen. Der Tonnant, der Guillaume Tell, der Généreux und der Timoleon befinden sich allein noch auf dem Kampfplatz; aber der Theseus und der Goliath, die bei der Avantgarde nichts mehr zu thun haben, kommen dem Majestic und dem Alexander zu Hülfe, und dieser ersten Verstärkung nachzufolgen, rüsten sich auch noch andere englische Schiffe. Um 11 Uhr Morgens geht der Kontreadmiral Villeneuve, der auf dem Guillaume Tell die Arrièregarde befehligt, mit den Trümmern der französischen Flotte unter Segel. In diesem Augenblick sind bereits der Heureux und der Mercure vom Feinde besetzt worden; der Tonnant und der Timoleon aber noch nicht. „Der tapfere Tonnant", wie Admiral Decrès ihn nennt, hat seine sämmtlichen Masten verloren, ist seines Kapitäns, dem ein

Fuß abgeschossen und das Bein zerschmettert worden, beraubt und zählt bereits 110 Todte und 150 Verwundete. Er hat während der Nacht vom 1. August auf Pistolenschußweite gegen den Majestic, dessen Kapitän tödtlich verwundet worden, gegen den Alexander und gegen den Swiftsure gekämpft. Seine Flagge weht an dem Stumpf seines Hauptmastes; er streicht sie erst nach Verlauf von 24 Stunden, als der Theseus und der Leander ihn von Neuem angreifen. Zu sehr beschädigt, um Villeneuve's Bewegung folgen zu können, muß der Timoleon auf den Strand laufen. Nur der Guillaume Tell und der Généreux nebst den Fregatten Diane und Justice vermochten dem vollständigsten Mißgeschick, welches die französische Marine je zu beklagen gehabt, zu entrinnen.

Von den 13 Linienschiffen und 4 Fregatten, die Nelson in der Bai von Abukir bekämpft hatte, fielen 9 Linienschiffe in seine Gewalt. Der Orient flog während des Gefechts in die Luft. Der Timoleon und die Fregatte Artemise wurden, nachdem sie auf den Strand getrieben waren, durch ihre Bemannung verbrannt. Die Serieuse, wenn auch durch ihren Muth, doch nicht durch ihr Geschütz des Zorns eines Linienschiffes würdig, wurde von dem Orion, der einen solchen Gegner wohl hätte verschmähen dürfen, in den Grund gebohrt. Die Eroberung oder die Vernichtung von 11 Linienschiffen und 2 Fregatten war demnach für die Engländer der Lohn dieses hartnäckigen Kampfes. Villeneuve's Abfahrt vermochten ihre zerschossenen Schiffe jedoch nicht zu verhindern. Der Guillaume Tell nebst der Justice flüchteten nach Malta; der Généreux nahm erst den Leander, ein Schiff von 50 Kanonen, welches die Nachricht von dem Siege bei Abukir nach England bringen sollte, bei Candia weg und erreichte dann die Rhede von Corfu. Von den 9 Linienschiffen, die den Engländern in die Hände gefallen waren, verließen nur 6 am 14. August, unter dem Befehle von Sir James Saumarez, der sie mit 7 englischen Linienschiffen geleitete, die Bai von

Abukir. Bei Gibraltar mußte Sir James Saumarez den Peuple-Souverain, der auf der Fahrt beinahe gesunken wäre, zurücklassen und konnte nur mit Mühe den Franklin und den Tonnant von 80, sowie den Spartiate, den Aquilon und den Conquérant von 74 Kanonen nach Plymouth hinbringen. Der Conquérant und der Peuple-Souverain waren sehr alte Schiffe und kaum noch seefähig; nach Nelsons Angabe hatten sie jedoch im Kampfe weniger gelitten als die übrigen eroberten Schiffe, durch die man, wie der englische Admiral schrieb, mit einer vierspännigen Kutsche hätte hindurch fahren können.

Das war der Ausgang einer Schlacht, deren Folgen sich gar nicht berechnen ließen. Die französische Marine vermochte sich von diesem furchtbaren Schlage, den ihr Ansehen und ihre Stärke erlitten hatte, nie wieder zu erholen. Diese Schlacht gab das mittelländische Meer zwei Jahre lang den Engländern preis, führte die russischen Geschwader dahin, schloß die französische Armee in der Mitte eines empörten Volkes ein, bestimmte die Pforte, sich gegen Frankreich zu erklären, sicherte Ostindien vor den Unternehmungen der Franzosen und brachte Frankreich selbst an den Rand des Verderbens, denn es fachte den kaum erst beigelegten Krieg mit Oesterreich wieder an und führte Suwarow mit den Oesterreichern und Russen bis an die Grenzen von Frankreich.

Der Kontreadmiral Villeneuve, der während der ganzen Schlacht mit der Arrièregarde unthätiger Zuschauer blieb, war ein persönlich tapferer Mann und braver Offizier. Er erklärte es später für eine Unmöglichkeit, daß er hätte am Kampfe Theil nehmen können, weil dieser längst zu Ende gewesen seyn würde, ehe er mit Linienschiffen, die, unter dem Winde von der Schlachtlinie gelegen, im Stande gewesen wäre, nach dem Kampfplatz hin zu laviren. Dies sey so anerkannt gewesen, daß selbst der Admiral die Möglichkeit eines solchen Falls in der ertheilten Instruktion ganz außer Berücksichtigung gelassen hätte: er würde durch ein solches Manöver

sein Geschwader nutzlos getrennt haben. Der Marineminister scheint dieselben Ansichten gehabt zu haben, denn es wurde durch Villeneuve's Verhalten keine Maßregel der Regierung gegen ihn hervorgerufen. Indeß hatten mehrere Kapitäne der Avantgarde und die Kontreadmirale Blanquet=Duchayla und Decrès allerdings darauf gerechnet, daß die Arrièregarde den Versuch machen würde, sich am Kampfe zu betheiligen.

Man muß aber den unglücklichen Ausgang dieses Kampfes sowie den Grund späterer Niederlagen der französischen Flotten tiefer suchen. Es war das verlegene und schüchterne Verfahren, welches Villaret und Martin eingeführt hatten, jenes System des Defensivkrieges, welches Pitt im Parlamente für den Vorläufer eines unvermeidlichen Untergangs erklärte. Dieses System war den Franzosen zur Gewohnheit geworden, hatte ihre Arme gelähmt und ihre Zuversicht vernichtet. Die französischen Geschwader segelten aus dem Hafen mit dem Gedanken, dem Feinde auszuweichen. Ihm zu begegnen erschien bereits als ein widriger Zufall. Abukir brach mit jenem Defensivsystem, die Zeit der entscheidenden Schlachten war gekommen.

Nelsons erste Sorge nach seinem Siege war die Beruhigung des angsterfüllten Ostindiens. Er schrieb dem Gouverneur von Bombai durch einen Offizier, der über Alexandrette, Aleppo und Bagdad dorthin ging: „Ich will Ihnen mit kurzen Worten sagen, daß eine französische Armee von 40,000 Mann auf 300 Transportschiffen unter dem Geleite von 13 Linienschiffen, 4 Fregatten, Bombarden u. s. w. am 1. Juli vor Alexandrien eintraf. Am 7. Juli ging sie von dort aus nach Cairo ab. Unterwegs haben die Franzosen mit den Mameluken einige Scharmützel gehabt, die sie als große Siege bezeichnen. Da ich Bonaparte's Depeschen, deren ich mich gestern bemächtigte, vor mir habe, kann ich mit Bestimmtheit von seinen Bewegungen sprechen. „Ich rüste mich, Suez und Damiette einnehmen zu lassen", sagt er. Von Ostindien erwähnt er nichts. Ich

habe das Glück gehabt, 12,000 Mann zu verhindern, Genua zu verlassen und auch 11 Linienschiffe und 2 Fregatten zu erobern. Mit einem Worte, bloß 2 Linienschiffen und 2 Fregatten ist es gelungen, mir zu entrinnen. Diese rühmliche Schlacht hat an der Mündung des Nil und vor Anker Statt gefunden. Sie begann am 1. August bei Sonnenuntergang und endete erst am folgenden Morgen um 3 Uhr. Das Gefecht war hitzig, aber Gott hat unsere Anstrengungen gesegnet und uns einen großen Sieg zu Theil werden lassen. Bonaparte hat noch mit keinem englischen Offizier zu thun gehabt; ich will versuchen, ihn uns achten zu lehren".

Die ostindische Kompagnie votirte dem Sieger von Abukir ein Geschenk von 10,000 Pfd. Sterling; die türkische Kompagnie überreichte ihm eine silberne Vase; die patriotische Gesellschaft ein kostbares Service; die City von London einen Degen von hohem Werthe für den Degen des Kontreadmirlas Duchayla, den Nelson ihr geschickt hatte; der Sultan, der Kaiser von Rußland, die Könige von Sardinien und Neapel, die Insel Zante überhäuften ihn mit Ehren und Gaben. Der Herzog von Clarence, die Admirale Hood, Howe, St. Vincent, Peter Parker, Goodall, Curtis brachten ihm ihre Glückwünsche dar; Collingwood ließ die rührende Stimme seiner alten treuen Freundschaft vernehmen. Das englische Ministerium that verhältnißmäßig weniger: Nelson wurde unter dem Titel Baron vom Nil und von Burnham-Torpe mit einer Dotation von 2000 Pfd. Sterling, die auf seine ersten beiden männlichen Nachkommen übergehen sollte, zum Pair erhoben. Dem Admiral Jervis hatte die Schlacht von St. Vincent den Grafentitel und eine Dotation von 3000 Pfd. Sterling eingebracht. Lord Spencer schrieb Nelson, der Baronettitel sey der höchste, der einem Offizier seines Ranges, welcher als Unterbefehlshaber diente, jemals verliehen worden wäre.

Die Tagesbefehle, welche Nelson bei dieser Gelegen-

heit an sein Geschwader erließ, haben nicht den Schwung, nicht die begeisterte Pracht der Bulletins von Bonaparte; sie sind aber der wahrste und erhabenste Ausdruck der Gefühle, von denen damals die englische Kriegsmacht beseelt war. „Da der allmächtige Gott", sagte Nelson zu seinen Kapitänen, „Sr. Majestät Waffen gesegnet und ihnen den Sieg verliehen hat: so beabsichtigt der Admiral, ihm gleich heute, um 2 Uhr, öffentlich Dank dafür darzubringen, und er empfiehlt allen Schiffen, ein Gleiches zu thun, sofern es ihnen ohne Uebelstand möglich ist .... Von ganzem Herzen beglückwünscht der Admiral die Kapitäne, Offiziere, Matrosen und Marinesoldaten, welche sich auf dem Geschwader befinden, das er zu befehligen die Ehre hat, über den Ausgang des letzten Gefechtes, und er bittet sie, für ihr treffliches Verhalten in diesem ruhmvollen Kampfe seinen aufrichtigen und innigen Dank anzunehmen. Jeder englische Matrose hat heute selbst empfinden können, wie sehr eine der Ordnung und der Disciplin treue Mannschaft jenen zügellosen Menschen überlegen ist, deren lärmende Anstrengungen durch nichts zu regeln waren".

Eine wohlberechtigte und heilsame Anerkennung, nicht der Begeisterung, nicht der Tapferkeit, sondern Dem, was über Tapferkeit und Begeisterung zu siegen vermag: der Ordnung und der Disciplin, auf dem Schlachtfelde dargebracht!

Der Mann, welcher 12 Stunden nach dem glänzendsten Siege auf solche Weise zu seinem Geschwader sprach, hat nicht immer diesen edlen und erhabenen Ton beibehalten. In dem Rausche, der auf diesen Triumph folgte, trat gewissermaßen eine moralische Revolution bei ihm ein, ein Schwindel, gleichsam eine Störung seiner Geisteskräfte, die von Mehreren unbedenklich dem heftigen Stoß, welchen er am Kopf erhalten hatte, und der dadurch entstandenen Erschütterung des Gehirnes zugeschrieben worden ist. Allein die Gunst des Glückes hat schon größere Geister irr und wirr gemacht und die giftschwangere Luft am Hofe von Neapel

wirkte verderblicher auf Nelsons Verstand, als die Kartätschenkugel bei Abukir. Kaum hatte er seine Prisen besetzt und sie fähig gemacht, nach den englischen Häfen zu gelangen, so trieb das Geschick ihn auch schon nach jenem verhängnißvollen Gestade. Vertrauliche Instruktionen, die ihm am 15. August 1798 durch den Grafen von St. Vincent zukamen, nöthigten ihn, Aegypten so schnell zu verlassen, daß er den Heureux und den Mercure, die er noch nicht wieder flott zu machen im Stande gewesen war, so wie den Guerrier, den er nicht wieder herzustellen vermocht hatte, eiligst verbrannte. Zur Blokirung Alexandriens ließ er dem Kapitän Hood die Linienschiffe Zealaus, Goliath und Swiftsure zurück; den Culloden, den Vanguard und den Alexander nahm er mit und segelte am 19. August nach der Bai von Neapel ab, wo ihm neue Prüfungen und größere Gefahren bevorstanden.

Nelson in Neapel und die parthenopäische Republik.

Der neapolitanische Hof war der Sitz der Unschlüssigkeit und Treulosigkeit. Der König und die Königin haßten Frankreich; der König war träge und furchtsam, die Königin aufbrausend und energisch. Eine Tochter von Franz I. und Maria Theresia, hatte Maria Karoline von Neapel mit ihrem 25. Lebensjahre im Jahre 1776 durch die Geburt eines Prinzen ihrem Vermählungsvertrage gemäß Zutritt und berathende Stimme im Staatsrathe erhalten. Sie war schön, lebhaft, einsichtsvoll und den Reformen, denen damals die philantropischen Ansichten der österreichischen Prinzen huldigten, mit Eifer zugethan. Neapel versprach sich von ihrem Einflusse auf den trägen Gemahl die herrlichsten Früchte. Die französische Revolution, das unglückliche Schicksal ihrer Schwester, der Königin von Frankreich, verwandelte die Liebe zu den liberalen Tendenzen, die sie früher gezeigt hatte, in den tiefsten Abscheu. Ihr Rathgeber,

Acton, hatte ihr zugeflüstert: „Der Pöbel ist treu und ergeben, aber die Adeligen sind sämmtlich Jakobiner". Die Königin sprach es nach; mit dem Pöbel wurde der Adel und das Volk bekriegt, und was dem Pöbel entrann, dem Untergange auf dem Schaffot und im Kerker hingegeben. Dies war das Ende der parthenopäischen Republik, mit deren Geschichte der Name Nelsons auf eine so traurige Weise verknüpft ist.

Am 22. Januar 1799 standen die französischen Truppen vor den Thoren Neapels. Der Krieg war von Neapel, hauptsächlich mit auf Nelsons Betrieb, „der im Stande war, ein Königreich eben so kühn auf's Spiel zu setzen, wie eine Flotte", und der bei der Königin ein offenes Ohr fand, begonnen worden. Die neapolitanischen Heere, unter dem zur Führung des Oberbefehls von Oesterreich herbeigerufenen General Mack, verschwanden beim ersten Knalle der Kanonen. Der König, die Königin, die Regierung waren schon im December 1798 nach Sicilien geflohen und hatten Neapel sich selbst überlassen. Die Franzosen kamen gerade zu rechter Zeit, um es vor der Wuth seiner eigenen Bewohner zu retten. Der General Championnet stellte Ruhe und Sicherheit her. Die Weisheit seiner Anordnungen hatte den Groll der Menge bald besänftigt, und die Regierung, welche unter dem Namen der parthenopäischen Republik von ihm eingesetzt wurde, erhielt die Beistimmung der meisten Städte in den Abruzzen und Calabrien.

Bald darauf stellte die neue Koalition 300,000 Mann gegen Frankreich in die Waffen. Das Direktorium sah sich genöthigt, die Besatzungen aus den päpstlichen Staaten und aus Neapel zurückzuziehen.

Die neue Republik war demnach ihren eigenen Kräften überlassen, aber alle berühmten Namen und sämmtliche geachtete Männer, die Neapel enthielt, hatten sich ihretwegen bereits bloßgestellt. Die dem Hof verhaßten Adeligen, die den Lazzaroni verdächtigen Grundbesitzer waren von freien Stücken zusammengetreten, um ihr Leben und ihr

Vermögen gegen die Gewaltthätigkeiten eines zügellosen Pöbels zu vertheidigen. Aus wohlbegründetem Selbsterhaltungstrieb waren sie Republikaner geworden. Die ausführende Gewalt wurde fünf Direktoren anvertraut. Hercule d'Agnese, ein seit dreißig Jahren in Frankreich naturalisirter Neapolitaner, führte den Vorsitz in dieser Kommission. Dominico Cirillo, einer der geachtetsten Aerzte in Europa, leitete die Verhandlungen der gesetzgebenden Körperschaft. Ein ehemaliger Artilleriekapitän, Gabriel Manthone, wurde zum Kriegsminister und Oberbefehlshaber der neapolitanischen Armee ernannt. Die Bewachung des Castello nuovo wurde einem Ingenieuroffizier, dem Cavaliere Massa, die des Ei-Forts dem Fürsten von Sauta-Severina übertragen. General Bassetti stand an der Spitze der Nationalgarde, Fürst Caracciolo führte den Befehl über einige Kanonierschaluppen, welche damals die ganze Marine der Republik bildeten. Die niedere Klasse und das Landvolk, hauptsächlich aus Haß gegen die Franzosen, traten gegen die neue Republik auf. Von Sicilien aus erschien Kardinal Ruffo im Auftrage der Regierung, als Generalvikar des Königreichs, und stellte sich an die Spitze der Unzufriedenen. Von Corfu aus hatte man 400—500 Mann russische und eben so viele albanesische Hülfstruppen erlangt. Auch Nelson traf Vorbereitungen, mit seinem Geschwader vor Neapel zu erscheinen. Allein unerwartete Bewegungen in der französischen Flotte verzögerten seine Abfahrt; er zog seine Streitkräfte bei Maritimo zusammen, rief auch den Kapitän Troubridge, der mit 4 Linienschiffen vor den Inseln Ponza, Palmerola, Capri, Ischia und Procida gekreuzt hatte, zurück und ließ nur ein leichtes Geschwader unter dem Befehl des Kapitän Foote im Meerbusen von Neapel; doch war dieser letztere mit den umfassendsten Vollmachten versehen.

Die Patrioten hatten sich die Verzögerung, die rücksichtlich der Annäherung der englischen Flotte eingetreten war, zu Nutzen gemacht. In der Nacht vom 18. auf den

19. Juni 1799 thaten sie einen kräftigen Ausfall, vernagelten die Kanonen einer Batterie, sprengten die Munitionswagen in die Luft und setzten das feindliche Lager in Schrekken. Kardinal Ruffo hielt seine Lage für bedenklich. Es konnte jeden Tag eben so gut eine französische, wie eine englische Flotte, vor Neapel erscheinen. Er ersuchte den Kapitän Foote um Einstellung der Feindseligkeiten und knüpfte mit den Republikanern Unterhandlungen an. Am 22. Juni wurde eine Kapitulation unterzeichnet: im Namen Rußlands und der Pforte durch die Anführer der Hülfstruppen, im Namen des Königs von Neapel durch den Kardinal Ruffo und den Cavaliere Micheroux, im Namen Frankreichs und der parthenopäischen Republik durch den Befehlshaber des Forts Sanct Elmo und den Cavaliere Massa. Die den Republikanern bewilligten Bedingungen waren günstig. Alle diejenigen Personen, welche zur Besatzung des Castello nuovo und des Ei-Forts gehörten, sollten mit allen Kriegsehren: unter Trommelschlag und mit fliegenden Fahnen, von dort ausziehen, um Schiffe zu besteigen, die sie unter einem Salvus Conductus geradeswegs nach Toulon brächten. Bis zu dem Tage, wo die sichere Nachricht von ihrem Eintreffen in Frankreich nach Neapel gelangt sey, sollten der Erzbischof von Salerno, der Cavaliere Micheroux, der Graf Dillon und der Bischof von Avellino als Geißeln im Fort Sanct Elmo festgehalten werden. Die Personen und die Besitzungen der Republikaner werde man achten und garantiren. Diejenigen, welche nicht auswandern wollten, dürften in Neapel bleiben, ohne daß man sie oder ihre Familien wegen ihres früheren Verhaltens beunruhigen könne.

Dieselben Bedingungen sollten auch für alle seit Beginn der Feindseligkeiten gefangenen neapolitanischen Truppen gelten. Bevor sich die Patrioten ergaben, verlangten sie aus Argwohn gegen die Redlichkeit oder die Macht des Kardinals auch die Unterschrift und Bürgschaft des Kapitäns Foote, der sie selbst mehr Gewicht für ihre Sicherheit

beilegten, als den Geißeln. Kapitän Foote unterschrieb die Kapitulation und setzte seine eigene Ehre und die Ehre seines Landes zum Pfande.

Schon waren die Geißeln ausgewechselt und die Feindseligkeiten eingestellt, als Nelson vor der Bai erschien. Er nannte die Kapitulation einen Waffenstillstand, erklärte diesen von ihm so genannten Waffenstillstand für einen infamen Vertrag und verweigerte die Anerkennung desselben. Vergebens kam der Kardinal an Bord des Foudroyant und vertheidigte mit edler Energie die heilige Verpflichtung, welche er zu übernehmen von seinem Souverän das Recht erhalten hatte, wie Kapitän Foote zu Ratificirung derselben von seinem Befehlshaber ermächtigt worden war; vergebens sprach Foote mit Eifer für Aufrechterhaltung der Kapitulation. Nelson ließ den „guten Absichten" Foote's alle Gerechtigkeit widerfahren, schickte aber den unbequemen Censor mit seiner Fregatte nach Palermo, um sie der königlichen Familie zur Verfügung zu stellen.

Die Republikaner gaben der Kapitulation gemäß ihre Gefangenen, worunter auch englische Soldaten waren, frei, räumten am 26. Juni ihren Zufluchtsort, verließen ihn, wie sie es ausbedungen hatten, mit allen Kriegsehren, legten ihre Waffen am Ufer nieder, bestiegen die Boote, die zu ihrer Aufnahme auf die Schiffe, die im Hafen ihrer harrten, bereit lagen, und wurden — nicht nach Toulon, sondern auf das Schaffot geleitet. 40,000 Staatsbürger wurden durch eine königliche Ordonnanz mit Proskription belegt. Jeder, der gegen den König oder gegen den Kardinal die Waffen geführt oder irgend eine Funktion von der Republik angenommen, war des Todes schuldig. Nelson selbst war der Erste, der das blutige Schauspiel eröffnete.

Der Fürst Caracciolo hatte lange mit Auszeichnung in der neapolitanischen Marine gedient und unter Admiral Hotham das Linienschiff Tancredi befehligt. Er genoß das Wohlwollen seines Königs und eine außerordentliche Popularität, wurde im Jahre 1798 mit den Funktionen eines

Admirals bekleidet und hatte sich die Achtung und die Zuneigung der englischen Kapitäne erworben, als die britische Flotte, vergessen von der Admiralität, bei Saint-Florent das willkommene Eintreffen zweier neapolitanischen Linienschiffe mit einstimmigem Jubel begrüßte. Als die königliche Familie nach Palermo flüchtete, begleitete Caracciolo sie mit seinem Linienschiffe dorthin und verließ Sicilien, um nach Neapel zurückzukehren, erst nach erlangter Genehmigung Ferdinands IV. Von den Umständen hingerissen, ließ er sich jedoch bald darauf an die Spitze des Seewesens der Republik stellen und trug kein Bedenken, mit einigen elenden Kanonenböten, die ihm zusammenzubringen gelungen war, mehr als einmal die englischen Fregatten anzugreifen. Nelson tadelte damals ohne besondere Aufregung „die von ihm begangene Thorheit, seinen Gebieter zu verlassen", und schien einzuräumen, daß der neapolitanische Admiral „im Grunde des Herzens" denn doch „kein eigentlicher Jakobiner" sey. Sobald die Kapitulation unterzeichnet war, nahm Caracciolo, besser als seine Genossen über das Wesen der Bürgerkriege unterrichtet, seine Zuflucht in's Gebirge. Man setzte einen Preis auf seinen Kopf; er wurde von seinem Bedienten verrathen und am 29. Juni um 9 Uhr Morgens auf den Foudroyant gebracht. Kapitän Hardy beeilte sich, ihn gegen die Beleidigungen und die Gewaltthätigkeiten der Elenden, von denen er verhaftet worden und die noch auf dem Verdeck des englischen Linienschiffes ihren Gefangenen mißhandelten, in Schutz zu nehmen. Der Admiral wurde von dieser Verhaftung in Kenntniß gesetzt und Caracciolo dem ersten Lieutenant des Foudroyant zur Bewachung übergeben. Mit einer Hast, die ein unruhiges Gewissen verrieth, beschloß Nelson, Caracciolo unverzüglich vor Gericht zu stellen. Ein Kriegsgericht unter dem Vorsitze des Grafen von Thurn, der die neapolitanische Fregatte Minerva befehligte, wurde auf dem Foudroyant zusammenberufen und um 12 Uhr war ein Todesurtheil gegen den unglücklichen Greis gefällt, den weder

seine weißen Haare, noch seine rühmlichen Dienste zu retten vermocht hatten.

Sobald dieser Ausspruch Nelson kund gemacht war, ertheilte derselbe die erforderlichen Befehle, ihn noch an demselben Abend vollziehen zu lassen. Caracciolo sollte an der Fockmastraae der Fregatte Minerva gehängt werden. Der unglückliche Caracciolo bat den Lieutenant Parkinson, dem er zur Bewachung übergeben war, zweimal, sich bei Lord Nelson für ihn zu verwenden. Er verlangte eine nochmalige Untersuchung; er erbat, wenn das Urtheil vollzogen werden solle, wenigstens die Gunst, erschossen zu werden. „Ich bin alt", sagte er, „Kinder, die meinen Tod beweinen könnten, hinterlasse ich nicht, und man kann nicht wohl annehmen, daß ich besonderes Verlangen trage, ein Leben zu verlängern, welches nach dem natürlichen Laufe der Dinge doch bald enden müßte; aber die schmähliche Hinrichtung, zu der ich verurtheilt bin, erscheint mir allzugräßlich". Lieutenant Parkinson erhielt keine Antwort vom Admiral, als er ihm dieses Gesuch vortrug. Er unternahm es, in ihn zu dringen und selbst für die Sache des armen Greises zu sprechen: bleich und stumm hörte Nelson ihn an. Mit einer plötzlichen Anstrengung bezwang er sodann seine Rührung und sagte barsch zu dem jungen Offizier: „Herr, gehen Sie, und thun Sie Ihre Schuldigkeit!" Die gräßliche Hinrichtung fand, wie Nelson es vorgeschrieben hatte, auf der Fregatte Minerva unter den Kanonen des Foudroyant Statt, und der Graf von Thurn stattete dem englischen Admiral, als ob er die Verantwortlichkeit für diese abscheulichen Umstände Demjenigen, welchem sie zukomme, lassen wolle: folgenden kurzen Bericht darüber ab: „**Si da parte a sua eccellenza l'ammiraglio Lord Nelson, d'essere stata eseguita la sentenza di Francesco Caracciolo nella maniera da lui ordinata**". (Se. Excellenz der Admiral Lord Nelson wird benachrichtigt, daß das Urtheil gegen Francesco Caracciolo in der von ihm vorgeschriebenen Weise vollzogen worden ist.) Caracciolo's

Leiche blieb bis Sonnenuntergang an der Fockmastraae der Minerva hängen. Dann wurde der Strick, der seinem Leben ein Ende gemacht hatte, abgeschnitten und seine Leiche, eines Begräbnisses unwürdig erachtet, in die See geworfen. Als diese rohe Handlung vollbracht war, trug Nelson ihre Erwähnung unter den Seeereignissen wie einen gewöhnlichen Vorfall im Schiffsjournal ein. „Sonnabend, 29. Juni. Leichter Wind. Bedeckter Himmel. Das portugiesische Linienschiff La Reinha und die Brigg Balloon ankern auf der Rhede. Zusammenberufung eines Kriegsgerichts. Francesco Caracciolo vor Gericht gestellt, verurtheilt und gehängt auf der neapolitanischen Fregatte Minerva".

Welch ein seltsamer Irrwahn verhärtete denn aber so dieses bewegliche Herz? Durch welches täuschende Prisma betrachtete wohl Nelson jene barbarische Hinrichtung, daß er nichts als eine regelmäßige Handlung der Militärjustiz darin sah? Wer hatte ihn beauftragt, die Rache des neapolitanischen Hofes auszuüben? Wodurch war er ermächtigt, der Gnade des Königs einen Greis zu entziehen, den diese vielleicht gerettet hätte? Wozu sein Einschreiten, wozu die unselige Hast, wozu der nutzlose Mord? Die Metzeleien, welche bald darauf in Neapel Statt fanden, erregten in Europa eine allgemeine Mißbilligung; aber diese gräßliche Episode ließ den Antheil, welchen Nelson an jenen traurigen Ereignissen gehabt, in einem noch trüberen Lichte erscheinen. Fox war der Erste, der im Parlament diese Excesse der Legitimität zur Sprache brachte, deren Schmach durch einen Treubruch, der in den Jahrbüchern des Krieges wohl nicht Seinesgleichen habe, selbst die britische Flagge berühre. Nelson fühlte, wo dieser Angriff hintraf, und wollte sich rechtfertigen, aber seine Freunde waren besser berathen und hielten seinen Einspruch zurück.

Um das Verfahren Nelsons vollständig verstehen zu können, muß man einen Blick auf sein Privatleben in Neapel werfen, der aber leider seine Handlungsweise in einem noch trüberen Lichte erscheinen läßt.

Nelson wurde in Neapel mit Jubel empfangen. Die Königin schrieb ihm schon zuvor: „Glauben Sie mir, mein heldenmüthiger und ruhmgekrönter Admiral, meine dankbare Achtung für Sie wird mich in's Grab geleiten". Der König nennt ihn seinen Retter; der Hof erklärt ihn für den Befreier Italiens; die Menge eilt auf den Quai, als seine Volle in den Hafen fährt, begrüßt ihn mit gleichem Titel und wiederholt denselben Jubelruf. Lady Hamilton, die Gemahlin des englischen Gesandten, eilt dem Vanguard entgegen, bevor er noch Anker geworfen, springt auf das Verdeck des Schiffes und sinkt ohnmächtig dem Admiral in die Arme. Das war das Debüt der Buhlerin, deren nichtswürdige Künste den bis dahin reinen und edlen sittlichen Charakter Nelsons zu verderben bestimmt waren. Ihr Gemahl Sir William Hamilton war 30 Jahre beim neapolitanischen Hofe beglaubigt und war mit dem vollsten Vertrauen beider Majestäten beehrt. Lady Hamilton, die Tochter einer armen Magd in der Grafschaft Wales, die Geliebte seines Neffen, hatte er in seinem 60. Jahre geheirathet. Mit erstaunlicher Geschmeidigkeit wußte sich Lady Hamilton in ihre neue Stellung zu finden und sich besonders der Gunst der Königin zu versichern. Die Verwirrung, in welche sie den Admiral Nelson mit ihren Lockungen versetzte, reicht an's Unglaubliche. Den Lord St. Vincent, den ersten Lord der Admiralität, Grafen Spencer, den Lord Minto, früheren Vicekönig von Korsika, den Kaiser Paul I., der auf sein Ansuchen der Lady den Johanniterorden verleiht, ja selbst seine edle Gattin machte er zu Vertrauten seiner Leidenschaft.

„Wie würde es um mich aussehen", sagte er, „wenn der gute Sir William, wenn die unvergleichliche, die unschätzbare Lady Hamilton nicht wäre! .... Ihrer Sorgfalt habe ich die Wiederherstellung meiner Gesundheit zu danken.... Beide sind gleich ausgezeichnet an Herz, wie an Geist ....Billigen sie mein Verhalten, so biete ich dem Neide der ganzen Welt Trotz! .... Ohne sie zu befragen, möchte ich

nichts unternehmen, denn mein Ruhm gilt ihnen mehr noch, als mir ....Wir alle drei sind nur Eins". **Tria juncta in uno**: so bezeichnet er, so bezeichnet Sir William selbst diesen seltsamen Bund. Der letztere, ein gefälliger Ehemann, lebte über vier Jahre mit seiner Frau und Nelson, ohne deren Beziehungen übel zu nehmen, nannte Nelson seinen besten Freund und den tugendhaftesten Menschen und vermachte auf seinem Sterbebette seine Frau der Fürsorge dieses vortrefflichen Freundes.

Nelson hatte während des Rausches, in den die Verführungen der Lady und das üppige Leben am Hofe ihn versetzten, seine lichten Augenblicke. Er fühlte, daß diese unwiderstehliche Leidenschaft sein häusliches Glück zernichten müsse; er sprach häufig gegen seine Freunde von dem gebeugten Zustande seiner Seele und wünschte sich die Ruhe des Grabes. Aber er besaß nicht die Kraft, sich ganz aus demselben herauszureißen, und fiel deshalb um so tiefer; fiel so tief, daß er selbst seine öffentlichen Pflichten seiner Leidenschaft unterordnete, sich nicht von dem Hofe zu Palermo entfernen mochte, obschon ihn sein Dienst nach Malta rief; daß er dem warnenden Zurufe treuer Freunde, die ihn inständig baten, den Unordnungen zu Palermo ein Ende zu machen, taube Ohren entgegenstellte; und als er sich doch endlich entschlossen hatte, Malta zu blokiren, beim Admiral Keith fortwährend darauf drang, nach Palermo zurückkehren zu dürfen, ja, diesen Schritt, ohngeachtet der Mißbilligung des Lord Keith, wirklich that und das Kommando von Malta seinen Unterbefehlshabern überließ.

Erwägt man, daß dieses Alles einem Manne wie Nelson widerfuhr, der fast 30 Jahre lang eine durch nichts zu überbietende Pflichttreue und einen rastlosen Feuereifer für den Dienst an den Tag gelegt hatte, so kann man daraus auf den Grad des Gebundenseyns schließen, dem sein Gemüth unterworfen war. Es versteht sich von selbst, daß ein so gebundener Seelenzustand auf die gesammte geistige Thätigkeit von verderblichem Einflusse seyn müsse. Es ist

möglich, daß Nelson, der in ganz Europa als Held der Legitimität gefeiert wurde, auch ohne jene Leidenschaft harte Maßregeln gegen die besiegten Neapolitaner ergriffen hätte. Er hat sich öfters gerühmt, daß es ihm, wo die Umstände äußerste Maßregeln geböten, nicht an dem dazu gehörigen „politischen Muthe", wie er es nannte, gebräche, und daß er in solchen Lagen einen raschen und kräftigen Entschluß zu fassen, und nöthigenfalls ebenso gut ein Mann von Kopf, wie ein Mann von Herz, zu seyn verstehe.

Ob aber ohne jene unselige Leidenschaft sein sonst so klarer Blick das Schmachvolle jenes Treubruchs nicht erkannt haben würde, das ist eine Frage, die sich schwerer verneinen als bejahen läßt; ja, manche Umstände sprechen selbst dafür, daß Sir William und Lady Hamilton auf die Entschließungen Nelsons, besonders auch auf das schnelle und blutige Ende des Fürsten Caracciolo einen direkten Einfluß geäußert haben. So viel ist gewiß, daß sie sich beide damals auf dem Foudroyant befanden, daß sie beide der Unterredung Nelsons mit dem Kardinal Ruffo beiwohnten, daß sie Nelson als Dolmetscher dienten, und daß sie an dieser stürmischen Verhandlung den lebhaftesten Antheil nahmen. Was insbesondere die Lady anlangt, so hatte Caracciolo, als die Schritte bei Nelson erfolglos geblieben waren, den Lieutenant Parkinson gebeten, sich an diese zu wenden. Aber die Lady hatte ihre Thüre verschlossen und ihr Zimmer nur verlassen, um den letzten Augenblicken des Greises beizuwohnen, der sich vergebens an ihre Humanität gewendet hatte.

In England fing man an, über das Betragen Nelsons laute Klagen zu erheben; er hatte Palermo verlassen, um vor Malta zu erscheinen, aber Sir William und Lady Hamilton dahin mitgenommen. Kurze Zeit darauf verließ er diese Station abermals, um beide nach Sicilien zurückzubringen. Sir William wurde nach England abberufen. Nelson erwirkte sich die Erlaubniß, mit ihm dahin zu gehen.

Bei dieser Gelegenheit sagte der erste Lord der Admiralität, Graf Spencer, ihm die strengen Worte: „Ich hätte gewünscht, Mylord, daß Ihre Gesundheit Ihnen gestattete, im Mittelmeere zu bleiben; ich glaube jedoch, und dies ist auch die Meinung aller Ihrer Freunde, daß Sie dieselbe sicherer in England wiederherstellen werden, als wenn Sie in Unthätigkeit an einem fremden Hofe verweilen, wie angenehm die Huldigungen und die Dankbarkeit, welche man Ihren Diensten dort widmet, für Sie auch seyn mögen".

Am 10. Juni 1800 segelte Nelson auf dem Foudroyant von Palermo ab. Die Königin von Neapel, die nach Wien gehen wollte, Sir William und Lady Hamilton fanden am Bord dieses Schiffes Aufnahme. Nelson landete mit ihnen in Livorno. Sie durchreisten Italien unter der Gefahr, einer Abtheilung der französischen Armee zu begegnen, die bei Marengo bereits siegreich gewesen war, gingen in Ancona auf eine russische Fregatte, die sie nach Triest brachte, und erreichten dann die Hauptstadt von Oesterreich. Dort blieb die Königin; Nelson, Sir William und Lady Hamilton setzten dagegen ihre Reise fort und schifften sich in Hamburg ein. Am 6. November kam der Sieger vom Nil in Yarmouth an. Er wurde dort mit den freiwilligen Huldigungen empfangen, welche die Begeisterung eines Volkes zu improvisiren versteht, und die für ihn schmeichelhafter waren, als irgend eine amtliche Ehrenbezeigung es hätte seyn können. Seine Reise von Yarmouth nach London war nur ein einziger Triumphzug. Die Menge begrüßte mit ihrem Jubelruf rückhaltlos und ohne Nebengedanken den verstümmelten Helden, der seit 8 Jahren fortwährend in vorderster Reihe gekämpft, den kühnen Führer, dessen Verwegenheit der Erfolg gut geheißen hatte. Der zartere Sinn der übrigen Stände, die sich zwar ebenfalls dieser wohlbegründeten Freude anschlossen, mißbilligte doch bereits die Verirrungen des glücklichen Kriegers und sein ärgerliches Privatleben. Sir William und Lady Hamilton hatten Lord Nelson seit dessen Abreise aus Palermo nicht ver-

lassen. Sie begleiteten ihn auch nach London. Lady Nelson und der ehrwürdige Vater des Admirals sahen dieses widerwärtige Paar unter demselben Dach ihre Wohnung nehmen, wo sie sich vereinigt hatten, um die Wiederkehr eines Gatten und eines Sohnes zu feiern. Noch waren kaum 3 Monate nach dieser so sehnsüchtig erwarteten Zurückkunft verflossen, als Nelson, durch seine tolle Leidenschaft verleitet, eine Frau verstieß, die er zärtlich geliebt hatte und der er (ein trauriges Bekenntniß, welcher schmählichen Neigung er unterlag) die ehrlichen, aber auch grausamen Abschiedsworte schrieb: „Ich nehme den Himmel zum Zeugen, daß in Ihnen oder in Ihrem Verhalten durchaus nichts liegt, was ich tadeln könnte oder ändern möchte!“ Nun trafen Nelson und Collingwood einander in Plymouth. Nelson war am 1. Januar 1801 zum Viceadmiral der blauen Flagge befördert worden und zog seine Flagge auf dem San Jose auf. Die Flagge des Kontreadmirals Collingwood wehte auf dem Harfleur. Seit dem Tage, als diese beiden Freunde gemeinsam beim Kap Sanct Vincent gekämpft und die Ehre dieses Tages mit dem Kapitän Troubridge getheilt hatten, waren sie nicht mehr mit gleichen Schritten dem Ruhm und dem Glücke nachgeeilt. Nelsons ehrgeiziger Eifer war durch die Umstände besser begünstigt worden als die ruhige und geduldige Hingebung Collingwoods. Ersterer war Pair von England und hatte einen europäischen Namen; für letzteren war in der Geschichte noch kein Platz bezeichnet. Und dennoch hätte unter diesen beiden Männern gerade derjenige, den man beneidete, beklagt werden müssen. Er besaß Würden und Ruhm, den Frieden der Seele aber hatte er verloren.

Die Schlacht bei Kopenhagen.

Zu Anfang des Jahres 1801 hatten auch die nordischen Mächte eine feindselige Stellung gegen England eingenommen und zum Schutze der durch die Anmaßungen des britischen Kabinets schwer verletzten Neutralität ein Bündniß

abgeschlossen, dessen Protektorat Rußland führen sollte. Vereinzelt war weder die russische Seemacht noch die Dänemarks oder Schwedens zu fürchten. Die englische Regierung beschloß deshalb eine Unternehmung gegen Dänemark, und zwar so zeitig, daß der Zweck derselben erreicht würde, ehe die durch das Eis noch festgehaltenen schwedischen und russischen Flotten der angegriffenen dänischen zu Hülfe zu kommen im Stande seyen. Man hatte für diese Expedition das Hauptabsehen auf Nelson gerichtet, vertraute jedoch seinem allzuungestümen Muthe und seinen Launen nicht unbedingt und stellte ihn unter den Oberbefehl des Admirals Parker.

Die Flotte, die am 12. März von Yarmouth absegelte, bestand aus 53 Fahrzeugen, darunter 20 Linienschiffe, und zwar 2 Dreidecker, der London, auf dem die Flagge des Admirals Parker wehte, und der St. George, der Nelsons Flagge führte, 11 Linienschiffe von 74, 5 von 64 und 2 von 50 Kanonen. Der übrige Theil der Flotte bestand aus einigen Fregatten, Bombenschiffen, Brandern und Fahrzeugen von minderer Bedeutung. 14 Tage zuvor war ein diplomatischer Agent, Vansittart, nach Kopenhagen abgegangen. Man erwartete, daß Dänemark vom Bunde abfallen werde, wenn Kopenhagen mit einem Bombardement bedroht würde, gedachte sodann Schweden auf gleiche Weise zu neutralisiren und wollte darauf der russischen Marine im Herzen des eigenen Reiches einen tödtlichen Streich versetzen.

Im Falle, daß es zu Feindseligkeiten gegen Dänemark kommen sollte, war die Lösung der Aufgabe schon durch die Natur des Kriegsschauplatzes bedeutend erschwert. Drei Eingänge, der Sund, der große und der kleine Belt, führen aus der Nordsee in die Ostsee und verbinden die beiden gefährlichen Wasserbecken, welche durch den schmalen Landstrich, der unter dem Namen Jütland von der Mündung der Elbe bis zum 58. Breitengrade nach Norden hinaufreicht, von einander getrennt sind. Um in die Ostsee zu gelangen, muß also zunächst die Nordspitze von Jütland umsegelt werden,

indem man in die an Schiffbrüchen so reiche Meerenge einläuft, welche den Namen Skagerrack führt, hierauf durch das Kattegat südwärts segelt und dort, wo die Inseln Seeland und Fühnen den zwischen Jütland und Schweden befindlichen Zwischenraum auszufüllen scheinen, eins von den 3 Fahrwassern aufsucht, die an diesen Hindernissen entlang führen. Von jenen 3 Fahrwassern ist das eine so gut wie ungangbar: der kleine Belt nämlich, ein enges, gefährliches Labyrinth, das die Natur zwischen der Insel Fühnen und der Küste von Jütland angelegt hat. Der große Belt, eine geschlängelte Wasserstraße, welche die Insel Fühnen von der Insel Seeland trennt und erst nach einer Durchfahrt von ungefähr 25 Meilen in die Ostsee führt, bietet für die Schifffahrt große Schwierigkeiten dar, denen die Engländer noch nicht zu begegnen gelernt hatten. Die dritte Durchfahrt, der Sund, zwischen der Insel Seeland, worauf Kopenhagen liegt, und der Südspitze Schwedens befindlich, ist die bequemste und am meisten benutzte. Lange Zeit galt sie für den Schlüssel zur Ostsee, und noch heutiges Tages belaufen sich die Abgaben, welche Dänemark von der Schifffahrt im Sunde erhebt, alljährlich auf mehr als eine Million Thaler. An der Küste von Seeland beherrscht das Schloß Kronenburg, welches gleichzeitig Palast, Festung und Staatsgefängniß ist, den Eingang zum Sunde. Dieses Schloß liegt von der schwedischen Küste bloß 8500 Fuß entfernt. Die vorragende Landzunge, auf der es erbaut ist, und die großartige Masse seiner Wälle und Thürme verdecken zum Theil die hübsche kleine Stadt Helsingör; sobald man aber die letzte Bastion jenes großartigen Bauwerks, das nach Tycho de Brahe's Entwürfen aufgeführt ist, hinter sich hat, liegt Helsingör mit seiner geräumigen und sicheren Rhede da, deren belebter Anblick die Oede des schwedischen Ufers noch mehr hervortreten läßt, wo die kleine Stadt Helsingborg, trübselig am Fuße eines Hügels und auf einem den Nordwinden ausgesetzten Strande belegen, dem Blicke nur noch die malerischen Trümmer eines alten krenelirten Thurmes

zu bieten hat. Die Insel Hveen mit ihren weißlichen Uferabhängen nimmt die Mitte der Meerenge ein, die unterhalb Helsingör rasch breiter wird. In der Ferne, 6 Meilen von Schloß Kronenburg, erblickt man bereits die hohen Thürme Kopenhagens und die kaum über das Wasser hervorragenden Inseln Saltholm und Amack, von denen die erstere der Küste von Schweden näher liegt, die andere durch 2 Brükken mit der Hauptstadt von Dänemark in Verbindung steht. Jenseits dieser beiden Inseln führt der Sund in die Ostsee hinein.

Unweit der Insel Saltholm liegt die Stadt Malmoe auf der schwedischen Küste, Kopenhagen gegenüber. Zwischen diesen beiden Städten, die ungefähr 4 Meilen von einander entfernt sind, bildet die Insel Saltholm 2 Engpässe, von denen der eine sie selbst von der schwedischen Stadt trennt, der andere zwischen ihr und den grünen Ebenen der Insel Amack hinläuft, die, wie bereits gesagt wurde, fast dicht an die Stadt Kopenhagen grenzt. Dieser zweite Paß wird wieder durch eine Sandbank von $^3/_4$ Meilen Länge, die Middel-Grund heißt und $2^1/_2$ Faden Wassertiefe über sich hat, in 2 verschiedene Fahrwasser getheilt. Dies sind die Thermopylen von Dänemark. Das westliche Fahrwasser, bekannt unter dem Namen „die Königstiefe", liegt zwischen dem Hafen von Kopenhagen, dem es als äußere Rhede dient, und dem Middel-Grund; das östliche trennt diese Sandbank von der Insel Saltholm und führt den Namen „die große Tiefe". Beide laufen von Norden nach Süden und sind für die größten Schiffe gangbar. Leider wird aber der Kanal, den sie bei ihrer Wiedervereinigung jenseits vom Middel-Grund bilden, an seinem Endpunkte durch vielfache Sandbänke gesperrt und Linienschiffe müssen ihren gewöhnlichen Tiefgang vermindert haben, bevor sie hineinsegeln können. Sehr heftige Strömungen, die im Allgemeinen der Richtung des Windes folgen, machen die Beschiffung dieses unsicheren Kanals noch gefährlicher und bedenklicher. Der Sund bildet demnach die geradeste und naturgemäßeste Straße für

Kauffahrteischiffe, die sich in die Ostsee begeben, wie für eine Flotte, die nicht weiter als bis Kopenhagen zu segeln beabsichtigt. Für Linienschiffe, die nach Süden hin über diese Stadt hinaus gehen sollen, legt er dagegen ein Hinderniß in den Weg, welches sie nur durch die mühsamsten Anstrengungen zu überwinden vermögen.

Dies waren die Schwierigkeiten, welche die unter Sir Hyde Parkers Befehl gestellte Flotte zu erwarten hatte.

Am 23. März, als er sich am Eingange zum Sund befand, stieß die Fregatte Blanche zu ihm, auf der sich Bansittart befand. Seine Vorschläge waren verworfen worden. Die Dänen hatten laut seines Berichts die großartigsten Vertheidigungsanstalten getroffen. Die Königstiefe an der Nordseite war unzugänglich gemacht worden; sie wurde durch ein auf Pfahlrost erbautes Festungswerk, die Dreikronen, bestrichen, das mit 30 24pfündern und 38 36pfündern, sowie mit 1 96pfündigen Karonade armirt war. Daneben lagen 2 alte mastlose Linienschiffe, Mars und Elephant. Nur von der Südseite der Königstiefe her war eine Annäherung an Kopenhagen möglich. Allein auch hier war die Hauptstadt durch eine lange Reihe von Pontons und alten Linienschiffen, die 628 Kanonen führten, gedeckt.

Trotz aller dieser Vertheidigungsmittel war man in Kopenhagen keineswegs ohne Sorge, aber fest entschlossen, die Koalition nicht fallen zu lassen. Schon der Name Nelsons, von dem man, wie der damals in Kopenhagen anwesende Niebuhr schrieb, „die wüthendsten Angriffe“ erwartete, spornte zur eifrigsten Entfaltung aller Thatkraft.

An dem Tage, wo das Erscheinen der englischen Flotte im Kattegat bekannt wurde, ließen sich in Kopenhagen über Tausend Freiwillige anwerben. Alle Volksklassen zeigten gleiche Vaterlandsliebe und gleiche Hingebung. Die Universität allein lieferte ein Corps von 1200 jungen Leuten, welche die Blüthe Dänemarks bildeten, und einige Tage lang bot Kopenhagen den bewundernswürdigen Anblick eines Volkes dar, das nur von einem Gedanken beseelt ist und

sich zur Abwehr eines feindlichen Angriffs um seinen Fürsten schaart. Nelsons energische Natur ließ ihm die Gefahr nie größer erscheinen als sie war. Das Hauptgewicht legte er auf schnelles Handeln. „Die Zeit ist unser bester Bundesgenosse", sagte er, „von der Zeit hängt im Kriege Alles ab. Fünf Minuten Unterschied bewirken Sieg oder Niederlage".

Was die für das Einlaufen in die Ostsee in Vorschlag gebrachten Pläne anlangte, so betrachtete Nelson dieselben sämmtlich als gleich ausführbar. Durch den großen Belt zu segeln fand er in sofern vortheilhaft, als sofort ein Theil der Flotte gegen das russische Geschwader entsendet werden könnte; hauptsächlich aber empfahl er, keine Minute zu verlieren, sondern den ersten günstigen Wind zu benutzen und die Operationen zu beginnen. Noch nie war Nelson größer gewesen, als unter diesen schwierigen Umständen. Das Linienschiff Invincible, welches zur Verstärkung der Ostseeflotte mit dem Kontreadmiral Totty aus England abgesendet worden, war an einer Sandbank in der Nordsee gescheitert, und dieses gräßliche Ereigniß, welches 400 Menschen das Leben kostete, hatte üble Vorahnungen auf dem Geschwader hervorgerufen. Die aus England mitgebrachten Lootsen erschraken, in Durchfahrten, die sie nur auf Kauffahrteischiffen erforscht hatten, Linienschiffe hineinführen zu sollen, und signalisirten bei jedem Schritte neue Gefahren und unübersteigliche Hindernisse. Nelson hatte für Alles eine Antwort und voll Vertrauen auf sein Glück bewahrte er, von diesen Besorgnissen umgeben, immer dieselbe Ruhe und Unbefangenheit.

Nach manchem Schwanken fuhr der Admiral Parker am 30. März durch den Sund. Von der schwedischen Küste wurde kein Schuß gethan; es waren nicht einmal Batterien zu bemerken. Die von dem Schlosse Kronenburg aus abgeschossenen Kugeln schlugen 600 Fuß von den englischen Schiffen ein. Nelson hatte seinen schwerfälligen Drei-

becker verlassen und befehligte auf dem Linienschiffe Elephant die Avantgarde.

Sobald die Flotte Anker geworfen hatte, bestieg Admiral Parker mit Lord Nelson und dem Kontreadmiral Graves eins seiner leichtesten Avisoschiffe und segelte auf die Stadt zu, um mit eigenen Augen deren Vertheidigungsmittel zu besichtigen. Diese Rekognoscirung zeigte ihm, daß Vansittarts Bericht durchaus nicht übertrieben gewesen, und noch an demselben Abend wurde auf dem London ein Kriegsrath zusammenberufen. Es war schwer, einen Angriffsplan ausfindig zu machen, der nicht die mit seiner Ausführung beauftragten Schiffe den größten Gefahren aussetzte. Nelson machte jedoch aller Unschlüssigkeit ein Ende, indem er sich bereit erklärte, mit 10 Linienschiffen das Unternehmen zu versuchen. Admiral Parker, der während dieses ganzen Kriegszuges die edelste Selbstverleugung bethätigte, trug kein Bedenken, das Erbieten seines Unterbefehlshabers anzunehmen, und fügte aus eigener Bewegung zu dem Geschwader, das Nelson verlangt hatte, noch 2 Schiffe von 50 Kanonen hinzn. Da die Unmöglichkeit, Kopenhagen am Nordende der Königstiefe anzugreifen, genügend erwiesen war, so wurde beschlossen, daß Nelson mit seinen 12 Linienschiffen, 5 Fregatten und der ganzen Flottille von Bombenschiffen, Kanonenböten und Brandern in der großen Tiefe bis der Insel Amack gegenüber hinabsegeln und dort warten solle, bis ein südlicher Wind ihm erlaube, in der Königstiefe wieder heraufzusegeln. Admiral Parker sollte seinerseits mit den 8 Linienschiffen, die er noch unter seinem Befehl behielt, nördlich von dieser Tiefe vor Anker gehen, um die Drei=Kronen=Batterie im Rücken anzugreifen, hauptsächlich aber, um bei der Hand zu seyn, denjenigen Fahrzeugen Nelsons, die durch erlittene Beschädigungen die Schlachtlinie zu verlassen genöthigt würden, Schutz zu gewähren. Daß diese Schiffe beim Rückzuge aus dem Gefechte unter den Batterien vorüberfahren mußten, welche den Eingang zur Rhede von Kopenhagen an

der Nordseite deckten, bildete in der That die schlimmste Gefahr bei dieser Unternehmung.

Während der Nacht vor diesem verwegenen Versuche war Nelson damit beschäftigt, in eigener Person den Rand des Middel-Grund mit Baken zu bezeichnen, ein Geschäft, welches die Dänen aus unverzeihlichem Mangel an Wachsamkeit zu stören verabsäumten. Am folgenden Tage um 1 Uhr Mittags segelte Nelsons Geschwader, die Fregatte Amazone unter dem tapferen Kapitän Riou voran, in die große Tiefe ein und ging erst um 8 Uhr Abends vor Anker, nachdem sie vermittelst des letzten Hauches eines hinsterbenden Windes die Spitze jener gefährlichen Sandbank umschifft hatte, deren Name in den Jahrbüchern der englischen Marine so berühmt geworden ist. Auf diesem Ankerplatz war das englische Geschwader nur noch $^1/_2$ Meile von den dänischen Schiffen entfernt und vermochte, sobald der Wind umsprang, geradeswegs gegen die feindliche Schlachtlinie vorzudringen. Die Nacht wurde, wie die vorhergehende, auf Sondirung des Fahrwassers verwendet, von dem man damals erst eine so unvollkommene Kenntniß hatte. Kapitän Hardy, der bei Trafalgar Nelson die Augen zudrückte, hatte den St. George verlassen, um bei dem Admiral zu bleiben, dem er innig zugethan war. Er bestand darauf, diese Untersuchung selbst vorzunehmen. Die dänische Schlachtlinie, die aus 18 Fahrzeugen bestand, hatte eine Ausdehnung von ungefähr einer halben Meile und deckte von der Dreikronenbatterie bis zur Insel Amager die Fronte von Kopenhagen. Das Manöver der englischen Linienschiffe sollte darin bestehen, neben diese Linie zu segeln, hinten einen Anker auszuwerfen und auf dem Posten, der ihnen im Voraus bei einem feindlichen Schiffe angewiesen war, liegen zu bleiben. Die Fregatten sollten an beiden Enden der Linie in Thätigkeit treten. Um 9 Uhr des anderen Morgens, am 2. April 1801, ging das englische Geschwader unter Segel. Das Linienschiff Etgar lief zuerst in den Kanal ein. Der Agamemnon konnte wegen der heftigen Strömung nicht um den Middel-

Grund herumkommen. Der Polyphem trat an seine Stelle; die Isis folgte nach. Das 5. Schiff, die Bellona, hielt sich zu dicht an den Middel-Grund und strandete; ebenso der Russell, der hinter ihr segelte. Die Lootsen hatten, im Widerspruche mit den Versicherungen des Kapitäns Hardy, behauptet, daß die Wassertiefe an der Seite der feindlichen Schlachtlinie geringer sey, als nach der Sandbank hin. Hiernach waren die Befehle ertheilt worden.

Nelsons Glücksstern wollte, daß dasjenige Schiff, welches hinter dem Russell folgte, gerade ihn selbst an Bord hatte. Mit dem Blick eines Seemanns, der von Jugend auf zwischen Klippen und Untiefen zu fahren gelernt, überzeugte er sich, daß Kapitän Hardy gegen sämmtliche Lootsen Recht habe, ertheilte den Befehl, links neben den gestrandeten Schiffen vorbeizufahren, lief in den Kanal ein und ging ungefähr 600 Fuß vom Danebrog, der den Admiral Fischer an Bord hatte, vor Anker. Die Arrièregarde folgte seinem Beispiel und um halb 12 Uhr befanden sich, mit Ausnahme der bereits genannten 3 Linienschiffe: Agamemnon, Bellona und Russell, sämmtliche englische Fahrzeuge in Schlachtordnung. Schon über eine Stunde war das Gefecht zwischen der Avantgarde und der dänischen Flotte im Gange. Zwei Bombenschiffe, die einzigen, welche auf den ihnen angewiesenen Posten zu gelangen vermocht hatten, richteten über beide Flotten hinweg ihr Mörserfeuer gegen das Arsenal und auf die Stadt.

Admiral Parker war mit seinen 8 Linienschiffen zu gleicher Zeit mit Nelsons Geschwader unter Segel gegangen; da er aber Wind und Strömung gegen sich hatte, mußte er allzuweit von den nördlichen Batterien Anker werfen und konnte der im Kampf befindlichen Abtheilung von gar keinem Nutzen seyn. Er entsendete indessen 3 Linienschiffe an den Admiral Nelson zum Ersatze für diejenigen, deren Dienstleistung theilweise gelähmt worden war, und wartete mit Spannung auf den Ausgang eines Gefechtes, an dem er keinen Theil nehmen konnte.

Die Dänen bewiesen an diesem Tage eine heldenmüthige Tapferkeit. Das Gefecht dauerte bereits über 3 Stunden, ohne daß ihr Feuern schwächer zu werden schien. Als Admiral Parker diesen unerwarteten Widerstand sah, war er außer sich über seine Unthätigkeit. „Dieses Feuer", sagte er zu den Offizieren in seiner Umgebung, „ist so lebhaft, daß Nelson es nicht lange aushalten kann. Wenn er sich zurückzuziehen genöthigt ist, so muß ich, und wenn auch mein persönlicher Ruf darunter leiden sollte, das Signal dazu geben, denn es wäre eine Erbärmlichkeit von meiner Seite, ihm die Verantwortlichkeit für einen solchen Schritt aufzubürden". Von diesem hochherzigen, aber unüberlegten Gefühle bewogen, gab er Nelson das Signal, den Kampf einzustellen. Es ist bekannt, wie dieser Befehl aufgenommen wurde. „Foley", sagte Nelson zum Befehlshaber des Elephant, „Sie wissen ja, daß ich bloß ein Auge habe und also wohlberechtigt bin, zuweilen blind zu seyn". „Auf meine Ehre", fügte er hinzu und hielt sein Fernrohr vor das Auge, welches er bei Calvi verloren hatte, „ich sehe Parkers Signal nicht. Behalten Sie nur mein Signal, den Feind aus der Nähe zu beschießen, und nageln Sie es, wenn es seyn muß, an den Mast fest. So antworte ich auf dergleichen Signale". Dieser heldenmüthigen Kühnheit hatte das englische Geschwader sein Heil zu verdanken. Hätte Nelson den Befehlen des Admirals Parker gehorcht und das Zeichen zum Rückzuge gegeben, so würde der größte Theil seiner halbzerschossenen Schiffe nimmermehr aus dem verwickelten Fahrwasser wieder herausgekommen seyn, worin sie sich befanden. Die noch beinahe völlig unversehrte Drei-Kronen-Batterie verschloß ihnen den Rückweg und hielt Admiral Parkers Abtheilung im Schach. Erst um halb 2 Uhr schien die Wagschale sich auf die Seite des englischen Geschwaders zu neigen. Zwei dänische Linienschiffe, denen die Ankertaue durchschossen worden waren, strandeten; ein alter Dreidecker, der Prövestenen, der die Spitze der

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Schlachtlinie bildete, und der von 56 Geschützen nur noch 3 brauchbare hatte, wurde nach der heldenmüthigsten Vertheidigung preisgegeben (der tapfere Kapitän Lassen sprang mit etwa 100 Mann, die so dem Gemetzel entkamen, in's Wasser, um die Flagge nicht streichen zu müssen, und wurde auf dänische Boote aufgenommen); und der Danebrog, im Mittelpunkte des Treffens, ging in Flammen auf.

Die schwimmenden Batterien, welche neben dem Schiffe des Admirals ankerten, wurden jetzt durch das Feuer der englischen Avantgarde, die keinen ernstlichen Widerstand mehr zu bekämpfen hatte, völlig überwältigt. Die Sieger vermochten jedoch keines von den Schiffen, die sie bezwungen hatten, in ihre Gewalt zu bringen. Sobald ihre Böte ihnen nahten, wurden sie mit einem Gewehrfeuer empfangen, das sie zum Rückzuge zwang. Selbst Prövestenen und Wagrien, die von ihrer Bemannung verlassen waren, wurden noch durch die Batterien der Insel Amack vertheidigt, so daß der Feind sich ihrer nicht bemächtigen konnte.

Auf dem linken Flügel kämpften die Dänen nicht so unvortheilhaft. Der Kronprinz hatte sich dorthin verfügt, ertheilte seine Befehle von einer Batterie herab und gab mit dem Takt eines alten Feldherrn diejenigen Maßregeln an, welche zur Wiederherstellung des Kampfes am geeignetsten waren. Eine eifrige und ergebene Menge umdrängte ihn und erbat sich als Gunst, den Verstärkungen anzugehören, welche die vom Feinde decimirten Bemannungen fortwährend erneuten. Manches Schiff, welches die Engländer erobert zu haben glaubten, schoß deshalb plötzlich wieder mit neuer Kraft. Kapitän Thura auf dem Schiff Infödsretten war einer der Ersten, die durch das Feuer des Defiance fielen, auf dem sich Admiral Graves befand. Alle seine Offiziere, mit Ausnahme eines Lieutenants, waren getödtet oder schwer verwundet worden. Man setzte den Kronprinzen von der verzweifelten Lage dieses Fahrzeuges in Kenntniß. „Thura ist todt, meine Herren", sagte der Prinz zu den

Offizieren, die um ihn waren, „wer von Ihnen will seine Stelle einnehmen?“ „So Gott will, werde ich noch die Kraft dazu haben“, antwortete Schröderse, ein tapferer Offizier, den seine schwache Gesundheit unlängst zum Ausscheiden aus dem Dienste genöthigt hatte, und ohne auf die Einwilligung des Prinzen zu warten, sprang er in ein Boot, welches ihn nach dem Infödsretten brachte. Als er das Verdeck dieses Schiffes betrat, sah er sich von Todten und Verwundeten umgeben. Kaum hatte er seine ersten Befehle ertheilt, so sank er selbst todt neben dem Kapitän nieder, an dessen Stelle er getreten war. Nun übernahm ein Lieutenant, der ihn begleitet hatte, den Befehl, und erst im letzten Augenblick ließ er die Flagge streichen.

Nach einem 4stündigen Kampfe hatten die Dänen 6 Linienschiffe, 7 Fahrzeuge geringerer Größe und 1800 Mann auf dem Schlachtfelde gelassen. Der Sieg der englischen Flotte war vollständig. Man konnte, wenn der Wind günstiger geworden war, die Bombenschiffe vorrücken lassen und die Hauptstadt mit Geschossen überschütten. Allein das Arsenal und die Flotte waren noch gut vertheidigt, und die Engländer hatten den Sieg theuer erkauft. Dieser Stand der Sache war geeignet, beide Theile für ein billiges Uebereinkommen geneigt zu machen. Nelson selbst benutzte eine sich darbietende Gelegenheit, durch Absendung eines Parlementärs noch während des Kampfes die Unterhandlungen anzuknüpfen, die sodann unter Leitung des Admirals Parker zunächst zu einem 24stündigen Waffenstillstande führten, der sodann auf 14 Wochen erweitert wurde.

Während dieser Zeit sollte Dänemark sich einer jeden Theilnahme an den von den Mächten, welche den Vertrag der bewaffneten Neutralität unterzeichnet hatten, ergriffenen Maßregeln enthalten; auch machte es sich anheischig, seine Rüstungen zu verschieben und seine Flotte keine feindselige Bewegung machen zu lassen. Die englischen Schiffe erhielten die Befugniß, ungehindert durch die Königstiefe zu fah-

ren, um sich in die Ostsee zu begeben; außerdem durften sie sich in Kopenhagen und an der ganzen Küste von Jütland und von Dänemark mit Wasser und Lebensmitteln versehen.

Sobald dieser Waffenstillstand unterzeichnet war, begann Nelson den Eindruck zu fürchten, den derselbe in England machen werde. Er fühlte selbst, daß ein solcher Vertrag nur einen unvollständigen Sieg voraussetzen lasse, und doch wird dieser Kriegszug nach der Ostsee in den Augen von Seemännern stets seinen größten Ruhm bilden. Er allein war im Stande, solche Kühnheit und solche Ausdauer zu entfalten; er allein vermochte den unermeßlichen Schwierigkeiten jener Unternehmung Trotz zu bieten und über sie Herr zu werden. Als England im Jahre 1807 nach dem Vertrage von Tilsit einen neuen Angriff auf Kopenhagen zu machen beschloß, wurden 25 Linienschiffe, 40 Fregatten und 27,000 Mann Truppen zur Vollbringung einer Sache verwendet, die Nelson mit 12 Linienschiffen unternommen hatte. Die Einfahrt in den Sund wurde das zweite Mal vor Eröffnung der Feindseligkeiten bewerkstelligt; auch drang kein einziges Schiff in die Königstiefe ein und trotzte dem Feuer der dänischen Batterien, sondern die Insel Seeland wurde mit einem Kordon von Kriegsschiffen umschlossen; man setzte unterhalb Helsingör eine Armee an's Land, und die Stadt Kopenhagen, mit Bomben und glühenden Kugeln überschüttet und in Brand gesteckt, unterlag dies Mal nur einer regelmäßigen Belagerung. Der Admiral Parker war nach der Schlacht bei Kopenhagen zurückberufen worden, und Nelson hatte den Oberbefehl über die Ostseeflotte erhalten. Der inzwischen eingetretene Thronwechsel in Rußland führte jedoch, da der Kaiser Alexander friedlichere Gesinnungen gegen England hegte, als sein Vorgänger Paul, auch mit dieser Macht zu Unterhandlungen, und Nelson, der in seinem Eifer schon bis zur Rhede von Reval vorgedrungen war, sah sich auf die Bemerkung der russischen Regierung, daß keine Unterhandlung Statt finden könne, so lange noch Streitkräfte im Angesichte der russischen Forts

seyen, zur Umkehr genöthigt. Das passive Zuschauen war nicht Nelsons Sache.

Unruhiger und aufgeregter als je, ließ er nunmehr keinen Tag vorübergehen, ohne die Admiralität mit Beschwerden zu behelligen und um seine Zurückberufung anzuhalten. „Diese kühle Luft im Norden", schrieb er an seine Freunde, „macht mir das Herz im Leibe erstarren. Ich bin verloren, wenn ich nicht nach England zurückkehre, und doch", fügte er mit einem der erhabenen Gefühlsausbrüche, die seine launenhaften Einfälle reichlich aufwogen, hinzu, „und doch möchte ich nicht gern eines natürlichen Todes sterben!"

Nelson war ein unschätzbarer Diener, sobald gekämpft werden mußte, setzte aber die Geduld der Admiralität sehr auf die Probe, wenn es seinem Thatendurst an Nahrung fehlte. Ein so leicht zu reizender Oberbefehlshaber war überdies kein guter Dolmetscher der friedfertigen Absichten des Ministeriums Addington. Die Admiralität willigte deshalb nicht ohne stille Befriedigung ein, dem wiederholten Ansuchen Nelsons zu entsprechen und ihm einen Nachfolger zu geben. Auf der englischen Flotte erregte jedoch diese Nachricht eine allgemeine Trauer, denn Nelson war für seine Matrosen und seine Offiziere ein ebenso wohlwollender und dienstwilliger Befehlshaber geblieben, wie er es in seinen Jugendjahren gewesen.

Seine Hauptsorge bestand darin, die Verproviantirung seines Geschwaders zu sichern und den Mannschaften eine gesunde und reichliche Nahrung zu verschaffen. Zu diesem Zweck war die Flotte beständig in Bewegung. Mochte sie in der Bucht von Kiöge oder vor dem Hafen von Rostock an der Küste von Mecklenburg vor Anker liegen: selten fehlte es ihr an frischen Lebensmitteln. Ein zweiter Gegenstand nahm ebenfalls Nelsons ganze Sorgfalt in Anspruch: die Aufbewahrung und zweckmäßige Verwendung der auf den Schiffen befindlichen Vorrathstaue. In Folge dieser strengen Sparsamkeit, die England noch keineswegs verlernt hat, wußte er auch nichts von den Verlegenheiten, worüber an-

dere Admirale fortwährend zu klagen hatten. „Was uns anlangt", schrieb er der Admiralität, „so darf ich wohl sagen, daß wir, wenn auch viel eingebildete, doch, Gott sey Dank! keine wirklichen Bedürfnisse haben". Um aber dieses Ziel zu erreichen, ließ Nelson es auch weder an Zeitaufwand, noch an Bemühungen fehlen. Um 4 oder 5 Uhr früh war er auf den Beinen. Nie frühstückte er später, als um 6 Uhr. Ein bis zwei Midshipmen theilten diesen Morgenimbiß mit ihm, denn Nelson liebte diese lustige Pflanzschule der Flotte und trug nicht nur kein Bedenken, mit solchen Kindern zu lachen, sondern zeigte sich oft noch ausgelassener als sie. Um 8 Uhr war der Reinigungsdienst auf jedem Schiffe ohne Ausnahme beendet und bis Sonnenuntergang geschah nichts auf der Flotte, was dem immer offenen Auge ihres Oberbefehlshabers entgangen wäre.

Nelsons Gesundheit war indessen bedeutend angegriffen, während er diese erstaunliche Thätigkeit entfaltete. Sie unterlag den Einflüssen der ungemeinen Aufregung, in der er sich seit dem Abschlusse des Waffenstillstandes befand. Die geistige Unruhe verrieth sich bei ihm fast immer durch ein nervöses Fieber und durch Beklemmungen, die er noch immer der vergeblichen Verfolgung des französischen Heeres im Jahre 1798 zuschrieb. „Dieser Feldzug", sagte er oft, „hat mir das Herz zerknickt und bei jeder neuen Erschütterung spüre ich die Folgen davon".

Viceadmiral Pole war an Nelsons Stelle zum Oberbefehlshaber der Flotte in der Ostsee bestimmt worden. Am 19. Juni 1801 zog er seine Flagge auf dem Sanct George auf und Nelson, der die Fregatte, welche sein Nachfolger ihm zur Verfügung stellen wollte, zurückgewiesen hatte, verließ die Bucht von Kiöge auf einer kleinen Brigg, die ihn am 1. Juli in Yarmouth an's Land setzte. Sein erstes Geschäft war, die bei Kopenhagen verwundeten Matrosen und Soldaten in den Spitälern dieser Stadt zu besuchen. Nach Erfüllung dieser Liebespflicht reiste er noch denselben Abend

nach London ab, wo er von Sir William und Lady Hamilton erwartet wurde.

Niederlage der Engländer vor Boulogne.

Um diese Zeit setzten die Rüstungen Napoleons bei Boulogne die Gemüther in Unruhe. Noch nie waren die Invasionsbedrohungen so lebhaft gefühlt worden, als jetzt. Die Admiralität beeilte sich, dem Volkswunsche nachzukommen, und ernannte am 24. Juli 1801 den Viceadmiral Nelson zum Oberbefehlshaber der zwischen Orfordneß und Beachyhead zusammengezogenen Vertheidigungsgeschwader.

Nelson hatte zu dieser Zeit zwei erprobte Freunde im Admiralitätskollegium: den Grafen von Sanct-Vincent und Sir Thomas Troubridge. Letzterer, dessen muthvolle Freundschaft wir bereits zu bewundern Gelegenheit hatten, war nicht bloß einer der besten Offiziere der englischen Marine und eben so reich an Auskunftsmitteln, wie sein alter Culloden, nach Nelsons Ausdruck, reich an Unfällen, sondern auch, was der Graf von Sanct-Vincent hervorzuheben pflegte, ein unschätzbarer Rathgeber, tapfer wie sein Degen, unbeugsam und ohne Makel gleich demselben. Er hegte eine innige Verehrung für den Sieger von Abukir, beklagte aber tief die unselige Leidenschaft, welche seinen Helden beherrschte, und fürchtete, daß dieser kräftige und glückliche Arm, der England zweimal gerettet, bald in Uepvigkeit erschlaffen werde. Auch war Nelson kaum mit dem Befehl über das Vertheidigungsgeschwader bekleidet: so drängten ihn bereits der Graf von Sanct-Vincent und Troubridge, daß er nach den Dünen abgehen möge, wo eine Fregatte zur Aufnahme seiner Flagge bereit lag. Allein jede Bemühung, Nelson aus den Netzen der Lady Hamilton zu befreien, war vergeblich. Ein neues Band fesselte ihn an das Joch jener verschlagenen Frau, die seine glorreiche Laufbahn befleckte.

Im Monat Februar 1801 wurde im größten Geheimniß ein Kind nach der Pfarrkirche von St. Mary=le=Bone gebracht und dort unter dem Namen Horatia Nelson Thompson in's Taufregister eingetragen. Horatia, die Nelson stets als seine Adoptivtochter darstellte und der er ein unabhängiges Vermögen sicherte (im Februar 1822 heirathete dieselbe den Geistlichen Philipp Ward, der gegenwärtig zu Tenterden in der Grafschaft Kent Vikar ist und dem sie acht Kinder geboren), war, wie sich heutiges Tages, vergeblicher Ableugnungen ungeachtet, nicht mehr bezweifeln läßt, eine Tochter der Lady Hamilton. Die Geburt dieses Kindes, der Frucht eines doppelten Ehebruchs, knüpfte das Band noch enger und trennte den Admiral vollends von Lady Nelson. Er glaubte für seine Frau genug gethan zu haben, nachdem er ihr ein Jahreseinkommen von 1800 Pfund Sterling angewiesen; und sein Vater, den das Alter bereits beugte, und dem der Kummer, wie er selbst sagte, das Leben verkürzen mußte, versuchte vergeblich, eine Wiederannäherung zwischen ihm und der beleidigten Gattin zu Stande zu bringen, welcher er, ungeachtet seiner eigenen Verirrung, doch nie einen Vorwurf zu machen vermocht hatte.

Nelson beauftragte dazumal den Sir Hamilton mit dem Ankaufe des schönen Landguts Merton=Place, 8 Meilen von London. Dieses Gut gedachte er nach seinem Tode der Lady Hamilton zu hinterlassen und bis dahin mit seinen Freunden in der innigsten Gemeinschaft dort zu leben.

Welche unselige Leidenschaft! Welche verhängnißvolle Klippe für diesen großen Charakter! Der Mann, dem der Himmel ein Kampfgenie verliehen, den England in den Tagen der Besorgniß seinen Feinden wie einen Schild entgegenhielt, hätte schon zehnmal diesen Ehrenposten im Stich gelassen, um einer unwürdigen Liebe zuzueilen, wäre er nicht durch Troubridge's und des Grafen von Sanct=Vincent Bitten zurückgehalten worden. „Ihre Gegenwart an

unseren Küsten", schrieb Letzterer ihm, „hat einen so vortheilhaften Eindruck auf die öffentliche Meinung gemacht, daß es sehr wünschenswerth ist, wenn Sie es über sich vermögen, auf Ihren Plan, noch London zu kommen, Verzicht zu leisten".

Diese verständigen Gegenvorstellungen beantwortete Nelson mit Klagen und Murren. Er beschwerte sich über Erkältung: Troubridge rieth ihm, Flanelljacken zu tragen; über Seekrankheit: der Graf von Sanct-Vincent empfahl ihm, sich darein zu schicken. „Die Befehlshaberstelle", sagte er zu ihm, „welche Sie bekleiden, zwingt Sie nicht, im Unwetter zur See zu seyn. Lassen Sie also den Gedanken fahren, dieselbe in einem Zeitpunkte aufzugeben, wo kein Engländer seinem Vaterlande zu dienen verweigern darf".

Von seinen Freunden zurückgewiesen, schüttete Nelson nun verdrießlich sein Herz in den Busen der Lady Hamilton aus. „Die Admiralität", schrieb er ihr, „hat weder Gewissen, noch Gefühl; ich wünschte ihr meine Leiden; Monsieur Troubridge, jetzt einer von meinen Herren und Meistern, spielt den Spaßvogel und lacht über mich; ich möchte wetten, daß er einen Bauch bekommen hat. Ich bin dagegen bedeutend abgemagert; wenn aber diese Herren sich gegen meine Beschwerden nicht so gleichgültig gezeigt hätten, wäre meine Gesundheit nicht so heftig angegriffen worden, oder ich würde sie doch wenigstens schon längst in einem wohlgeheizten Zimmer, an einem guten Kamin und von wahren Freunden umgeben, wieder hergestellt haben".

So war Nelson; eine unbegreifliche Doppelnatur, aus zwei entgegengesetzten Stoffen gebildet. Ein wunderbares Gemisch von Größe und Schwäche, plagte er die Admiralität mit seinen Grillen, während er Europa mit seinem Namen erfüllte! Auf jenem Schauplatze, wo der Graf von Sanct-Vincent und Troubridge ihn wider seinen Willen festhielten, fand jedoch dieser wandelbare Geist zu-

weilen seine ganze Manneskraft wieder. Eine Denkschrift, welche Nelson bei der Uebernahme des Befehls über das Dünengeschwader an seine Offiziere richtete, dürfte wohl eine von denjenigen Amtsschriften in seinem Briefwechsel bilden, woraus sein fester und sicherer Blick, der ein weites Feld zu umfassen gewohnt war, am klarsten hervorleuchtet. In einigen Zeilen entwirft der ruhmgekrönte Admiral kühn und mit Meisterhand die allgemeinen Umrisse seines Angriffs- und Vertheidigungsplanes. Die einzeluen Züge auszuführen unterläßt er mit Absicht. Ein Neuling würde unvollständig zu bleiben befürchtet haben, Nelson besorgt dagegen, allzu bestimmt zu werden. Wo das Unvorherzusehende beginnt, hält er inne und vermeidet eine Genauigkeit, welche auf einem noch so sehr schwankenden und so ungemein ausgedehnten Gebiete der Unthätigkeit und der Unentschlossenheit Thür und Thor geöffnet hätte.

Trotz der wohlberechneten Vertheidigungsanstalten Nelsons blieb das Publikum unruhig, und die Presse drang darauf, daß die französische Flottille in den feindlichen Häfen vernichtet werden müsse. Die Admiralität ließ in Folge dessen Nelson die Weisung zugehen, den Hafen von Boulogne zu bombardiren. Nelson machte am 4. und am 15. August Angriffe auf die französische Flotte, die der Admiral Latouche in langer Schlachtreihe vor dem Hafendamm aufgestellt hatte; am ersteren Tage durch Bombenschiffe, ohne daß er jedoch vermocht hätte, die feindliche Linie zu erschüttern und ohne wesentliche Verluste auf der einen oder der anderen Seite; am 15. August vermittelst einer kühnen nächtlichen Expedition auf Schaluppen und Böten, welche jedoch mit einer Niederlage der Engländer endete und ihnen 170 Mann, die außer Gefecht gesetzt wurden, und das Leben des tapferen Kapitäns Parker kosteten.

Kurze Zeit darauf, am 12. Oktober 1801, wurden die Feindseligkeiten zwischen England und Frankreich eingestellt, und 6 Monate später kam der Friede von Amiens zu Stande.

Wiedereröffnung der Feindseligkeiten zwischen England und Frankreich.

Napoleon hatte seinen Plan, die französischen Legionen nach England zu führen, nicht aufgegeben. Die Ueberfahrt der Transportflottille sollte durch eine Flotte im Kanale gedeckt werden. England hatte seine Streitkräfte auf 189 Linienschiffe gebracht, wovon 126 flott waren; darunter befanden sich 50 den Franzosen und deren Bundesgenossen abgenommene Linienschiffe. Von 1793 bis 1802 hatte England nur 20 Linienschiffe verloren, darunter 15 durch Zufall; nur 5 waren vom Feinde genommen worden. In den französischen Häfen befanden sich nicht mehr als 36 Linienschiffe. Frankreich hatte 55, Holland 18, Spanien 10 und Dänemark 2 Linienschiffe verloren. Napoleon wandte seine ganze Energie dem Ersatze der erlittenen Verluste zu. Die Stärke der französischen Flotte sollte binnen 2 Jahren auf 66 Linienschiffe gebracht werden. Allein die Engländer blieben nicht unthätig. Seit dem 1. Juni 1803 wurden die französischen Häfen blokirt. Cornwallis kreuzte vor Brest, Collingwood im Meerbusen von Gascogne, Keith im Kanal, Nelson vor Toulon. In Toulon befehligte der Mann, der das Vertrauen des ersten Konsuls besaß, Latouche-Tréville. Er wußte der Flotte einen neuen Geist einzuhauchen, und es knüpften sich die schönsten Hoffnungen an seine erfolgreiche Wirksamkeit. Nelson schrieb an seine Freunde: „Herr Latouche ist völlig bereit, in See zu gehen, und aus der Art, wie seine Schiffe manövriren, ersehe ich, daß sie gut armirt sind".

Die Flotte bei Toulon war auf 10 Linienschiffe gebracht worden. Latouche sollte sie nach Cadix führen, dort das Linienschiff Aigle mitnehmen, die 5 bei Rochefort liegenden Linienschiffe frei machen und mit 16 Linienschiffen im Kanal erscheinen, während Gantheaume vor Brest Cornwallis in Schach halte. Alles schien das Gelingen der Unternehmung in Aussicht zu stellen; da nöthigte der Tod des Ad-

mirals Latouche den Kaiser, die Ausführung zu vertagen. Zu seinem Nachfolger wurde der Admiral Villeneuve ernannt, der sich durch eine vorzügliche Vertheidigung Malta's ausgezeichnet hatte. Villeneuve hatte zwar die unangenehme Erinnerung von Abukir gegen sich; dem Kaiser erschien jedoch dieser Vorfall in einem günstigeren Lichte. Die Unthätigkeit der Arrièregarde während des Gefechts fiel ihm weniger auf, als das Gelingen ihres Rückzuges. Er lobte den Admiral Villeneuve, daß er auf diese Weise die einzigen französischen Linienschiffe gerettet habe, welche jenem Unfall entgingen, und glaubte daran einen Offizier zu erkennen, der geschickter, insbesondere aber glücklicher sey, als seine Waffenbrüder. Villeneuve, der im kräftigsten Mannesalter war, denn er zählte damals erst 42 Lebensjahre, besaß in der That schätzbare Vorzüge, aber doch nicht diejenigen Eigenschaften, welche die Sendung, die man ihm anvertrauen wollte, erheischt hätte. Er war tapfer, wohlunterrichtet und wie dazu geschaffen, einer Marine, die gleich der englischen nur zu kämpfen gebraucht hätte, Ehre zu machen: sein melancholisches und sanftes Temperament, seine düstere und anspruchslose Stimmung paßten aber schlecht zu den höheren Wagnissen, die der Kaiser vorhatte. Niemand hat die ernste und trübe Würde dieser historischen Gestalt treffender gezeichnet, als der Viceadmiral Collingwood, dessen Gefangener und Gefährte Villeneuve nach der Schlacht von Trafalgar mehrere Tage lang war. „Admiral Villeneuve", schrieb Collingwood am 12. December 1805, „ist ein durchaus wohlerzogener Mann und, wie ich glaube, auch ein vortrefflicher Offizier. Er hat ganz und gar nichts an sich, was dem verletzenden Benehmen und dem prahlerischen Tone ähnlich sähe, die wir seinen Landsleuten vielleicht allzuoft zuschreiben".

Spanien hatte bis jetzt noch nicht öffentlich am Kriege gegen England Theil genommen, wohl aber dem Kaiser insgeheim jährlich bedeutende Subsidien gezahlt. Im Oktober 1804 nahm der englische Kapitän Moore bei Cadix mit

überlegener Streitmacht 4 spanische Fregatten weg, welche beträchtliche Geldsummen an Bord hatten. Diese Gewaltthat hatte eine Kriegserklärung zur Folge; doch konnte Spanien erst im März 1805 in's Feld rücken.

Nelsons Streitkräfte waren jetzt auf 11 Linienschiffe gebracht. Eben so viele hatte Villeneuve in Toulon unter seinem Befehle.

In Ermangelung von Gefechten vertrieb Nelson sich mit der Sorge für sein eigenes Geschwader die Langeweile einer Kreuzfahrt, deren Ende fortwährend weiter hinaus zu rücken schien. Die dringlichsten Ausbesserungen wurden auf der See vorgenommen und die Fregatten führten der Flotte alle möglichen Lebensmittel zu, die von der spanischen und der italienischen, zuweilen sogar von der französischen Küste zu erlangen waren. Vermöge der Vorsorge des Admirals wußte man auf der englischen Flotte von keinem Skorbut, und nach einer Kreuzfahrt von 16 Monaten, die Nelson fast ununterbrochen zwischen dem Kap St. Sebastian und Sardinien zugebracht hatte, zählte sein Geschwader unter 6000 Mann nicht einen einzigen Kranken. „Die Hauptsache bei einer Streitmacht ist die Gesundheit der Leute, woraus sie besteht", schrieb dieser Admiral. Es ist rührend, insbesondere aber belehrend, welche Wichtigkeit dieser große Seeheld auf die geringsten Kleinigkeiten legt, die das Wohlbefinden seiner Matrosen zu befördern geeignet sind. Handelt es sich um die Entwerfung von Angriffsplänen, so begnügt er sich damit, seine Absicht in allgemeinen Umrissen anzudeuten. „Signale sind überflüssig", sagt er, „bei Leuten, die ihre Schuldigkeit thun wollen. Unsere Hauptaufgabe ist, uns gegenseitig zu unterstützen, dicht an den Feind heranzusegeln und uns ihm unter den Wind zu legen, damit er nicht entwische". Sobald er sich dagegen mit den Lebensmitteln, die man ihm von Malta aus zuschickte, oder mit den Bekleidungsgegenständen, die für die Bemannung seiner Flotte bestimmt waren, zu beschäftigen begann, war seine Sorgsamkeit nicht so leicht zu befriedigen. Um sie völlig zu beruhigen, mußte

er bis auf die geringfügigsten Untersuchungen Alles vorgesehen und selbst diejenigen Prüfungen angeordnet haben, denen das getrocknete Gemüse, das Rindfleisch und der eingesalzene Speck zu unterwerfen seyen, bevor sie angenommen und ausgetheilt würden. Und dann die wollenen Hemden, die mindestens 5 bis 6 Daumen breit zu kurz sind und seine Matrosen der Gefahr einer plötzlichen Erkältung aussetzen: gehören sie nicht in dem Augenblick, wo Frere, der englische Gesandte in Madrid, ihm geschrieben hat, daß er seine Päße fordern und nach London abgehen werde, zu seinen ernstlichsten Sorgen? Denn, „um einige Daumen breit länger, wären diese unvollständigen Hemden eins der besten Kleidungsstücke, die auf der Flotte getragen werden, und würden vielleicht mehr als einem guten Matrosen das Leben retten".

Die erste Unternehmung zeigte gleich den unermeßlichen Unterschied, der zwischen einer Flotte, die durch nützliche Anstrengungen lenksam geworden ist, und einer Flotte, die zum ersten Mal dem Wohlleben des Hafens entsagt, nothwendig obwalten muß. Am 19. Januar 1805 lag Nelson auf der Rhede von Agincourt vor Anker: da erschienen 2 seiner Fregatten, Active und Seahorse, am Eingange der Mündungen des Bonifacio. Alle Segel aufgespannt, führten sie an der Mastspitze das schon so lange erwartete Signal: Die feindliche Flotte ist in See gegangen. Es war 3 Uhr Nachmittags, als sie neben dem Victory Anker warfen, und um halb 5 Uhr war das englische Geschwader unter Segel. In dieser Jahreszeit wird es gegen 5 Uhr dunkel. Es wehte ein sehr frischer Westwind und das Geschwader vermochte nicht, gegen den Wind anzukommen. Es mußte demgemäß durch eine von den engen Durchfahrten hinausgeführt werden, die ostwärts in das tyrrhenische Meer leiten, dessen so häufig unruhige Wogen die Küste von Italien bespülen. Obgleich es schon völlig finster war, segelte doch Nelson mit dem Victory voraus und übernahm es selbst, seine 11 Linienschiffe zwischen der Klippe von Biscie

und der Nordostspitze Sardiniens hindurchzuführen. Diese Durchfahrt, deren Breite nicht über 1200 Fuß beträgt, ist seitdem von keiner Flotte wieder versucht worden. Das englische Geschwader segelte in einer Reihe hinter einander her. Jedes Schiff führte eine brennende Laterne am Hintertheil, um dem darauf folgenden im Kanal als Wegweiser zu dienen.

Nelson fühlte einen Windstoß im Anzuge und noch vor Mitternacht war das Geschwader unter lenksamen Segeln, die Oberraaen lagen auf dem Verdeck und die Maststengen waren abgenommen. Jedes Vorzeichen einer Störung im Luftkreise beobachtete Nelson mit Aufmerksamkeit; auch hegte er das größte Vertrauen zu den Angaben des Barometers. Hierüber finden sich in seinem Schiffsjournal die interessantesten Bemerkungen, die er täglich mit eigener Hand eintrug. Und, was bemerkenswerth ist: dieser ungestüme Admiral schonte unter alltäglichen Verhältnissen seine Raaen und Segel weit sorgfältiger, als in entscheidenden Fällen sein Schiff oder sein Geschwader. Nelson kannte übrigens das Meer, welches er jetzt beschiffte, besser als irgend Jemand. Er wußte, mit welcher urplötzlichen Heftigkeit die Stürme auf dem Mittelmeer losbrechen, und da er mit dem Feinde zusammen zu treffen erwartete, wollte er sich nicht der Gefahr aussetzen, demselben bereits unlenksam gewordene Schiffe entgegenstellen zu müssen.

Der Sturm, den Nelson vorausgesehen hatte, brach erst am folgenden Tage los. Er fand das englische Geschwader unter Schönfahrtssegeln und bereit, dem ganzen Ungestüm der Windstöße aus Süd-Süd-West, die bis zum 23. Januar ununterbrochen auf einander folgten, Trotz zu bieten.

Nelson suchte die französische Flotte wieder auf dem Wege nach Aegypten. In den ersten Tagen des Februar rekognoscirte er die Küste von Afrika. Die französischen Schiffe waren nicht vor Alexandria erschienen. Admiral Villeneuve hatte durch den Sturm bedeutende Beschädi-

gungen erlitten und war eiligst in den Hafen von Toulon zurückgekehrt.

Der Kaiser hatte nicht gewagt, die Ausführung des kühnen Planes, den er für Latouche-Tréville entworfen, dem Vice-Admiral Villeneuve anzuvertrauen. Jetzt wollte er die Flotte von Brest und den Admiral Gantheaume nach dem Kanal kommen lassen. Um die Anfmerksamkeit der englischen Linienschiffe zu theilen und sie von der französischen Küste zu entfernen, hatte er 2 Geschwader nach den Antillen zu senden beschlossen. Der Kontreadmiral Missiessy war am 11. Januar von Rochefort, Villeneuve am 18. Januar von Toulon ausgelaufen. Nachdem der Admiral Missiessy es 13 Tage im Meerbusen von Gascogne mit Schönfahrtsegeln versucht hatte, war er seine Fahrt weiter fortzusetzen im Stande gewesen.

Admiral Villeneuve rüstete sich wieder und fuhr am 29. März zum zweiten Male von Toulon aus. Der Kaiser hatte inzwischen seinen Plan erweitert.

Villeneuve sollte nun vor Cadix erscheinen, dort das Linienschiff Aigle und die spanische Flotte unter dem Befehl des Admirals Gravina an sich ziehen, mit dieser Verstärkung nach den Antillen segeln, wo die 21 Linienschiffe des Admirals Gantheaume zu ihm stoßen würden, und von dort aus nach Boulogne kommen, um hier mit 50 Linienschiffen die Ueberfahrt der Flottille zu decken. Die von Villeneuve befehligte Flotte, welche aus 11 Linienschiffen und 6 Fregatten bestand, war demnach dazu bestimmt, den Kern zu bilden, dem die noch zerstreuten und von den englischen Kreuzern überwachten Geschwader sich anschließen sollten.

Die Umstände begünstigten dies Mal Villeneuve's Unternehmung. Nelson erwartete ihn zwischen Sardinien und der Küste von Afrika. Villeneuve gelangte inzwischen ungefährdet an die spanische Küste, lief am 9. April in die Meerenge von Gibraltar ein, verjagte noch an demselben Abend den Viceadmiral Orde und die 5 englischen

Schiffe, welche Cadix blokirten, und ging vor Anker, um seine Vereinigung mit dem Admiral Gravina zu bewerkstelligen. Spanien hatte 16 Linienschiffe in diesem Hafen; allein mit allen möglichen Anstrengungen während dreier Monate hatte man nur 6, darunter 2 von 64 Kanonen, zu armiren vermocht, und zwar auf die allerelendeste Weise. Man hatte durch Matrosenpressen eine gräßliche Bande, wie der französische General Beurnonville selbst berichtete, zusammengebracht, und wenn auch die Offiziere größtentheils tapfer, wohlunterrichtet und ihrem Admiral sehr ergeben waren, und der Letztere die größte Bereitwilligkeit und den ritterlichsten Eifer zeigte, der französischen Flotte überall und zu jeder Unternehmung folgen zu wollen, so hätte man es französischer Seits doch sehr ernstlich erwägen sollen, wie gefährlich es sey, dergleichen Bundesgenossen in den Kampf zu bringen. Villeneuve verkannte das Mißliche seiner Lage nicht; indeß konnte die Zuvorkommenheit, mit der Admiral Gravina sich unter seine Flagge stellte, und die Redlichkeit, welche sich in der ganzen Persönlichkeit und in allen Handlungen dieses tapfern Offiziers aussprach, einen günstigen Eindruck auf ihn zu machen nicht verfehlen.

Um 2 Uhr Nachts benutzte die vereinigte Flotte einen leichten Landwind, um unter Segel zu gehen. 4 spanische Schiffe, die beim Ankerwinden viele Zeit verloren, sahen sich bei Tagesanbruch vom Geschwader getrennt. Nur der Argonaute, das Admiralschiff und der Amerika, ein Schiff von 64 Kanonen, befanden sich bei der französischen Flotte. Am 13. Mai ging diese bei Martinique vor Anker. Die getrennten 4 spanischen Schiffe waren bereits dort angekommen und Villeneuve hatte nun 18 Linienschiffe und 4 Fregatten unter seinem Befehle vereinigt.

Nelson, durch die Schuld seiner Fregatten anfangs irre geleitet, später durch widrige Winde aufgehalten, traf erst am 30. April vor der Meerenge von Gibraltar ein. Die

heftige Strömung gestattete keine Durchfahrt; bis zum 7. Mai Abends mußte er harren, ehe er einlaufen konnte. Jetzt erfuhr er, daß Villeneuve nach den Antillen gesegelt sey. Er beschloß, die Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen und die feindliche Flotte dahin zu verfolgen; doch mußte erst die Ueberfahrt der 5000 Mann Landtruppen gesichert werden, die nach dem mittelländischen Meere bestimmt waren, und die der Kontreadmiral Knight von England aus mit 2 Linienschiffen geleitete. Am 10. Mai ging Nelson in der Bucht von Lagos vor Anker, schaffte in einer einzigen Nacht für mehr als einen Monat Lebensmittel auf sämmtlichen Schiffen an Bord, vereinigte sich am 12. Mai mit Knights Convoi, gab diesem noch eins von seinen 11 Linienschiffen zur Beihülfe, obschon er im Begriffe war, eine Flotte von 18 Linienschiffen zu verfolgen und machte sich nach den Antillen auf den Weg. Er gedachte jedoch die vereinigte Flotte nicht eher anzugreifen, bis er den Kontreadmiral Cochrane an sich gezogen, den er mit 6 Linienschiffen bei Barbados zu treffen hoffte.

Am Eingange der Rhede von Fort Royal auf Martinique hatten die Engländer einen unbewohnten Felsen, den Diamant, besetzt und befestigt. Diese Stellung wurde als uneinnehmbar betrachtet. Die Böte des vereinigten Geschwaders, unterstützt durch das Feuer zweier Linienschiffe und einer Fregatte, bemächtigten sich derselben am 31. Mai. Bei dem edeln Wetteifer, der in diesem Falle zwischen den französischen und den spanischen Matrosen entstand, war das erste Boot, welches unter einem Hagel von Kugeln und Kartätschen das Land erreichte, ein Boot des Admirals Gravina. Dieses unzweideutige Zeugniß von dem vortrefflichen Geiste, der seine Bundesgenossen beseelte, flößte dem Admiral Villeneuve neues Vertrauen ein. Der Plan, die französischen Geschwader bei den Antillen zusammenzuziehen, um sie von dort nach dem Kanal segeln zu lassen, war ein genialer Gedanke, der alle Berechnungen der britischen Admiralität zu Schanden machen mußte. Da jedoch diese

imposante Vereinigung von Streitkräften nur durch Ueberraschung zu bewerkstelligen war, so bedurfte es zu ihrem Gelingen eines Zusammentreffens günstiger Umstände, wie es bei den Operationen zur See nur höchst selten vorkommt. Der Zeitverlust des Admirals Villeneuve bei Toulon hatte seine Vereinigung mit dem von den Antillen nach Europa zurückberufenen Kontreadmiral Missiessy das erste Mal mißlingen lassen. Die Standhaftigkeit, womit Cornwallis die Blokade von Brest aufrecht erhielt, vereitelte die Vereinigung mit Gantheaume. Villeneuve sollte nun nach Ferrol zurückkehren. Der Kaiser hoffte, daß er dort 15 Linienschiffe, von denen allerdings erst 11 zum Auslaufen bereit waren, gerüstet vorfinden werde. Führte er die 35 Linienschiffe, welche er dann beisammen hatte, unverzüglich nach Brest, so ließ sich nicht bezweifeln, daß er, ungeachtet der 18 Linienschiffe, die Cornwallis befehligte, seine Vereinigung mit dem Admiral Gantheaume zu bewerkstelligen vermochte. „Von dem Gelingen Ihres Eintreffens bei Boulogne", schrieb Admiral Decrès an Villeneuve, „hängt das Schicksal der Welt ab. Wie glücklich ist der Admiral, dem der Ruhm zu Theil wird, seinen Namen an ein so denkwürdiges Ereigniß zu knüpfen!"

Damit die Fahrt nicht ganz nutzlos gemacht sey, hatte der Kaiser verlangt, Villeneuve solle gegen die englischen Inseln, namentlich auch gegen Trinidad, damit er es den Spaniern zurückgeben könne, einen Handstreich versuchen. Villeneuve zog es vor, Barbados anzugreifen, um sein Geschwader nicht unter den Wind zu bringen. Am 4. Juni segelte er von Martinique ab. An demselben Tage ging Nelson bei Barbados vor Anker. Er hatte die Fahrt, zu der Villeneuve 36 Tage gebraucht hatte, in 23 Tagen gemacht. Er fand dort nur 2 Linienschiffe, unter dem Kontreadmiral Cochrane (die übrigen 4 hatte Admiral Decrès bei Jamaika behalten), entschloß sich aber sofort Villeneuve anzugreifen, von dem man ihm sagte, daß er ihn bei Tabago und Trinidad treffen würde. Nelson ging dahin

ab; die beiden Flotten segelten also in entgegengesetzter Richtung. Villeneuve erfuhr bald Nelsons Ankunft, gab nun jede Unternehmung gegen die englischen Inseln auf und segelte nach Europa zurück.

Nelson erfuhr die Abfahrt der verbündeten Geschwader am 12. Juni. Binnen einigen Stunden schiffte er seine Soldaten aus, befahl dem Admiral Cochrane, mit dem Northumberland bei den Antillen zu bleiben, und trat mit 11 Linienschiffen seine unermüdliche Verfolgung auf's Neue an. Von den Plänen des Kaisers hatte er keine Ahnung. Er glaubte, die vereinigte Flotte würde sich ihren neuen Kriegsschauplatz in dem mittelländischen Meere suchen und steuerte in der Richtung nach Cadix.

Inzwischen hatte Kapitän Bettesworth auf der Brigg Lurieux, die Nelson abgesandt hatte, um der Admiralität von seiner Rückkehr Anzeige zu machen, wahrgenommen, daß Villeneuve nicht dem mittelländischen Meere zu, sondern nach dem Norden Spaniens segele. Er spannte alle Segel auf, um die Admiralität hiervon in Kenntniß zu setzen. Am 9. Juli mit Tagesanbruch hatte er seine Audienz bei Lord Barham, und am 15. Juli trafen die 5 Linienschiffe des Kontreadmirals Stirling, die vor Rochefort gekreuzt hatten, auf die Höhe von Ferrol bei den 10 Linienschiffen des Viceadmirals Calder ein, mit der Weisung, seine nun auf 15 Linienschiffe erhöhte Flotte dem Admiral Villeneuve bis Finisterre entgegen zu führen.

Calder und Villeneuve trafen ohngefähr 50 Lieues von diesem Kap entfernt in hoher See auf einander. Villeneuve's Schiffe zeigten sich voller Eifer; sie kämpften mit einer Begeisterung und Hingebung, welche an die glorreichsten Tage der französischen Marine erinnerten. 2 spanische Schiffe bekam Calder in seine Gewalt. Der heldenmüthige Befehlshaber des Pluto, Kapitän Cosmeo, hatte sie mitten im Gefechte zweimal wieder frei gemacht; aber, vom Nebel begünstigt, behauptete sich Calder zuletzt doch noch im Besitze derselben. Die Nacht machte dem Gefechte ein

Ende. Calder begnügte sich mit dem geringen Vortheil und gestattete der französischen Flotte freie Bewegung; und Villeneuve, anstatt den Engländern, die sich zum ersten Male in der Defensive gehalten hatten, eine entscheidende Schlacht zu liefern, steuerte nach Vigo zurück, um die erlittenen Beschädigungen auszubessern. Trotzdem gelang es Villeneuve später, sich mit 5 französischen und 10 spanischen Linienschiffen bei Ferrol zu vereinigen. Er befand sich jetzt an der Spitze von 29 spanischen und französischen Linienschiffen und hatte nichts weiter zu thun, als nach Brest zu segeln, um die Flotte des Admirals Gantheaume frei zu machen und mit dieser in den Kanal einzulaufen. Anstatt dessen blieb er unthätig, weil er einige Mannschaft durch Desertion verloren hatte, und 2 seiner Linienschiffe von der Seuche befallen worden waren. So bekam Nelson, der durch Nordostwinde lange beim Kap St. Vincent aufgehalten worden war, Zeit, sich mit Calder und Cornwallis zu vereinigen. Der Letztere hatte nun eine Flotte von 35 Schiffen bei Brest. Während der Kaiser in der höchsten Spannung auf Villeneuve wartete und ihm schrieb: „Fahren Sie ab, 150,000 Mann und eine vollständige Bemannung befinden sich bei Boulogne, Etaples, Vimereux und Ambleteuse auf den 2000 Fahrzeugen der Flottille, die, trotz der englischen Kreuzer, auf allen Rheden von Etaples bis zum Vorgebirge Grisnez eine ununterbrochene Schlachtlinie bilden. Ihre bloße Durchfahrt schon bringt, ohne die Möglichkeit eines Mißlingens, England in unsere Gewalt“ — veränderte Villeneuve plötzlich seine Richtung, drehte nach Süden um und lief am 30. August bei Cadix ein, nachdem er die 3 Linienschiffe, welche unter Collingwoods Befehl diesen Hafen blokirten, vergelich verfolgt hatte.

Nelson hatte von seinen 10 Linienschiffen 8 bei Brest unter Cornwallis Befehlen zurückgelassen und war mit dem Superb und dem Victory nach Portsmouth abgesegelt.

Die Armee von Boulogne hatte den Marsch nach Deutschland angetreten, und die Expedition nach England war

auf unbestimmte Zeit ausgesetzt worden. Nun verlangte Napoleon wenigstens Das, daß seine Flagge und die Flagge seiner Verbündeten an der ganzen Küste von Andalusien und in der Meerenge von Gibraltar die Oberhand haben sollte. Villeneuve erhielt neue Instruktionen.

„Der Kaiser hat die Absicht" schrieb Admiral Decrès, „diejenigen Offiziere, welche für höhere Befehlshaberstellen am geeignetsten sind, herauszusuchen, welchen Grad sie auch bekleiden mögen. Vorzugsweise verlangt er einen edlen Ehrgeiz, Ruhmliebe, Entschlossenheit und unbedingten Muth. Se. Majestät will der Vorsichtigkeit, die er seiner Marine zum Vorwurf macht, dem Defensiv-System, welches alle Kühnheit vernichtet und sie beim Feinde verdoppelt, ein Ende machen. Kühnheit verlangt Se. Majestät von allen Admiralen, Kapitänen, Offizieren und Matrosen, und Denjenigen, welche dieselbe bis zum Uebermaß zu treiben wissen, verspricht Se. Majestät, wie auch der Ausgang sey, Berücksichtigung und Gnadenbezeugungen. Schwächere oder auch gleich starke Streitkräfte anzugreifen und auf Leben und Tod mit ihnen zu kämpfen: das ist es, was Se. Majestät verlangt! Den Verlust von Schiffen achtet Se. Majestät für Nichts, wenn dieselben rühmlich verloren gehen. Der Kaiser will nicht, daß seine Geschwader noch länger durch einen schwächeren Feind blokirt werden, sondern empfiehlt und befiehlt Ihnen, wenn derselbe auf solche Weise vor Cadix erscheint, ihn unbedenklich anzugreifen. Se. Majestät schreibt Ihnen vor, Alles aufzubieten, um Denjenigen, die unter Ihren Befehlen stehen, durch Ihre Handlungen, durch Ihre Reden, durch Alles, was die Herzen zu erheben vermag, gleiche Gesinnungen einzuflößen. In dieser Beziehung darf durchaus nichts vernachlässigt werden. Häufige Ausfälle, Aufmunterungen jeder Art, gewagte Gefechte, begeisternde Tagesbefehle (der Kaiser will, daß solche häufig erlassen werden, und daß Sie mir dieselben regelmäßig zugehen lassen): Alles soll angewendet werden, um den Muth unserer Seeleute zu beleben und zu erhöhen. Se. Majestät

will ihnen alle Pforten der Ehren und Gnaden eröffnen und diese sollen den Lohn bilden für jede glänzende That, die unternommen wird. Gern denkt der Kaiser, daß Sie der Erste seyn werden, jenen Lohn zu verdienen, und welche Vorwürfe ich Ihnen auch zu machen Befehl habe: es ist mir lieb, Ihnen mit aller Aufrichtigkeit sagen zu dürfen, daß sein besonderes Wohlwollen und seine ausgezeichnetsten Gnadenbezeugungen nur auf die erste glänzende That warten, die Ihren Muth in's Licht stellen wird".

Diese Depesche, deren hoher Ursprung aus jeder Zeile hervorleuchtet, diese prachtvolle Sprache, die so oft die Franzosen mit Begeisterung erfüllte, machen leicht begreiflich, weshalb Villeneuve 4 Wochen später die Schlacht bei Trafalgar lieferte. Der Kaiser erkannte endlich die Gefährlichkeit schlangenlinienartiger Operationen und verdeckter Pläne, die ein Anführer benutzen kann, um das Zusammentreffen mit dem Feinde zu vermeiden. Nun er aber plötzlich zu anderen Grundsätzen zurückkehrte, seinen Geschwadern die Offensive zu ergreifen befahl, ohne ihnen die Mittel zur Durchführung derselben gegeben zu haben, und auf diese Weise von der Ruhmliebe, von der Kampflust verlangte, was durch geduldige Bemühungen und gute Einrichtungen hätte zu Stande gebracht werden sollen: schien er, wie sich nicht leugnen läßt, den Sieg nicht sowohl mit gleichen Waffen erkämpfen, als vielmehr durch eine verzweifelte Anstrengung erzwingen zu wollen. Er hatte aber dies Mal mit einem persönlich höchst tapferen Mann zu thun, der in der Niedergeschlagenheit, von der er ergriffen worden, Alles zu unternehmen bereit war, um seine Ehre von dem Flecken zu reinigen, den man ihr aufgedrückt hatte. Mit unzufriedenen Bundesgenossen, mit Linienschiffen, von denen einige zum ersten Mal die See sahen, mit Offizieren, zu denen er kein Vertrauen mehr hegte, mit Kanonieren, die größtentheils noch nie einen Kugelschuß aus einem Geschütze gethan, beschloß Villeneuve aus Ueberdruß, ein Spiel zu wagen,

das, wenn es verloren geht, die festesten Reiche zu erschüttern vermag.

Am 20. August erschien Nelson im Admiralitätsamte zu London, beruhigte die Minister über ein etwaiges Zusammentreffen Calders mit Villeneuve, den man noch an den nördlichen spanischen Küsten vermuthete, und eilte sodann nach Merton zu Lady Hamilton.

In den ersten Tagen des Septembers kam der Befehlshaber der Fregatte Euryalus, Kapitän Blackwood, zu Nelson, und brachte ihm die Nachricht von dem Einlaufen der verbündeten Flotte bei Cadix. Am folgenden Tage war Nelson in London und stellte der Admiralität seinen Degen zur Verfügung. Lord Barham empfing ihn mit offenen Armen. Man wollte es Nelson überlassen, sich selbst seine Offiziere zu erwählen. Nelson lehnte es ab: man könne nicht fehlgreifen, die ganze Marine sey von demselben Geiste beseelt. Lord Barham ertheilte ihm unbeschränkte Vollmacht zur Befehlshaberschaft von der Bai von Cadix bis an's Ende des mittelländischen Meeres. Nelson verabschiedete sich am 7. September bei der Admiralität, ging noch einmal nach Merton und vermochte sich nicht ohne ein unheimliches Vorgefühl von dort loszureißen. Am 14. September traf er in Portsmouth ein.

Am Bord des Victory kam seine ganze Energie wieder. Am 29. September war er vor Cadix, nachdem er auf der Höhe von Plymouth den Ajax und den Thunderer mitgenommen hatte. 2 Viceadmirale, Calder und Collingwood, und 2 Kontreadmirale, Thomas Louis und Graf von Northesk, reihten sich um seine Flagge. Von den beiden Viceadmiralen mußte jedoch der jüngere, Calder, nach England gehen, um dort über sein Verhalten Rechenschaft zu geben; Collingwood allein blieb unter Nelsons Befehlen.

Die Schlacht von Trafalgar.

Collingwood hatte bedeutende Verstärkungen zugesendet erhalten und seine Flotte nach und nach auf 26 Linienschiffe gebracht. Nach Nelsons Ankunft wurde die Flotte weiter bis auf 33 Linienschiffe verstärkt; Nelson sah sich jedoch genöthigt, 6 davon zum Einnehmen von Proviant nach Tetuan und Gibraltar zu schicken. Allein das brüderliche Verhältniß, welches zwischen ihm und Collingwood Statt fand, und der vortreffliche Geist auf der ganzen Flotte berechtigten ihn, auch mit geringeren Streitkräften einen entscheidenden Schlag zu wagen.

„Die nach dem Victory hineilenden Kapitäne schienen den Rang ihres Admirals zu vergessen, um ihm desto besser ihren Jubel zeigen zu können", und auf dieses Vertrauen gestützt, näherte er sorgfältig die Gemüther einander, brachte er all' die leeren Zänkereien, welche ein Geschwader verunreinigen, zum Schweigen und verdichtete er gleichsam das Gewebe seiner Streitkraft, bevor er sie den Streichen des Feindes aussetzte. Deshalb konnte man auch von allen Seiten, im Zimmer der Kapitäne, wie im Offizierraum und im Lokal der Midshipmen, wiederholen hören, was Kapitän Duff seiner Frau schrieb: „Dieser Nelson ist ein so liebenswürdiger und vortrefflicher Mann und ein so angenehmer Befehlshaber, daß wir Alle seinen Wünschen zuvorkommen und seinen Befehlen voraneilen möchten".

Die Umstände waren so, daß Nelson sowohl eine Verstärkung seines eigenen als des feindlichen Geschwaders erwarten konnte. In diesem Falle würde er 40, Villeneuve 46 Linienschiffe unter seiner Flagge gehabt haben. Auf diese Grundlage entwarf er seinen Operationsplan so, daß die Marschordnung des Geschwaders zugleich die Schlachtordnung sey. Die Flotte solle in 2 Kolonnen segeln, zu je 16 Schiffen; die 8 besten Segler würden eine besondere Abtheilung bilden. Käme es zur Schlacht, so wären 2 Treffen zu liefern, ein Offensivgefecht, unter Anführung Colling-

woods, und ein Defensivgefecht, das er selbst übernehmen wolle. Villeneuve's Schlachtlinie müsse durchschnitten werden; Collingwood habe die Minderzahl zu überwältigen und mit 16 Schiffen 12 anzugreifen, während er selbst das Gewicht überlegenerer Streitkräfte allein trage. Collingwoods Kolonne würde die Eroberung schwerlich zu machen im Stande seyn, ohne einen Mast oder eine Raa dabei einzubüßen, allein der moralische Eindruck des Triumphs müsse diesen Nachtheil reichlich aufwiegen, und 40 Linienschiffe würden von 34, zwar noch unversehrten, aber durch die Niederlage ihrer Gefährten erschütterten Linienschiffen nichts zu fürchten haben, wie theuer sie auch den ersten Erfolg bezahlt haben möchten. Dies war der Plan, der wegen seiner vollendeten Seetaktik und als das Testament des glorreichsten englischen Admirals so oft kommentirt und gepriesen worden ist. Die Verhältnisse machten bei der Schlacht von Trafalgar bedeutende Abänderungen nöthig.

Unsere Aufmerksamkeit verdient überdies nicht so sehr die taktische, als die moralische Seite dieses sinnreichen Planes; weniger die geschickte Theilung der Streitkräfte, welche Nelson ersann, als das edle Vertrauen, welches ihn auf diesen Gedanken brachte. „Sobald ich", erklärte er wiederholt in seiner Denkschrift, „dem Befehlshaber der zweiten Kolonne meine Absichten zu erkennen gegeben, fällt die ganze Leitung, der unbedingte Befehl über diese Kolonne ihm anheim. Er hat seinen Angriff nach eigenem Ermessen einzurichten; er hat den errungenen Vortheil zu verfolgen, bis die Schiffe, welche von ihm umzingelt worden, genommen oder vernichtet sind. Ich werde dafür sorgen, daß die übrigen feindlichen Schiffe ihn nicht dabei stören. . . . Sollten die Kapitäne während des Gefechtes die Signale ihres Admirals nicht recht wahrnehmen oder verstehen können, so mögen sie es gut seyn lassen. Unrecht handeln sie keinenfalls, wenn sie ihr Schiff neben ein feindliches Bord an Bord legen".

Bei diesen herrlichen Worten, bei dieser eben so einfachen, als gründlichen Darlegung der folgereichsten Grundsätze der Seetaktik hallte das Berathungszimmer auf dem Victory, wo in diesem Augenblicke die Admirale und Kapitäne des Geschwaders versammelt waren, von einem lauten Jubelruf wieder. „Es war", schrieb Nelson, „als ob ein elektrischer Schlag sie durchzucke. Einige Offiziere waren dem Weinen nahe. Alle billigten diesen Angriffsplan. Man fand ihn neu, überraschend, leicht zu begreifen und leicht auszuführen. Vom ersten Admiral bis zum letzten Kapitän erklärte Jeder: der Feind ist verloren, wenn wir ihn zu erreichen vermögen".

Villeneuve, der unterrichtetste Offizier, der geschickteste Taktiker, aber nicht der entschiedenste Charakter, sah mit Verzweiflung die Pläne seines Gegners vorher und wollte dieser ungewöhnlichen Taktik anfangs durch ein ähnliches Verfahren begegnen. Dazu muß man aber Linienschiffe haben, die dergleichen schwierige Bewegungen auszuführen im Stande sind. Er kehrte instinktmäßig zu den gewöhnlichen Regeln der alten Taktik zurück. Er erklärte, daß er die gebräuchliche Schlachtordnung beibehalten werde und richtete an sein Geschwader folgende einfache Worte, in denen aber eine Verdammung seines eigenen Verhaltens bei Abukir liegt: „Alle Bemühungen unserer Linienschiffe müssen darauf gerichtet seyn, den angegriffenen Schiffen zu Hülfe zu kommen und sich dem Admiralschiff zu nähern, das ihnen dabei als Muster dienen wird. . . . Der Befehlshaber eines Schiffes muß sich weit mehr seinen Muth und seine Liebe zum Ruhme, als die Signale des Admirals zur Richtschnur dienen lassen, denn für diesen, der selbst am Gefecht Theil nimmt und von Rauch umhüllt ist, wird das Signalisiren vielleicht schwierig. . . . Jeder Kapitän, der nicht im Gefecht wäre, würde nicht auf seinem Posten seyn . . . und ein Signal, um ihn dahin zurückzurufen, würde eine entehrende Schmach für ihn bilden".

Der Kaiser beabsichtigte eine Unternehmung gegen Neapel. Am 17. September erhielt Villeneuve Befehl, unter Segel zu gehen, sich nach Carthagena zu begeben, um den Kontreadmiral Salcedo aufzunehmen, und dann nach Neapel zu fahren und die auf der Flotte befindlichen Landtruppen auszuschiffen. „Unsere Willensmeinung", fügte der Kaiser hinzu, „geht dahin, daß Sie den Feind überall, wo sie ihn in minderer Stärke finden, unverzüglich angreifen und ihm ein entscheidendes Gefecht liefern. . . . Es wird Ihnen nicht entgehen, daß der Erfolg dieser Operationen wesentlich durch Ihre rasche Abfahrt von Cadix bedingt ist. Wir rechnen darauf, daß Sie nichts versäumen werden, dieselbe ohne Verzug zu bewerkstelligen, und empfehlen Ihnen bei dieser wichtigen Expedition Kühnheit und die allergrößte Thätigkeit".

Der Kaiser hatte aber kein Vertrauen mehr zu Villeneuve und ließ gleichzeitig den Admiral Rosily aus Paris abreisen, um, wenn er das verbündete Geschwader noch bei Cadix fände, den Oberbefehl zu übernehmen und Villeneuve nach Frankreich zurückzuschicken, damit er hier über den letzten Feldzug Rechenschaft ablege. Admiral Decrès, der Villeneuve herzlich lieb hatte, schrieb diesen letzteren Befehl mit zitternder Hand nieder. Villeneuve berief einen Kriegsrath.

Die Admirale Gravina, Alava, Escano, Cisneros, die Abtheilungsanführer Macdonell und Galiano vertraten bei dieser Berathung die spanische Flotte; die Kontreadmirale Dumanoir und Magon, die Kapitäne Cosmao, Maistral, Villegris und Prigny waren die Vertreter des französischen Geschwaders. Ihr Gutachten war einstimmig. Sie erklärten, „daß die Linienschiffe beider Nationen größtentheils schlecht armirt seyen, daß mehrere darunter ihre Bemannung noch nicht hätten seegeübt machen können, und daß die Dreidecker Santa Anna, Rayo und San Justo von 74 Kanonen, die in Eile armirt worden

und eben erst das Arsenal verlassen hätten, allenfalls mit der Flotte unter Segel zu gehen vermöchten, aber keineswegs diejenigen Kriegsdienste zu leisten im Stande seyen, zu denen sie fähig seyn würden, wenn ihre Organisation vollendet wäre". So groß war indeß die Hingebung aller dieser Ehrenmänner, daß sie, ungeachtet solcher unheilschwangeren Aussichten, sich sämmtlich, wie einst die tapferen Kapitäne Tourville's, dem unwiderleglichen Argument fügten: „Der König hat den Angriff befohlen". Tourville befand sich jedoch dem Feinde gegenüber in dem rühmlichen Nachtheil der Minderzahl: Villeneuve sollte dagegen in dieser Beziehung eine bedauerliche und nutzlose Ueberlegenheit besitzen.

Rosily war bereits in Madrid. Zugleich erhielt Villeneuve die Nachricht, daß Nelson 6 Linienschiffe nach Gibraltar entsendet habe. Er besprach sich einige Augenblicke mit dem Admiral Gravina und gab dann dem Geschwader das Signal, sich zum Absegeln fertig zu machen.

Am 19. Oktober um 7 Uhr Morgens begann das verbündete Geschwader seine Bewegungen, obschon nur wenige Schiffe ihre volle Bemannung hatten. Um 1/2 10 Uhr hatte Nelson Kenntniß davon. Das Auslaufen aus dem Hafen von Cadix ist mit Schwierigkeiten verbunden; Admiral Bruix hatte 6 Jahre früher 3 Tage dazu gebraucht. Am 20. Oktober Vormittags 10 Uhr waren die letzten Schiffe außerhalb des Hafens. Nelson war sofort nach der Meerenge hingesegelt, um den Vorsprung zu gewinnen; seine Flotte befand sich jetzt einige Stunden von Kap Spartel und überwachte die Einfahrt.

Der Wind, welcher Villeneuve's und Gravina's Schiffe aus dem Hafen geführt hatte, war plötzlich stärker geworden. Aufgehalten durch die Unerfahrenheit einiger spanischer Schiffe, die, während sie ihre Segel refften, unter den Wind gerathen waren, entfernte das verbündete Geschwader sich nur langsam von der Küste, und Nelson, den seine Fregatten von den Bewegungen des französischen Ge-

schwaders in Kenntniß erhielten, eilte bereits mit vollen Segeln zur Bekämpfung desselben heran. Auf heftige Windstöße folgte jedoch bald wieder eine neue Windstille und es wurde dunkel, bevor die beiden Geschwader einander zu Gesicht bekamen. An verschiedenen Punkten des Horizonts sah man jetzt Lichter. Dies waren die Signale der englischen Flotte und der Fahrzeuge, die ihr als Vortrab dienten. Kanonenschüsse, die von Schiff zu Schiff wiederholt wurden, bengalische Fammen, die mitten in der tiefsten Dunkelheit plötzlich ein helles Licht verbreiteten, schlossen sich jenen Signalen an und zeigten dem Admiral Villeneuve, daß er solchen thätigen Gegnern seine Fahrt vergebens zu verbergen suchen würde. Gegen 10 Uhr Abends fand dieser Admiral für nöthig, seine Schiffe zusammenrücken zu lassen. Er gab das Signal, die Schlachtlinie zu bilden. Der folgende Tag, der 21. Oktober des Jahres 1805, ein Datum unheimlichen Andenkens, fand beide Geschwader auf der Höhe des Kaps Trafalgar.

Um 8 Uhr erkannte Admiral Villeneuve, daß ein allgemeines Gefecht unvermeidlich sey. Ohne Zagen machte er sich dazu bereit und wählte mit geübtem Blicke seinen Kampfplatz aus. Das ganze Geschwader drehte gleichzeitig um und wandte rasch die Schiffsschnäbel Cadix zu. Dieser Hafen stand also denjenigen Fahrzeugen offen, die außer Gefecht gesetzt würden. Hierauf wurde in dieser neuen Richtung die Schlachtlinie gebildet und das verbündete Geschwader erwartete dann die englische Flotte.

Nelsons Flotte war seinem Plan gemäß in 2 Geschwader getheilt; der Victory befand sich an der Spitze des ersten Geschwaders; der Royal Sovereign, gleich dem Victory ein Linienschiff von 100 Kanonen, hatte den Viceadmiral Collingwood an Bord und segelte an der Spitze des zweiten Geschwaders.

Obwohl diese beiden Abtheilungen einer einzigen Flotte, die erste 12, die zweite 15 Linienschiffe stark, während des Gefechts vollkommen selbstständig seyn sollten, waren sie

doch durch einen gemeinsamen Plan verbunden, theilten den edlen Wetteifer ihrer Führer und zeigten ein gleiches Streben, an das feindliche Geschwader heranzukommen.

Die verbündete Flotte bestand aus 18 französischen Linienschiffen von 80 und 74 Kanonen, sowie aus 15 spanischen Linienschiffen, worunter 4 Dreidecker waren, und zählte also 6 Linienschiffe mehr, jedoch 3 Dreidecker weniger, als die englische Flotte. 6 Admirale befehligten das verbündete Geschwader. Die Flagge des Admirals Villeneuve wehte auf dem Bucentaure, diejenige des Admirals Gravina auf dem Prinz von Asturien, einem Linienschiffe von 112 Kanonen, das in Ferrol armirt war. Kontreadmiral Dumanoir befand sich auf dem Formidable, Kontreadmiral Magon auf dem Algesiras, und zwei prachtvolle spanische Dreidecker, Santissima Trinidad von 130 und Santa Anna von 112 Kanonen, führten mitten unter diesem Wald von Masten, ersterer die Flagge des Kontreadmirals Cisneros, letzterer die Flagge des Viceadmirals Alava.

Diese unermeßliche Flotte, die nun eine Strecke von 5 bis 6 Seemeilen einnahm, wurde durch die Windstille und das hohlgehende Meer in ihren Bewegungen gehemmt und bot dem Feinde keine regelmäßige Front dar. Zehn Linienschiffe, die unter den Wind gerathen waren, befanden sich nicht auf ihren Posten, sondern bildeten gewissermaßen eine zweite Reihe von Linienschiffen hinter der Schlachtlinie.

Nelson wollte dem verbündeten Geschwader vor allen Dingen den Weg nach dem Hafen abschneiden. Dies mußte ihm gelingen, wenn er Villeneuve's Schlachtlinie zu durchkreuzen vermochte. Der gewöhnlichen Taktik gemäß hätte er, um dies auszuführen, nur allmählig und vorsichtig von der Frontaufstellung in die schräge übergehen dürfen. Jeder Offizier würde damals dem theoretischen Ausspruche Clarke's beigestimmt haben, daß eine Flotte, die im rechten Winkel auf eine andere fährt, unfehlbar zusammengeschossen werden müsse. Nelson rechnete auf die Un-

erfahrenheit seiner Gegner, wählte den kürzesten Weg und setzte sein und Collingwoods Fahrzeug, die dem übrigen Geschwader den Weg bahnen sollten, unbedenklich den Kugeln einer ganzen Flotte aus.

Sobald er seine Befehle treulich befolgt, die englischen Schiffe in zwei Reihen hinter einander und mit vollen Segeln auf das feindliche Geschwader zu steuern sah, zog Nelson sich in sein Zimmer zurück. Hier holte er sein Tagebuch hervor, in dem er noch an demselben Morgen die letzten Bewegungen seines Geschwaders verzeichnet hatte, und schrieb knieend das kurze Gebet ein: „Möge Gott der Allmächtige, den ich anbete, England zum gemeinsamen Heile Europa's einen vollständigen und ruhmvollen Sieg verleihen! Er gebe, daß keine persönliche Schwäche den Glanz desselben beflecke und daß kein Engländer nach dem Siege die unverbrüchlichen Ansprüche der Menschlichkeit aus den Augen setze! Was mich persönlich anlangt: mein Leben gehört Ihm, der es mir verliehen. Er segne meine Anstrengungen, während ich für mein Vaterland kämpfe! In seine Hände befehle ich meine Person und die gerechte Sache, deren Vertheidigung mir übertragen worden ist".

Nachdem Nelson diese fromme Handlung beendet, glaubte er als blinder Liebhaber ebenfalls eine Pflicht zu erfüllen, wenn er ein Codicill zu seinem Testamente hinzufügte, worin er Lady Hamilton nebst ihrer Tochter, Horatia Nelson, der Dankbarkeit Englands empfahl. Dieses doppelte Vermächtniß Nelsons hat England zurückgewiesen. Dagegen erhielten seine rechtmäßigen Erben, seine Wittwe und seine Brüder und Schwestern, die glänzendsten Nationalbelohnungen. Die vom Parlament hierzu gemachten Bewilligungen beliefen sich in Renten und Gütern auf über anderthalb Millionen Thaler.

Als sich Nelson in der vorgedachten Weise zum Tode vorbereitet hatte, erschien er wieder auf dem Verdeck. Er war ruhig und entschlossen, aber ernster und feierlicher als gewöhnlich.

Mehrmals sprach er unter Hinweisung auf „die gute Haltung" der verbündeten Flotte sein Bedauern aus, daß diese umgedreht habe, und schien den bereits bedrohlich werdenden Horizont und den durch Villeneuve's Manöver aus dem Eingange zur Meerenge in die Gegend der gefährlichen Klippen von Conil und Santi Petri verlegten Kampfplatz mit stiller Besorgniß zu betrachten. Gegen 11 Uhr ging er in die Batterien hinunter, wo die Kanoniere bereits auf ihrem Posten waren, bekomplimentirte die Offiziere wegen der guten Anordnungen, die getroffen waren, richtete einige aufmunternde Worte an jeden Geschützaufseher, gewann beim Anblick dieser männlichen Gesichter und dieser kräftigen Arme seine ganze Zuversicht wieder und dachte nun an nichts weiter, als Collingwood das Angriffssignal zu geben.

Dieses Signal war kurz und bestimmt. „Ich habe die Absicht", ließ er durch den Telegraphen Collingwood kundthun, „quer durch die feindliche Avantgarde zu segeln, um sie am Einlaufen bei Cadix zu verhindern. Schneiden Sie beim zwölften Linienschiff, von hinten an gerechnet, die Arrièregarde ab". Während der Royal Sovereign sich zur Ausführung dieses Befehles anschickte, steuerte Nelson mit dem Victory auf die Santissima Trinidad, das 11. Linienschiff der feindlichen Avantgarde, zu. Durch diese doppelte Bewegung umfaßte er nun nicht mehr 12 Linienschiffe mit 16, wie er es angekündigt hatte, sondern 23 feindliche Schiffe mit 2. „Ich muß wenigstens 20 Linienschiffe dieser Flotte haben", hatte er in dem Rausche, in den er beim Herannahen des Kampfes gerieth, zu Kapitän Blackwood gesagt; „eine geringere Anzahl von Schiffen wäre kein Sieg!" Der Ungestüm seiner Seele überwog die Rathschläge seiner Taktik. Jede neue Aufstellung wäre ein Zeitverlust gewesen, und, was die Gefährlichkeit anlangt, so gab es in seinen Augen keine größere, als Villeneuve entschlüpfen zu lassen, wie Calder gethan.

Mittlerweile waren die beiden Flotten nur noch durch eine Entfernung von einigen Seemeilen getrennt. Nelson stand auf der Campanie (dem höchsten Punkte des Hinterdeckes) des Victory und hatte eben seinem Geschwader das Signal gegeben, sich bereit zu halten, noch vor Anbruch der Nacht Anker zu werfen. „Meinen Sie nicht auch", fragte er den Befehlshaber des Euryalus, „daß noch ein Signal zu geben ist?" Er schien einige Augenblicke nachzudenken, dann rief er einen von den Offizieren seines Stabes und sagte zu ihm: „Herr Pasco, geben Sie dem Geschwader das Signal: England erwartet, daß Jedermann seine Pflicht thut". Es ist bekannt, mit welcher Begeisterung diese berühmte Ansprache aufgenommen wurde und welches elektrische Feuer, welche neue Energie sie in den Reihen des englischen Geschwaders verbreitete. „Jetzt", sagte Nelson, „vermag ich nichts weiter zu thun. Nun müssen wir auf den höchsten Lenker aller irdischen Dinge und auf die Gerechtigkeit unserer Sache vertrauen". Kapitän Blackwood, der über die Gefahren, denen Nelson sich aussetzte, in Sorgen war und dem das unheimliche Vorgefühl, wovon dieser ergriffen schien, auffiel, wagte nun im Namen des gemeinsamen Interesses in ihn zu dringen, daß er seine Flagge nach dem Euryalus verlegen oder doch wenigstens einem anderen Linienschiffe den gefährlichen Posten, welchen er für den Victory ausgewählt, überlassen möge. „Nein, Blackwood", antwortete der Admiral; „bei einer solchen Gelegenheit muß der Oberbefehlshaber ein Beispiel geben". Zum Schein gab er jedoch den Bitten, womit man ihn bestürmte, nach und erlaubte, dem Temeraire, dem Neptun und dem Leviathan den Befehl zugehen zu lassen, sich an die Spitze der Linie zu begeben. Gleich darauf verlangte er aber, daß der Victory noch mehr Segel beisetzen solle, und machte die Ausführung jenes Befehls dadurch unmöglich. Gleichzeitig hatte Collingwood, den Nelson um die Alles übertreffende Schnelligkeit des Royal Sovereign beneidete, seine Maßregeln so getroffen, daß ihm die Ehre verbliebe,

den Franzosen die ersten Kugeln gesandt zu haben. Mit anscheinender Vorsichtigkeit hatte er auf die hinter ihm segelnden Schiffe gewartet, aber kaum waren sie näher herangekommen, als der Royal Sovereign die Flügel entfaltete und, dem Rest der englischen Flotte weit voraneilend, ganz allein auf das verbündete Geschwader einzudringen schien.

Es war 12 Uhr Mittags. Die Engländer zogen die St. Georgsflagge auf und unter dem siebenmal wiederholten Rufe: Es lebe der Kaiser! erhob sich auf dem Hintertheile eines jeden französischen Schiffes die dreifarbige Flagge. Die Spanier entfalteten gleichzeitig das Banner beider Castilien und hingen ein langes hölzernes Kreuz unter ihrer Flagge auf. In diesem Augenblick gab Villeneuve das Kampfsignal. Unmittelbar darauf feuerte das Linienschiff Fougueux einen Kanonenschuß gegen den Royal Sovereign ab. Ihm folgte bald ein Rollfeuer, welches das englische Linienschiff unerwidert ließ. Der Royal Sovereign befand sich jetzt fast 1 Seemeile von dem Belleisle, ungefähr 2 Seemeilen vom Victory und beinahe auf gleicher Höhe mit ihm. Von jenen schlecht gezielten Schüssen war er noch nicht getroffen worden, sondern drang, ohne von seiner Bahn abzuweichen, schweigend, ruhig und wie von einem geheimen Zauber geschützt auf den Santa Anna ein. Die Mannschaft lag platt auf dem Verdeck oder in den Batterien und bot den wenigen Kugeln, die in den Schiffsrumpf einschlugen, keinen Treffpunkt dar. Die Geschosse, welche sausend durch das Takelwerk flogen, hatten erst einige unbedeutende Taue getroffen. „Rotheram", sagte Collingwood in dem Augenblick, als er, nachdem er 10 Minuten lang das Feuer des verbündeten Geschwaders ausgehalten hatte, nun endlich auf dem Punkt war, in die Reihen der feindlichen Arrièregarde einzubrechen, zu seinem Flaggenkapitän, „was würde nicht Nelson darum geben, an unserer Stelle zu seyn!" „Seht", rief zu gleicher Zeit Nelson, „wie der herrliche Collingwood sein Geschwader muthvoll in's Feuer führt!" Collingwood hat

in der That der englischen Flotte den Weg gezeigt und die ersten Lorbeern des Tages gepflückt.

Vergebens versucht der Fougueux ihn aufzuhalten. Die 3 Geschützreihen, welche die Seiten des Royal Sovereign einnehmen, speien Ströme von Rauch und von Eisen. Mit doppelten Geschossen geladen, wird jedes Geschütz auf das Hintertheil des Santa Anna gerichtet; 150 Kugeln haben die Batterien dieses Schiffes von hinten bis vorn durchstrichen und auf ihrem Wege 400 Mann außer Gefecht gesetzt. Nun dreht der Royal Sovereign bei und greift den spanischen Viceadmiral Raae an Raae an. Bald hat er aber andere Gegner zu bekämpfen. Der San Leandro, der San Justo und der Indomptable eilen herbei, um ihn zu umzingeln; der Fougueux beschießt ihn schräge. Seine Segel sind bald sämmtlich in Fetzen zerrissen. In diesem Wirbel von Kugeln, „die man", wie Collingwood schreibt, „in der Luft gegen einander stoßen sah", bedrängt jedoch der Royal Sovereign den Gegner, welchen er sich ausersehen hat, mit gleicher Lebhaftigkeit. Das Feuer des spanischen Linienschiffes läßt nach und über den Rauchwolken, welche diese Heldengruppe umhüllen, vermag Nelsons besorgtes Auge noch immer Collingwoods Flagge zu unterscheiden.

Der Wind hat indessen das englische Geschwader bereits im Stich gelassen. Der Victory macht kaum anderthalb Knoten und schleicht mühsam an den Santissima Trinidad und den Bucentaure heran, während Collingwood mitten unter der verbündeten Flotte die Gegner, welche ihn umdrängen, ganz allein in Respekt hält. 20 Minuten nach 12 Uhr ist der Victory endlich auf Kanonenschußweite am feindlichen Geschwader. Die erste Kugel, welche der Bucentaure abfeuert, erreicht ihn noch nicht; eine zweite schlägt neben ihm ein; die dritte fliegt über seine Schanzverkleidungen weg; eine glücklichere Kugel trifft den großen Topmast. Nun ruft Nelson den Kapitän Blackwood. „Kehren Sie auf Ihre Fregatte zurück", sagte er zu ihm, „und erin-

nern Sie alle unsere Linienschiffe, daß ich auf ihre Mitwirkung zähle. Wenn sie bei Befolgung der Segelordnung, die ich ihnen signalisirt habe, allzu lange aus dem Gefecht bleiben müßten, mögen sie nur unbedenklich eine andere wählen. Die beste ist diejenige, welche sie möglichst rasch Bord an Bord mit einem feindlichen Schiffe zusammenbringt". So sprechend, geleitete er den Kapitän des Euryalus bis an den Rand der Campanie. Blackwood ergreift die Hand des Admirals und spricht mit bewegter Stimme die Hoffnung aus, ihn bald im Besitz von 20 französischen und spanischen Linienschiffen wiederzusehen. „Gott segne Sie, Blackwood!" antwortet Nelson ihm, „allein in dieser Welt werde ich Sie nicht wiedersehen!"

Auf den letzten Kanonenschuß des Bucentaure ist ein dumpfes Stillschweigen von etwa einer Minute gefolgt. Die Kanoniere sehen die Richtung ihrer Geschütze nach und wie auf ein gegebenes Zeichen eröffnen die 6—7 Linienschiffe, welche Villeneuve umgeben, sämmtlich auf einmal ihr Feuer gegen den Victory. Die hohle See, welche die französischen Schiffe von der Seite erfaßt und sie in ein unregelmäßiges Schwanken bringt, macht die Unsicherheit ihres Schießens noch größer. Diejenigen Kugeln, welche nicht schon diesseits des Victory einschlagen, gehen über ihn weg oder verfliegen sich in seinem Takelwerk. Dieses Schiff ist bereits bis auf 500 Fuß vom Bucentaure herangekommen, ohne eine Beschädigung erlitten zu haben. Nun reißt eine glücklichere Kugel seine Besamstange ab; eine andere Kugel zerschmettert das Steuerrad; eine Kettenkugel wirft auf dem Hinterkastell 8 Marinesoldaten nieder; denn weniger vorsichtig als Collingwood, hat Nelson zugegeben, daß seine Mannschaft aufrecht und in Reih' und Glied stehen bleibe, anstatt dieselbe sich platt auf das Verdeck niederlegen zu lassen. Eine neue Kugel fährt zwischen Nelson und dem Kapitän Hardy hindurch. „Das Gefecht wird heiß", sagt Nelson lächelnd; „es wird zu heiß, um von langer Dauer zu seyn". Seit 40 Minuten hält der Victory das

Feuer eines ganzen Geschwaders aus, und dieses Linienschiff, das nichts in der Welt vor einer gänzlichen Zertrümmerung zu retten vermocht hätte, wenn die Franzosen bessere Kanoniere besaßen, zählt erst 50 Mann außer Gefecht; 200 Feuerschlünde, die gegen dasselbe donnern, haben es nicht aufzuhalten vermocht. Majestätisch auf den Wogen schwebend, von denen es gehoben und den feindlichen Reihen zugeführt wird, rückt es langsam gegen Villeneuve's Linienschiff vor. Die Schlachtreihe der Gegner hat sich aber bei seiner Annäherung gleich einem Bündel von Speeren zusammengeschlossen. Der Redoutable berührt mit seinem Bugspriet mehrmals das Hackbord des Bucentaure; der Santissima Trinidad liegt vor dem Bucentaure; der Neptun schließt sich unter dem Winde dicht an ihn an. Eine Enterung scheint unvermeidlich. In diesem Augenblick ergreift Villeneuve den Adler seines Schiffes, zeigt ihn den Matrosen, die in seiner Nähe sind, und sagt zu ihnen: „Kinder, ich werde ihn auf das englische Schiff werfen; wir holen ihn wieder oder kommen um!“ Die französischen Matrosen beantworten diese muthigen Worte mit einem Jubelruf. Voller Hoffnung auf den Ausgang eines Gefechtes Mann gegen Mann, gibt Villeneuve, ehe der Bucentaure den Augen des Geschwaders durch den Rauch entzogen wird, seinen Schiffen noch sein letztes Signal. „Jedes Linienschiff“, sagt er zu ihnen, „welches nicht am Kampf Theil nimmt, ist nicht auf seinem Posten und muß irgend eine Stellung einnehmen, wodurch es so schnell, wie möglich, in's Gefecht gelangt“. Seine Rolle als Admiral ist nun beendet. Jetzt hat er sich bloß noch als den tapfersten Kapitän des Geschwaders zu erweisen.

Mittlerweile hat Hardy erkannt, daß eine Durchschneidung der Schlachtlinie unmöglich ist, wenn nicht eins von den feindlichen Schiffen geentert wird. Er meldet dies Nelson. „Das können wir nicht ändern“, antwortet ihm der Admiral; „entern Sie ein Schiff, welches Sie wollen; die Auswahl überlasse ich Ihnen“. Hardy sucht in jener un-

durchdringlichen Gruppe den am wenigsten gefährlichen Gegner aus. Das kümmerliche Ansehen des Redoutable, eines schlechten Schiffes von 74 Kanonen, das erst unlängst in Ferrol kalfatert worden ist, verschafft diesem die Ehre, wonach der Santissima Trinidad und der Bucentaure geizen. Gegen ihn steuert Kapitän Hardy den Victory. Um 1 Uhr fährt er auf Pistolenschußweite hinter den Bucentaure. Eine 68pfündige Karonade, die auf seinem Vorderkastell steht, speit zuerst eine Vollkugel und 500 Flintenkugeln durch die Kajütenfenster in das französische Linienschiff hinein. Neue Schüsse folgen einander in regelmäßigen Zwischenräumen; 50 Geschütze, die mit doppelten und dreifachen Geschossen geladen sind, erschüttern und zerschmettern das Hintertheil des Bucentaure, demontiren ihm 20 Kanonen, und füllen seine Batterien mit Todten und Verwundeten. Langsam segelt der Victory durch die von ihm durchbrochene Schlachtlinie hindurch und hält das mörderische Feuer des Neptune aus, ohne es zu erwidern. Nachdem er dem Bucentaure jene tödtlichen Verletzungen beigebracht, richtet er seine Kanonen auf den Redoutable. Mitten im Rauch dreht Hardy plötzlich seitwärts, und ohne seine Fahrt nach dem Neptune hin fortzusetzen, der umlegt und zur Arrièregarde abgeht, fällt er über den Redoutable her, an dem er bereits vorbei gesegelt war. Bord an Bord festgehakt, treiben beide Schiffe aus der Linie heraus. Die Mannschaft des Redoutable hält diesen ungleichen Angriff unerschrocken aus. Von den Mastkörben, aus den Batterien dieses Linienschiffes beantwortet man das Feuer des englischen Schiffes, und bei diesem Zweikampf, der nicht sowohl ein Artilleriegefecht, als ein Kampf mit dem Kleingewehr ist, sind die französischen Seeleute in Vortheil gekommen*). Nach wenigen Augen-

*) In den Mastkörben des Victory war kein kleines Gewehr. Seitdem Nelson dem Auffliegen des Alcide und des Orient beigewohnt, betrachtete er eine Feuersbrunst als die größte Gefahr einer Seeschlacht. Vor dem Beginn des Gefechts hatte er des-

blicken liegen das Vorder- und Hinterkastell nebst ihren Verbindungsgängen voller Leichen. Von den 110 Mann, die vor dem Beginn des Gefechts auf dem Verdeck dieses Linienschiffes waren, sind kaum 20 noch im Stande zu kämpfen. Das Zwischendeck ist mit Verwundeten und Sterbenden angefüllt, und es werden noch immerfort mehr hingebracht.

Beim Anblick so vieler Schlachtopfer halten die englischen Chirurgen, die ihnen nur einen unzureichenden Beistand angedeihen zu lassen im Stande sind, den Ausgang der Schlacht bereits für gefährdet. Der Kaplan des Victory ist ganz verstört, geräth außer sich und sucht dem schauderhaften Orte, „dieser Fleischerbank", wie er noch viele Jahre nachher jenen dunkeln Raum ohne Luft und voller Blut nannte, zu entfliehen. Er eilt auf das Verdeck. Mitten im Tumult und durch den Pulverdampf hindurch sieht er Nelson und den Kapitän Hardy auf dem Hinterkastell auf- und abgehen. Unweit von ihnen sind einige Soldaten im lebhaften Gewehrfeuer mit den Mastkörben des französischen Linienschiffs. Plötzlich wankt der Admiral und fällt vornüber zu Boden: eine Flintenkugel aus dem Besanmastkorb des Redoutable hat ihn in die linke Schulter getroffen, ist durch die Brust gegangen und in's Rückgrat eingedrungen. Der Kaplan eilt herbei; vor ihm sind aber schon 1 Sergeant und 2 Steuermannsgehülfen beim Admiral. Sie heben ihn auf; er ist ganz blutig; auch das Verdeck strömt

---

halb auch die Leinwand der Schanzenverkleidung des Victory sorgfältig naß machen, die Böte mit Mantelsäcken in's Meer setzen, kurz, dem Feuer Alles, was ihm zur Nahrung dienen konnte, entziehen lassen. Dieser Besorgniß ist auch hauptsächlich das Nichtvorhandenseyn von Kleingewehr in den Mastkörben des Victory zuzuschreiben. Nelson fürchtete, ein ungeschickter Schuß, ein zufälliges Losgehen möchte die Mastkörbe in Brand stecken und einen schrecklichen Unfall herbeiführen. Dies begegnete auch wirklich noch in derselben Schlacht einem französischen Linienschiffe, dem Achille.

von Blut. Hardy, der ihn nicht fallen hörte, dreht sich jetzt um. Bleicher und aufgeregter, als Nelson selbst, ruft er ihm zu: „Ich hoffe, Mylord, daß Sie nicht gefährlich verwundet sind!“ „Mit mir ist es vorbei, Hardy“, antwortet der Admiral. „Endlich ist es ihnen gelungen. Das Rückgrat ist mir zerschmettert“. Die Matrosen, die ihn aufgehoben haben, tragen ihn auf den Armen weg und legen ihn im Zwischendeck mitten unter den Haufen der Verwundeten nieder.

Der Wind war während des Kanonenfeuers fast gänzlich erstorben und hatte um $^1/_4$ nach 1 Uhr, als Nelson getroffen wurde, erst 5 englische Linienschiffe auf den Kampfplatz geführt. Bei der Arrièregarde hatte der Royal Sovereign 15 Minuten lang ganz allein gekämpft. Nach ihm hatte zuerst der Belleisle um halb 1 Uhr hinter dem Santa Anna die Schlachtlinie durchbrochen, war aber bereits durch die Lagen, welche ihn der ganzen Länge nach bestrichen, verstümmelt, verlor seinen Besanmast durch den Fougueux und sah sich dann selbst von feindlichen Schiffen ringsum eingeschlossen. Bald kamen aber dort die englischen Schiffe in Masse heran. Sie suchen die Arrièregarde zu umsegeln und sie zwischen 2 Feuer zu bringen. In diesem Theile der Schlachtlinie ist das Gefecht allgemein geworden; bei der Avantgarde und beim Haupttreffen wird noch immer nur einzeln gekämpft. Dort bildet Dumanoir mit 10 Linienschiffen eine Reserve, welche die englischen Linienschiffe ganz unberücksichtigt lassen.

Der Redoutable ist allein mit dem Victory im Handgemenge und drängt diesen mit neuer Kraft. Das Verdeck des Victory ist menschenleer geworden; vom Besanmastkorb aus wird dem Kapitän Lucas dies angezeigt. Augenblicklich beruft er seine Enterabtheilungen. Binnen einer Minute sind die Kastelle des französischen Linienschiffs mit bewaffneten Leuten bedeckt, die auf die Campanie, auf die Schanzverkleidungen und in die Wandtaue eilen. Die Kanoniere des Victory verlassen ihre

Geschütze, um dieser neuen Gefahr zu begegnen. Sie werden mit einem Hagel von Granaten und einem wohlgenährten Flintenfeuer empfangen, gerathen bald in Unordnung und ziehen sich wieder in die oberste Batterie zurück. Allein die Höhe des Victory schützt sie noch, und die Matrosen des Redoutable machen vergebliche Anstrengungen, seine Seitenwände zu erklimmen. Kapitän Lucas befiehlt, die Halter der Hauptraaen abzuhauen, und will diese als eine Zugbrücke über beide Schiffe legen. In diesem Augenblick gelingt es dem Marineaspiranten You und 4 Matrosen, unter Benutzung des an den Mastwandträgern des Victory hängenden Ankers auf das Verdeck des feindlichen Linienschiffes zu gelangen. Sie zeigen ihren Kameraden diesen Weg; rasch bilden die Enterabtheilungen sich wieder; der 2. Befehlshaber des Redoutable, Linienschiffslieutenant Dupotel, eilt an ihre Spitze und flößt ihnen seinen feurigen Ungestüm ein. Noch einige Minuten und der Victory ist in den Händen der Franzosen! Da fegt eine furchtbare Lage von Kanonen- und Kartätschenkugeln das Verdeck des Redoutable. Der Temeraire hat die Schlachtlinie durchbrochen und sich vor den Bugspriet dieses Linienschiffes gelegt. Seine erste Lage hat 200 Mann niedergeworfen. Dann legt der Temeraire sich neben den Redoutable und beschießt ihn von Neuem. Zwischen 2 Dreideckern eingeklemmt, wehrt der Redoutable sich noch einige Zeit gegen deren doppeltes Andringen. Daß seine Kanonen demontirt, sein Hintertheil zerschmettert und eingefallen, sein Hauptmast abgeschossen, seine Mastwandträger in Brand gerathen sind, hat den Kapitän Lucas noch immer nicht von der Nothwendigkeit, sich ergeben zu müssen, zu überzeugen vermocht. Allein der Neptun*) und der Leviathan sind ebenfalls durch die Schlachtlinie gedrungen und nun wird jeder fernere Widerstand nutzlos. Um 1 Uhr 55 Minuten überliefert Kapitän

---

*) Es gab in beiden Geschwadern mehrere Schiffe gleichen Namens, 3 Neptune, 2 Argonauten, 2 Achilles ꝛc.

Lucas dem Feinde ein Linienschiff, das von den Kugeln gleich einem Sieb durchlöchert ist, und eine Bemannung, von der in diesem Augenblick 522 Mann außer Gefecht gesetzt sind. „Unmöglich", sagt Kapitän Lucas in seinem Schlachtbericht, „hätte der unerschrockene Nelson in einem Kampfe gegen Feinde fallen können, die seines Muthes in höherem Grade würdig gewesen wären". Kurze Zeit darauf erliegt auch der Fougueux, nachdem er zuvor einen doppelten Kampf mit dem Royal Sovereign und dem Belleisle zu bestehen gehabt, und nachdem sein tapferer Kapitän Baudouin, der noch sterbend die Mannschaften von der Campanie aus anfeuerte, getödtet und 400 Mann außer Gefecht gesetzt worden waren, dem gewaltigen Temeraire. Inzwischen hatte sich der Santa Anna, nachdem er seine sämmtlichen Masten verloren, dem Royal Sovereign ergeben.

Die Engländer hatten bei der Arrièregarde einen unerwarteten Widerstand gefunden. Allenthalben entbrennt ein furchtbarer Kampf. Das englische Linienschiff Mars verliert seinen Befehlshaber durch eine Kanonenkugel. Der Algesiras, den das englische Linienschiff Tonnant entert, beweist sich seines vorzüglichen Rufes würdig; allein die Stellung, welche der Tonnant einnimmt, gibt diesem einen allzu großen Vortheil. Da der Algesiras seinen Bugspriet in den Mastwänden des Tonnant verwickelt hat, kann er keinen Gebrauch von seinen Kanonen machen und wird dagegen mit einem ihn der Länge nach bestreichenden Rollfeuer beschossen. Kontreadmiral Magon will sich's nicht nehmen lassen, seine Matrosen an Bord des englischen Schiffes zu führen, sammelt sie unter diesem mörderischen Feuer und kämpft in ihren vordersten Reihen. Schon ist er am Arm und am Beine verwundet, will aber immer noch das Verdeck nicht verlassen. Den dringenden Bitten seiner Offiziere gibt er jedoch nach, 2 Matrosen führen ihn eben ab: da trifft ihn eine Kartätschenkugel in die Brust. Als er fällt, ist der Fockmast bereits abgeschossen; fast im nämlichen Augenblick bricht Feuer aus; der Hauptmast und der Besanmast fallen

in Stücken auf das Verdeck. Der Flaggenkapitän Letourneur und der Linienschiffslieutenant Plassan werden schwer verwundet. Ein junger Offizier, den der Tod verschont und dem die Zukunft glücklichere Gefechte vorbehalten hat, Bothereel de la Bretonnière, verlängert noch einige Augenblicke diese heldenmüthige Vertheidigung. Allein die englischen Matrosen sind auf das Verdeck des Allgestras gedrungen. In der Verwirrung, welche der Sturz aller 3 Masten zur Folge gehabt hat, bemächtigen sie sich eines gänzlich unlenksam gewordenen Linienschiffes. Nach gleich heldenmüthigen Anstrengungen unterliegen der Aigle, der Swiftsure und Berwick dem Revenge, Defiance, Bellerophon und Colossus. Der Achille hat zuerst den Belleisle angegriffen, wird aber bald darauf selbst umzingelt. Der Polyphemus, nachdem er von dem an's Ende der Arrièregarde hintreibenden Neptun losgekommen ist, der Swiftsure und der Prince von 98 Kanonen zermalmen ihn durch das Rollfeuer ihrer Batterien. Sein Befehlshaber Denieport, der bereits am Schenkel verwundet war, wird auf seinem Posten getödtet, den er nicht verlassen gewollt. Der Besanmast ist durch das Feuer, was in den Mastwänden ausgekommen ist, halb verbrannt, und wird dann auch noch durch den Feind abgeschossen. Er fällt auf das Deck nieder und übersäet dieses mit brennenden Holzstücken. Von Flammen umzüngelt, sieht der Achille kein verbündetes Schiff mehr in seiner Nähe. Die meisten Offiziere sind getödtet oder verwundet und ein Linienschiffsfähndrich vertritt die Stelle des tapferen Kapitäns Denieport. Der unerschrockene Cauchard, der von dem heldenmüthigen Offiziercorps allein noch übrig ist, kämpft zwar hoffnungslos, kämpft aber noch immer. Die Furcht vor einer gräßlichen Explosion entfernt endlich die englischen Linienschiffe. Der Achille hat bloß noch mit dem Feuer zu thun. Vergebens mattet er in diesem peinlichen Todeskampfe sich ab. Um halb 6 Uhr fliegt dieses ruhmbedeckte Schiff, dessen Flagge nicht gestrichen worden ist, mit einem Theile seiner Mannschaft in die Luft.

Die Schlachtlinie der Arrièregarde ist nun allenthalben durchbrochen; sie bildet einen wirren Haufen umzingelter Fahrzeuge, die der Ueberzahl erliegen. 10 englische Linienschiffe haben diesen ersten Vortheil theuer erkaufen müssen, die meisten treiben unlenksam zwischen den Besiegten umher. Eine gewaltige Reserve fährt aber jetzt auf den Kampfplatz und pflückt die Früchte des Sieges. Selbst von Collingwoods Abtheilung, die schärfer in den Kampf gekommen, sind 6 Linienschiffe noch ganz unversehrt; sie langen 3 Stunden später als der Royal Sovereign auf dem Kampfplatze an.

Eine letzte Gruppe von französischen und spanischen Linienschiffen hat sich um den Admiral Gravina gesammelt. Von dem San Ildefonso unterstützt, hat der Prinz von Asturien bereits den Defiance und den Revenge bekämpft. Der Dreadnought, der Polyphemus und der Thunderer eilen zu seiner Ueberwältigung, der Pluton und der Neptune zu seiner Vertheidigung herbei. Gravina wird verwundet, sein Chef des Generalstabs, Kontreadmiral Escano, fällt an seiner Seite. Unter den Lagen des Defence streicht der San Ildefonso die Flagge. Der Prinz von Asturien verläßt jetzt die Schlachtlinie; von seinem Hauptmast weht das Signal, sich um ihn zu sammeln. Die Fregatte Themis unter dem Befehl des tapferen Kapitäns Jugan holt ihn aus dem feindlichen Feuer heraus und schleppt ihn auf Cadix zu. Ungern folgen der Pluton und der Neptune seiner Flagge und schließen sich dem Argonaute und dem Indomptable an, die mit dem San Leandro, dem San Justo und dem Mondanez langsam den Kampfplatz verlassen.

Collingwoods Abtheilung hat ihre Aufgabe gelöst. Von den 20 Linienschiffen, die sie bekämpft, haben 10 ihr einen ernstlichen Widerstand geleistet. Von den übrigen haben einige aus allzu großer Entfernung geschossen, andere sind allzubald gewichen. Nur 8 entkommen ihr. Der linke Flügel des verbündeten Geschwaders ist zersprengt oder ver-

nichtet, auf dem rechten Flügel kann man dagegen das Gefecht noch fortsetzen.

Der Kontreadmiral Dumanoir, der dort befehligt, hat zu lange gezögert, dem Bucentaure und dem Santissima Trinidad, die den verzweiflungsvollsten Kampf kämpfen, mit seinen 10 noch völlig unversehrten Schiffen zu Hülfe zu kommen. Als sich diese Schiffe endlich in 2 Abtheilungen dem Kampfplatze nähern, finden sie anstatt erschöpfter Kämpfer vollkräftige Gegner zu ihrem Empfange bereit. Da treten alsbald mehrere den Rückzug an und gesellen sich der Abtheilung des Admirals Gravina bei. Dumanoir dringt bis zum Victory vor. Er findet den Bucentaure gekapert, den Santissima Trinidad überwältigt und ein ganzes feindliches Geschwader um diese Schiffe versammelt. Er wagt den Verzweiflungskampf, der hier zu beginnen gewesen wäre, nicht und begibt sich ebenfalls auf den Rückzug, nicht jedoch, ohne heftig beschossen zu werden und eines von seinen Schiffen an den Feind zu verlieren.

Als der Bucentaure und der Santissima Trinidad völlig entwaffnet waren, sucht Villeneuve ein Boot, das ihn nach einem anderen Linienschiffe bringen könne. „Der Bucentaure", sagt er, „hat seine Aufgabe erfüllt; die meinige ist noch nicht beendet". Allein die Kugeln haben zwar seine Person verschont, ihm aber nicht die Mittel gelassen, diesen letzten Eingebungen seines Muthes zu folgen. Es gibt keinen Fleck auf dem Bucentaure, der nicht von den Geschossen des Feindes durchlöchert wäre, nicht ein Boot, das noch zusammenhielte. Die Geschütze sind entweder demontirt oder durch die Trümmer des Takelwerkes maskirt; 209 Mann liegen todt, verwundet oder sterbend in den Batterien und im Zwischendeck. Villeneuve weicht dem Geschick und ergibt sich dem Linienschiff Conqueror. Ein mit 4 Matrosen bemanntes Boot dieses Fahrzeugs bahnt sich durch die Trümmer, womit der Bucentaure umgeben ist, einen Weg, und unter dem Hagel von Geschossen, die noch in jeder Richtung auf dem Kampfplatze umherfliegen (wir-

kungslose Donnerkeile unterliegender Schiffe oder letzte Todespfeile ihrer Besieger), gelingt es dem Kapitän Atcherley, Anführer der Marinesoldaten des Conqueror, den Oberbefehlshaber des französisch-spanischen Geschwaders nach dem Linienschiffe Mars hinzuschaffen.

Nelson vernimmt auf seinem Schmerzenslager den Jubelruf, womit die Mannschaft des Victory die Eroberung des Bucentaure begrüßt. Er verlangt dringend, man solle Kapitän Hardy herbeirufen. „Nun, Hardy", sagt er mit fragendem Blick, „wie steht der Kampf? Gewinnen wir die Schlacht?" „Ohne allen Zweifel, Mylord!" ist Kapitän Hardy's Antwort; „12 bis 14 feindliche Linienschiffe sind bereits in unserer Gewalt, aber 5 Linienschiffe der Avantgarde haben beigedreht und scheinen über den Victory herfallen zu wollen. Ich habe 2 bis 3 von unseren noch unversehrten Linienschiffen zu uns berufen und wir bereiten ihnen einen herben Empfang". „Ich hoffe, Hardy", fügt der Admiral hinzu, „daß von unseren Schiffen keins seine Flagge gestrichen hat?" Kapitän Hardy beeilt sich, ihm hierüber Gewißheit zu geben. „Da können Sie ganz ruhig seyn, Mylord", sagt er; „in dieser Beziehung ist nichts zu befürchten". Nun zieht Nelson den Kapitän des Victory an seine Brust. „Hardy", flüstert er ihm in's Ohr, „ich sterbe. Ich fühle mein Ende herannahen .... Noch einige Minuten, dann ist es vorbei .... Kommen Sie näher heran .... Hören Sie, Hardy, wenn ich todt bin, so schneiden Sie mir eine Locke ab und geben Sie die meiner lieben Lady Hamilton .... und werfen Sie meine arme Leiche nicht in die See!" Tief gerührt, drückt Hardy dem Admiral die Hand und beeilt sich, wieder auf das Verdeck zurückzukehren.

Dumanoir war, wie wir gesehen, ohne den Kampf zu wagen, zurückgegangen, und der Sieg der englischen Flotte war vollständig.

Von den 33 französischen und spanischen Linienschiffen, die noch am Morgen der englischen Flotte so stolz die Schlacht angeboten, waren jetzt 11 auf der Rückfahrt nach Cadix;

4 folgten dem Kontreadmiral Dumanoir in's freie Meer; 18 hatten, von Kugeln durchlöchert und mit Ruhm bedeckt, unterliegen müssen. Linienschiffe, die auf solche Weise vertheidigt worden, bildeten allerdings eine bedeutende Eroberung; diese Eroberung konnte aber jeden Augenblick den Siegern unter den Füßen versinken. Den Achille hatte die Tiefe bereits verschlungen; der Redoutable hielt sich nur kaum noch flott; 8 Linienschiffe besaßen keinen unabgeschossenen Mast mehr; 8 andere waren theilweise entwaffnet. Von dem englischen Geschwader hatten Royal Sovereign, Temeraire, Belleisle, Tonnant, Colossus, Bellerophon, Mars und Afrika eben so sehr gelitten und waren kaum noch lenkbar; 6 andere Linienschiffe hatten zum Theil ihre Raaen, zum Theil ihre Maststengen verloren; den meisten waren alle Segel zerschossen. Das Kap Trafalgar, wonach diese große Schlacht genannt werden sollte, lag 8 bis 9 Seemeilen von der Flotte unter dem Winde; die Fährlichkeiten der andalusischen Küste waren nur noch 4 bis 5 Seemeilen entfernt und die hohlgehende See trieb die unlenkbar gewordenen Schiffe mehr noch als der Wind dem Lande zu. Der Royal Sovereign, den Collingwood verlassen hatte, um seine Flagge auf der Fregatte Euryalus aufzupflanzen, fand bereits mit 13 Klaftern Grund. Es wurde jetzt nöthig (und das war ein neuer Sieg, den Collingwood davontragen sollte), daß 14 Linienschiffe und 4 Fregatten, die noch zu manövriren vermochten, 17 bis 18 Linienschiffen aus dieser gefährlichen Lage halfen, woraus sie sich ohne deren Beistand nicht zu ziehen vermochten.

Als jede Besorgniß verschwunden war, beeilte sich Kapitän Hardy den Admiral dies zu versichern. Er dringt zum zweiten Mal durch den blutigen Haufen der Verwundeten und der Todten bis an Nelsons Lager. In dieser heißen und dunstigen Atmosphäre liegt der Siegesheld im Todeskampf. Seine Stirn ist mit kaltem Schweiß bedeckt; die unteren Gliedmaßen sind bereits erstarrt; der letzte Odemzug schwebt ihm auf den Lippen; er scheint ihn nur

festzuhalten, um noch die Wonne eines neuen Triumphs mit in's Grab zu nehmen. Hardy's Nachricht von dem glorreichen Ausgange dieser großen Schlacht stillt eine furchtbare Pein und bereitet seiner energischen Seele ein sanftes Scheiden. Nelson ertheilt ihm noch einige Befehle, stammelt mit schwacher Stimme ein paar abgerissene Worte, richtet sich dann durch eine plötzliche Anstrengung auf und spricht: „Gott sey gebenedeit! Ich habe meine Pflicht gethan!" Dann sinkt er auf sein Lager zurück und eine Viertelstunde nachher gibt er ohne Unruhe, ohne Erschütterung, ohne Krampf den Geist auf.

Der Bauernkrieg.

Der Bauernkrieg ist ein in seiner Hauptentwickelung zwar nur kurze Zeit dauerndes, aber für die Gewaltigen der Erde höchst lehrreiches Zwischenspiel im großen Drama der deutschen Reformation. Tief und fest, dies lehrt es, ist im Inneren des Menschen die Sehnsucht nach einem freien, freundlichen Daseyn in Gottes schöner Schöpfung begründet, und Jahrhunderte hindurch währender harter Druck kann die Erinnerung an die angestammten Menschenrechte im Menschengeiste nicht gänzlich verwischen. Aber furchtbar rächt sich an den Menschen die mißhandelte Menschenwürde. Erhebt sich das niedergetretene Volk zur Erkämpfung derselben, so durchbricht der tobende Aufruhr bald alle Schranken; ein reißender Strom wälzt er sich unaufhaltsam dahin, alles Bestehende, Gesetz und Recht, wie Unrecht und angemaßte Ge-

walt verschlingend und die theuer errungenen Früchte der Kultur und Gesittung vernichtend.

Schon in den der Reformation vorhergehenden Decennien sehen wir den gedrückten Stand der Bauern sich erheben an vielen Orten, um das drückende Joch feudalistischer Beknechtung abzuwerfen. Aber 7 Jahre, nachdem Luther den ersten Angriff auf den stolzen Bau der römischen Hierarchie gewagt hat, ergreift die Flamme der Empörung fast alle deutschen Gaue. Eine geheime, auf den Umsturz alles Bestehenden ausgehende Verbindung zieht sich durch das ganze Reich hin, und überall tritt die Bauernschaft zu Aufruhr und Gewaltthat zusammen. Aber es fehlt der einige Sinn, das planvolle Handeln, die höhere Verständigung, das Walten eines mächtigen Geistes, welcher die rohen, ungeordneten Massen zu leiten und zu lenken vermag. Daher ist es ein wenig ruhmvoller und wunderbarer Sieg, den der Adel über das Volk davon trug. Eine neue kirchliche und politische Gestaltung des Reiches, welche alle Besseren wünschten und anstrebten, konnte aus einer solchen, zwar massenhaften, aber der einheitsvollen Klarheit ermangelnden Erhebung nicht hervorgehen.

Dessen ungeachtet war die Gefahr für die bestehende Ordnung der Dinge groß und furchtbar, wie uns ein Blick auf Deutschlands damalige politische Lage lehrt. Die Geschichte bestätigt es auf allen ihren Blättern, daß in Zeiten, in welchen die konstituirenden und über die öffentliche Ordnung wachenden Mächte an sich selbst irre werden, in ein ungewisses Schwanken gerathen und sich unter einander wohl selbst anfeinden, für alles Bestehende die größte Gefahr eintritt. Es thun sich dann Meinungen und Bestrebungen hervor, die sich nicht nur in Einzelnheiten dem eben geltenden Staatssysteme entgegensetzen, sondern es vielmehr seinem innersten Wesen nach bekämpfen und zu untergraben suchen. Das deutsche Reich war damals in einer solchen kritischen Lage. Die Reichsregierung, unter vielfachen Mühen und Kämpfen endlich zu Stande gebracht,

war gelöst und nichts als ein leerer Name und Schatten zurückgeblieben. Der Kaiser, meistens von Bestrebungen in Anspruch genommen, welche die Erhaltung und Vergrößerung seiner Hausmacht zum Ziele hatten, griff nur in negativer Weise in den Gang der Dinge ein, in sofern er nämlich die von den Reichsständen gefaßten Beschlüsse nicht zur Ausführung kommen ließ. Die geistliche und die weltliche Macht, nachdem sie in Jahrhunderte hindurch währenden Kämpfen ihr bestes Lebensblut verspritzt hatten, befanden sich jetzt zwar in scheinbarer Ruhe; aber es war dies nur die Ruhe der Erschöpfung, nicht eine durch gegenseitige Anerkennung gesicherte. Die wechselseitigen Rechte und Pflichten des Reichsoberhaupts und der Reichsstände waren zweifelhaft und schwankend geworden; eine feste Grenzlinie zwischen beiden zu ziehen, hatte man vergeblich sich abgemüht. Alle Verhandlungen bestanden nur in einem beständigen Fordern und Verweigern; auf der einen Seite erblikken wir unbefriedigte Forderungen, auf der anderen unvollständige, ungenügende Leistungen, aber nirgends Gemeingeist, nirgends unverdrossene Thätigkeit, Anstrengung und Aufopferung für das Wohl des Ganzen; daher auch überall keinen Erfolg, keine Genugthuung auf beiden Seiten. Der Rath der Fürsten, in den früheren Jahrhunderten, wenn es das Interesse des Reichs betraf, hinsichtlich der Grundlagen desselben einig, ist jetzt von Interessen des Eigennutzes zerspalten und zerrüttet. Das Reichskammergericht, weit entfernt, der allgemeinen Unzufriedenheit abzuhelfen, erweckt vielmehr Widerspruch auf allen Seiten; denn die Fürsten sahen ihre Willkür durch dasselbe beschränkt, die unteren Stände ihre Rechte aber nicht gewahrt. Ein allgemeines Streben nach Selbstständigkeit auf eigene Hand, eine allgemeine Gährung von den obersten bis zu den untersten Stufen der Gesellschaft ist es, was uns bei der Betrachtung der Zustände des deutschen Reichs am Ende des 15. und am Anfang des 16. Jahrhunderts vor Augen tritt. Die Fürsten streben nach Erweiterung ihrer Landeshoheit,

und haben darin Kaiser und Stände zu Gegnern; die Ritterschaft, von der wachsenden Macht der Fürsten eingeengt, sträubt sich dagegen und tritt in Verbindungen auf, welche die öffentliche Ruhe und Sicherheit gefährden. Die gewaltthätige Strauchreiterei nimmt öfter einen großartigeren Charakter an, und konstituirt sich zu einer Art von tumultuarischer Macht im Reiche, was z. B. Berlichingens Thaten beweisen. Die Städte sind unter solchen Umgebungen von allen Seiten bedrängt, von der Reichsgewalt, die ihnen immer schwerere Lasten auflegt, gedrückt, von den Fürsten systematisch ausgesogen, von dem Adel stets beunruhigt, befehdet und im Handel und Verkehr, der Grundlage ihres Wohlstandes, gestört. Noch wehren sie sich zwar auf's Tapferste; auch sie treten in Associationen und Verbindungen zusammen und wissen auf den Reichstagen eine starke Stellung zu behaupten: aber schon fängt es auch in ihrem Inneren gewaltig an zu gähren; der alte Widerstreit zwischen Räthen und Gemeinden bricht besonders wegen der steigenden Geldforderungen, zu denen jene sich entschließen müssen, oft in blutiger Gewaltthat hervor.

Dürfen wir uns nun darüber wundern, wenn wir in diesen Zeiten allgemeiner Auflösung und Bewegung auch den gedrücktesten Stand, den Stand der Bauern, sich erheben sehen, um Menschen- und Bürgerrechte zu erringen?

Ursachen des Bauernkrieges.

Die letzten Gründe dieses verheerenden und gewaltigen Krieges sind in der ganzen Vergangenheit des Mittelalters, in der feudalistischen Gestaltung des Gemeinwesens unter den germanischen Völkern zu suchen. Der trostlose Zustand aber, in welchem der Bauernstand im Mittelalter seufzte, wurde mit dem Ende desselben und mit Beginn der neueren Zeit von Jahr zu Jahr schlimmer.

Der vornehmste Grund dieser traurigen Erscheinung lag neben der rohen Herrschsucht des Adels und der Fürsten in dem Luxus, der in den letzten Zeiten ungemessen schnell

und hoch gestiegen war und vorher unbekannte Bedürfnisse hervorgerufen hatte. Rege Handels- und Gewerbsthätigkeit hatte die Städte zu blühender Wohlhabenheit emporgehoben; aus dieser Quelle schöpften die Städtebürger fortwährend die Mittel und Kräfte, die es ihnen möglich machten, bei festlichen Gelegenheiten mit einer Pracht und einem Glanze aufzutreten, welche die Eifersucht und Mißgunst des ahnenstolzen, aber jener reichlich fließenden Erwerbsquellen entbehrenden Adels erregen mußten. Nun traten zu Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts noch die reichen Spanier und Niederländer in niegesehener Pracht in Deutschland auf. Damit war ein neuer, mächtiger Anstoß zu erhöhetem Aufwand an den Höfen der Fürsten, in den Schlössern der Großen und in den Burgen des Landadels gegeben. Aber woher sollten die Mittel zur Bestreitung desselben der übermüthigen Ritterschaft kommen, welche den verachteten Städtern und den stolzen Ausländern im luxuriösen Leben nicht nachstehen zu dürfen meinte? Das Vermögen des Adels bestand größtentheils in liegenden Gütern, welche er verliehen hatte, und wofür er Zinsen und Gülte bezog. Doch dieser Ertrag des Grundbesitzes stand gegen die stets wachsenden Preise der Luxusartikel in großem Mißverhältniß. Ueberdies hatten die maßlosen Schenkungen, welche die weltlichen Herren den Klöstern und Stiftern zuzuwenden pflegten, den Güterbesitz des Adels bedeutend geschmälert. Hierzu kam nun noch die Zerstückelung desselben durch die Erbtheilungen und schlechte Wirthschaftsführung. Der deutsche Adel kam dadurch herab, daß er den Boden, auf dem er saß, und seine Bearbeitung verachtete. Der alte Spruch: „Ein Edelmann mag Vormittag zu Acker gehen und Nachmittag im Turnier reiten“ war längst außer Geltung gekommen, und Feldarbeit galt für Knechtsarbeit. Durch solches Vorurtheil gegen den Landbau und die damit zusammenhängenden Beschäftigungen beraubte sich der Adel selbst des festen Grundes, auf den ihn die Natur gestellt hatte, und auf welchem er bei fleißiger und umsichtiger Bewirthschaf-

tung von Geschlecht zu Geschlecht hätte gedeihen können. Bei vernachlässigter Bewirthschaftung warfen selbst große Güter nur einen geringen Ertrag ab, welcher zur Bestreitung der durch Ausrüstung der Söhne und Ausstattung der Töchter, durch Feldzüge, Turniere und Reichstage veranlaßten Kosten nicht mehr ausreichen wollte. Noch manche andere Quelle des Erwerbs für den Adel versiegte jetzt nach und nach bei stets steigenden Ausgaben. Das Schießpulver zwang ihn seine Burgen und Schlösser in besseren Vertheidigungsstand zu setzen. Das Fußvolk behauptete bald vor der Reiterei einen entschiedenen Vorzug; aus dem niederen Volke geworben, diente der Landsknecht (Lanzknecht) überdies um weit geringeren Sold, als der Ritter, und verdrängte dadurch diesen aus dem Kriegsdienst und Sold, welcher eine bedeutende Erwerbsquelle für denselben gewesen war. Der Landfrieden, die Reichsgesetze verstopften dem Adel allmählig eine andere, sehr ergiebige Quelle, nämlich den kleinen Krieg, das Fehdewesen, das ritterliche Gewerbe, die Wegelagerungen, das faustrechtliche Beutemachen. Nur zweierlei Wege blieben ihm noch offen, um die hierdurch bewirkten Ausfälle in seinen Einnahmen auf erlaubte Weise zu decken, die Betreibung der Landwirthschaft und der Staatsdienst. Aber nur Wenige vom Adel waren geneigt, diese Wege einzuschlagen. In solchen Verhältnissen lag für die Aristokratie eine unaufhörliche Aufforderung, die Untergebenen und Dienstpflichtigen zu drücken und zu pressen, denn nur auf diese Weise konnte sie sich die Mittel verschaffen, welche zu einer adeligen Lebensführung erforderlich waren. Fast allgemein galten Verschwendung und Schwelgerei als Ehrensache des Adels. So wurde „des Schindens und Schabens" kein Ende. Eine Belastung nach der anderen kam auf das arme Volk. Um so leichter mochte dies geschehen, da der Adel noch nicht durch die höhere Gewalt der Fürsten in Schranken gehalten wurde. Der Hörige und Leibeigene war an sich schon die Beute der Willkür; aber auch den freien Landmann drückte der Gutsherr

allmählig in dasselbe traurige Verhältniß hinab. Je mehr es dem Adel glückte, seine Gerichtsbarkeit zu erweitern, und die alten genossenschaftlichen Gerichte zu verdrängen, desto mehr konnte er die Streitigkeiten der Grundholden willkürlich und seinem Interesse gemäß entscheiden. Die Willkür, der Gewaltsmißbrauch überschritt endlich alle Schranken. Zwang- und Verjährungsrechte wurden in furchtbarer Weise in Anwendung gebracht, und welche neuen Abgaben und Leistungen man zu erfinden wußte, zeigt der Wildbann, dem zufolge der Bauer seine Felder vor den Verwüstungen des Wildes nicht selbst schützen durfte, die Jagdfrohn, die ihm auflegte, die Garne und das Jagdgeräthe zu tragen und das Wild zusammen zu treiben, die Wildsteuer, die er dafür zahlen mußte, daß der Schutzherr das Wild wirklich wegfange und dadurch den Schaden von seinen Feldern abwehre u. a. Dazu kamen stete Plackereien, die der arme Mann immer mit Geld abkaufen mußte, und endlich der Straßenraub, der nach adeligen Grundsätzen nicht für entehrend galt.

Aber unheilvoller noch in vieler Hinsicht war für den gemeinen Mann das Aufkommen des römischen Rechts in Deutschland. Seit dem Ende des 15. Jahrhunderts wurde es gewöhnlich, daß Doktoren nach römischem Rechte an den fürstlichen Hoflagern und Gerichtshöfen entschieden. Die Köpfe voll von römischer Gesetzgebung und römischen Rechtsverhältnissen, unwissend im alten deutschen Rechte und uralten Rechtsgebräuchen, verwirrten und verwechselten diese Leute Einheimisches und Fremdes auf eine nur Unheil bringende Weise, und verwandelten durch ihre jammervollen Rechtssprüche den freien Zustand Einzelner und ganzer Gemeinden in einen unfreien. Und diese juristischen gewissenlosen Neulinge waren die eifrigsten Handlanger bei den Anmaßungen und Uebergriffen der Herren. Das eigentliche Wesen der alten, herkömmlichen deutschen Rechtszustände wurde von ihnen entweder nicht begriffen oder absichtlich ignorirt und verdreht, und wo sie nur eine entfernte Aehnlichkeit zwischen deutschen und römischen Verhältnissen heraus-

fanden, wurde der Paragraph des römischen Rechts beigezogen. Fand sich z. B. bei Zinsbauern irgend ein Merkmal, das an die eigentliche Leibeigenschaft streifte, so wurden sie ohne Weiteres unter die Leibeigenen klassificirt und das römische Rechtskapitel von der Knechtschaft auf sie angewandt. Die altrömischen Gesetze, die für ganz verschiedene Verhältnisse und Zustände gegeben waren, wurden von jenen Rechtskünstlern zur Verkehrung des Rechts, zur Unterdrückung der Freiheit mißbraucht. Sie trugen die Schuld, daß die übermüthigen Herren bald überall nur von Leibeigenschaft und Eigenhörigkeit hören wollten, daß diese die ausschließlich stimmberechtigten Gebieter sowohl auf den Landtagen, als auf den Güterkomplexen wurden, und daß die alten Hof- und genossenschaftlichen Rechte ganz außer Geltung kamen.

Unter solchen für die gemeine Freiheit so mißlichen Verhältnissen konnten natürlich die Herren die Dienstleistungen und Abgaben an Zahl, wie an Größe und Schwere stets mehren und steigern, und sie forderten dieselben auf eine Art, welche die Bauern noch mehr erbittern mußte, als der Dienst und die Abgabe an sich. Es galt so wenig für Schimpf und Schande, seine Unterthanen zu drücken, daß den Grafen Johann Truchseß zu Sonnenberg sein Biograph in einem Athemzuge einen sehr strengen Herrn, der seine Untergebenen mit Frohndiensten erdrücke, und einen frommen Mann nennt, und andere Edelleute ihren Despotismus offen zur Schau trugen und sich dessen rühmten, und einer sogar sich auf Urkunden mit besonderem Wohlgefallen „Bauernfeind" zu unterzeichnen pflegte. Menschlichkeit und Milde wurde selten unter dem Adel gefunden; die Masse des Adels war in Rohheit und Barbarei versunken, nur dem Waffenhandwerk, der Jagd, dem Spiel und den Trinkgelagen ergeben.

Aber wo sollte der Bauer Hülfe suchen gegen die Willkür solcher Gebieter? In den Gerichtshöfen saßen Edle und Doktoren. Hier ging es überall nach dem

alten Sprüchwort her: „Keine Krähe hackt der anderen die Augen aus". Die Juristen wandten ihr römisches Recht, die adeligen Herren wenigstens den Grundsatz gegen die Bauern an, daß man in zweifelhaften Fällen immer für den Grund= oder Gerichtsherrn und gegen den Bauer entscheiden müsse. Es war zwar am Ende des 15. Jahrhunderts mit großem Pomp Einiges für gesetzliche Ordnung und regelmäßige Rechtspflege gethan worden; aber weder das Reichskammergericht, noch das Reichsregiment war für den gemeinen Mann wohlthätig. Ihn hatte man ja bei der neuen Gerichtsverfassung gar nicht im Auge gehabt, sondern nur die Herren und Städtebürger. Für die Rechtssicherheit des Bauern, für rechtliche Abhülfe bei Bedrückungn, welche ihm von seinem Herrn zugefügt wurden, war gar nicht gesorgt worden. Erst im Jahre 1498 auf dem Reichstage zu Freiburg kam man darauf, gesetzlich zu bestimmen, wie und wo ein Bauer einen Fürsten und Fürstenmäßigen rechtlich belangen könne. Aber man ließ die Sache wieder fallen und erst nach 2 Jahren, auf dem Reichstage zu Augsburg wurde festgesetzt, daß auch die Bauern das Recht gegen Fürsten und Fürstenmäßige üben dürften, wie es die Stände des Reichs übten. Aber auch hier handelte es sich nicht von rechtlicher Belangung der eigenen Herrschaft, sondern nur von der Klage gegen solche Herren, welchen der klagende Bauer nicht unterhan wäre. Daß der arme Mann auch gegen seine eigene Herrschaft rechtlich zu klagen befugt sey, darüber schwiegen die Herren; wenigstens wurde nirgends bestimmt, wie und vor welchem Gerichtshof der Bauer gegen Willkür und Druck seiner Herrschaft Recht suchen und finden könnte.

Wehe dem armen Manne, wenn er auch nur mit einem Herrn, dem er nicht unterthan war, in einen Rechtsstreit kam! Meistens wußte er nicht, bei welcher Stelle er seine Klage anzubringen habe, da die Gerichtsbarkeiten sich bunt durchkreuzten; so wurde er herumgeschleppt, in Unkosten gestürzt, oder von dem Herrn, mit dem er den Rechtsstreit hatte, auf dem Wege zum Gericht niedergeworfen. Die ein=

fachste Sache zog so viele Kosten nach sich, abgesehen vom Zeitverlust und von Bekümmerniß, daß in der Regel der gemeine Mann den Rechtsweg gar nicht betreten konnte. In den Händen hoher und niederer Richter war das Recht verkäuflich; die Parteien überboten sich einander, und die gewann gewöhnlich, welche am längsten und reichlichsten zu zahlen vermochte. Und doch mußte der gemeine Mann eine so jämmerliche Rechtspflege zumeist aus seinen Mitteln erhalten.

Auch die Umwandlung, welche das Kriegswesen erlitten hatte, wurde für den gemeinen Mann drückend. Der Krieg war jetzt kostspieliger, und die Reichsstände legten die Kosten des reisigen Zeugs, der Landsknechte und des Kriegsgeräths einzig auf die Unterthanen um, ja, sie forderten oft mehr, als ihnen angesetzt war, von diesen, da sie ermächtigt waren, „sich selbst davon, so noth seyn wird, zu besolden" (Reichsabschied zu Trier und Köln a. 1512 aufgericht Tit. I. §. 14. 15.). Das schwere Geschütz veranlaßte Frohnfuhren und anstrengende Dienstleistungen für den gemeinen Mann. Ungemein schwer plagten diesen auch die Landsknechte, deren Uebermuth er im Krieg, wie im Frieden bloßgestellt war.

So ist es unverkennbar, daß gerade zu Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts der Druck, unter welchem die Bauernschaft seufzte, maßlos gewachsen war. Alles lastete auf ihm. Fürsten, Herren und Klerus praßten von seinem Schweiße. Früher, da die Reichsstände und die einzelnen Bezirke noch nicht in so enger Verbindung standen, konnte der Arme sich dem übermäßigen Drucke wenigstens noch dadurch entziehen, daß er wegzog und sich unter eine andere Herrschaft begab; jetzt war auch dies nicht mehr möglich. Das Pfahlbürgerrecht, das früher den Gedrückten unter den Mauern der Städte Rettung aus unleidlichem Zustande finden ließ, war längst aufgehoben worden. Die Arme aller Bevorzugten und Privilegirten waren stets bereit, wenn es galt, den armen Mann unter dem Joch niederzuhalten, welches sie ihm im stillen Uebereinkommen auf-

gezwungen hatten. Immer fester und fester zogen sie die Bande an, und immer furchtbarer schwangen sie die Geißel über den Häuptern der Wehrlosen.

Der Jammer und die Trostlosigkeit ihrer Lage mußte endlich durch den gänzlichen Verfall der Kirche und die Verweltlichung des Klerus eine unerträgliche Höhe erreichen. Die Kirche war zu unermeßlichen Reichthümern gelangt; ein großer Theil alles Grundeigenthums war in ihrem Besitze. Mit neidischem Blicke betrachtete das arme Volk den Reichthum, den ihre Priester zur Schau trugen und verpraßten. Es bekümmerte sich nicht um die Rechtstitel und Urkunden, welche die Kirche für die Rechtmäßigkeit ihrer Besitzthümer etwa anführen konnte; es haßte sie aber wegen der Immunität, welche sie für die letzteren ansprach. Denn dadurch wurden die Abgaben, welche auf dem geringen Reste der Güter des gemeinen Mannes lasteten, stets vergrößert. Die Geistlichen trieben ohne Scheu Wucherhandel, legten Schenken und Würfelbuden an, aber sie suchten sich auf jede Weise den bürgerlichen Lasten zu entziehen. Die Flugschriften, welche die Reformation hervorrief, sprachen es aus, wie schmerzlich das Volk den sittlichen Verfall des Klerus empfand, und wie klar es ihn durchschaute. Wir halten uns hier an Das, was jene Schriften uns an die Hand geben, und hiernach waren es besonders dreierlei Flecken, welche das Pfaffenthum in den Augen des Volkes verächtlich machen mußten.

Der erste Flecken ist die unersättliche Habsucht des Klerus. Pfründenjägerei war das Ziel aller seiner Bestrebungen. Wo nur eine einträgliche Pfarre, eine Stiftspfründe oder eine geistliche Verwaltung erledigt war, balgten sich die unwürdigen Bewerber um sie, und Manchem gelang es, eine bedeutende Anzahl von Pfründen zu erhaschen, die er durch schlecht besoldete, armselige Vikare verwalten ließ. Ganz untüchtige Leute, ja Knaben erhielten oft Beneficien, Würden und Aemter in fremden Ländern und bei Kirchen, die sie niemals zu Gesicht bekamen. Dieser Hunger nach Einkünften ging durch alle Stufen des Klerus hindurch, und wie schmutzig

waren die Mittel, die zum Zwecke führen sollten! „Dieses Aufspüren von Gerechtsamen und Zinsen, welche ein Vorfahr übersehen haben sollte; diese heuchlerische Erbschleicherei; diese hungerleiderische Bettelei nach Geschenken, wie sie der Landmann geben kann, und die man bei der ersten Gelegenheit vermöge der Verjährung in eine fixe Gabe verwandelte; dieses perfide Benutzen des Aberglaubens aller alten Weiber beiderlei Geschlechts; dieses würdelose Aussaugen der Gemeinden bei allen freudigen und traurigen Begebenheiten, die den Menschen weich und freigebig machen; dieses Abpressen von außerordentlichen Gaben für Ornamente, Kirchengeräthe, Stiftungen konnte von nichts übertroffen werden, als vielleicht von den Klostergeistlichen: von den schmierigen Bettelmönchen, welche die Straßen füllten, in alle Familien sich drängten und mit einem Segen bezahlten, von dem wenigstens der Himmel nichts wußte, bis zu dem Kloster mit fürstlichen Einkünften". (Vergl. Bensen, Geschichte des Bauernkrieges in Ostfranken, S. 38).

Der zweite Flecken war die unergründliche Liederlichkeit des Pfaffenlebens. Eine nähere Erörterung dieses Punktes könnte uns leicht dem Vorwurf der Uebertreibung aussetzen. Wir erinnern bloß an den Milchzins, welchen der Nachfolger Petri von den Freudenmädchen seiner Stadt einforderte (die Steuerrollen unter Julius III. wiesen über 40,000 zu Rom nach), an die Konkubinentare, die der Bischof von seinen Diöcesanen erhob, während ihnen das Sakrament der Ehe versagt war, an die 1400 Freudenmädchen auf dem Koncil von Konstanz u. s. w. „Doch würde das Volk sich wenig um die Konkubinen der Pfaffen bekümmert haben, hätten sie sich mit ihnen begnügt. Die Jahrbücher einer jeden fränkischen Stadt enthalten aber Beispiele von Entführungen und Korruptionen durch die Pfaffen (s. z. B. Oechsle, Beiträge zur Geschichte des Bauernkrieges, p. 71.). Die Bürger von Würzburg weigerten sich einmal ganz ernsthaft, in das Feld zu ziehen, weil sonst keine Frau daheim vor den Pfaffen mehr sicher sey. „„Hast du deine

Frau verloren, so suche sie im Schottenkloster"", war das gemeine Sprüchwort. Nichts war aber mehr geeignet, die Gemüther der Ehemänner und Väter zu erbittern, als eben diese heimlichen Mittel eines fetten Pfaffen, um zu seinem Zwecke zu gelangen. Diese waren so vielfach, waren mit dem Aberglauben der Zeit und mit der ganzen Verwaltung der Seelsorger, besonders des Beichtstuhls, so genau verflochten, daß sie eben so schwer zu durchschauen, als zu vermeiden waren". (Vergl. Benfen, a. a. O., p. 38. f.)

Der dritte Flecken war die maßlose Herrschsucht der Pfaffen. Einst trug die Hierarchie in dieser Hinsicht einen erhabenen Charakter zur Schau. Sie schien damals für die Menschenrechte der Unterdrückten gegen ihre Herren, für die Völker gegen die Uebergewalt der Fürsten zu kämpfen. Aber dieser Nimbus war jetzt entwichen. Die Koncilien zu Konstanz und Basel hatten in ihren Verhandlungen die Käuflichkeit und die Herrschsucht der römischen Kurie in ihrer ganzen nackten Blöße aufgedeckt. Man fing nun an, Alles zu prüfen. „Weder dem kleinen Dorfpfarrer, der sich in die unbedeutenden häuslichen Angelegenheiten seiner Kirchengenossen mischte und in ihnen zu dominiren suchte, nach dem Official, der nach Sünden herumspürte und nach ketzerischen Meinungen spionirte, wurde ihre Herrschaft ungestört gelassen". (Benfen, p. 39). Eigentlich hatte die Geistlichkeit bloß über solche Vergehungen zu richten, welche die weltlichen Gesetze frei ließen. Schon dies griff in die Rechtsverhältnisse der Privaten vielfach ein. Aber sie dehnten ihre Gerichtsbarkeit stets weiter aus, auch über rein weltliche Vergehungen. Noch mehr aber mußte die Art erbittern, wie das geistliche Polizeigericht gehandhabt wurde. Bei allen Civilgerichten galt der Grundsatz: „Wo kein Kläger ist, da ist auch kein Richter;" der Official berief aber die sogenannten Sendzeugen zusammen und forschte nach, welche Sünden in ihren Bezirken begangen seyen, und auf diese heimliche Denunciation hin begann die Untersuchung. Oft wurde den Angeklagten die Wahl überlassen, entweder mittelst einer

bestimmten Geldsumme sich mit dem Official abzufinden, oder sich vernehmen zu lassen. Ja, wer sich dazu verstand, einen jährlichen Sündenzins zu entrichten, konnte Jahre hindurch ungescheut öffentliches Aergerniß geben.

Diesem Kleeblatt löblicher Eigenschaften des Pfaffenthums könnte man noch die grobe Unwissenheit beifügen. Selbst die Besseren trieben nur solche theologische Studien, die von der heiligen Schrift ganz und gar nichts wußten, etwas Kirchenrecht, das in seinen Grundprincipien verfälscht war, etwas von einer Philosophie, die auf „ein geistloses Geschwätz über luftige Traumgestalten von Begriffen aus einer selbstgeschaffenen Welt und über hohle Wortschalen" sich verbreitete, etwas von Geschichte, die aus einem Gemengsel unglaublicher Heiligenlegenden bestand und dergleichen. Die Klöster waren die Wohnsitze der „dickköpfigsten Dummheit, die sich in lügenhafter Heuchelei, in mechanischer Andacht erging, und höchstens zu einem albernen Mysticismus sich erhob". Die Dorfpfarrer aber verstanden selten die Worte ihrer Meßgebete und vermochten nichts zu geben, was nur irgend einer religiösen Belehrung durch Predigt und Tugendunterricht ähnelte.

Es war nöthig, in einigen Hauptzügen die Verderben der Kirche vorzuführen, da sich der Sturm des Bauernaufruhrs ganz besonders auch gegen den entarteten Klerus richtete und hier und da auf eine völlige Vernichtung derselben hinzielte.

Schon mit dem 15. Jahrhundert aber begann es in den Geistern zu tagen. „Als die große Leiche der christlichen Kirche sich zu zersetzen schien, rangen sich unbekannte Kräfte in ihr los, um den großen Lebensbau in den Gemüthern der Menschen neu zu begründen". Die Oppositionspartei in der Kirche gewann immer mehr an Stärke und strebte entschieden auf eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern hin. Offen rügte man die heillose Geldwirthschaft des römischen Hofes; ohne Scheu sprach man es aus, der kürzeste Weg, die Sitten der Geistlichen zu verbessern, sey, ih-

nen ihre überflüssigen Einkünfte zu nehmen; die verschiedenen Mönchsorden seyen Erfindungen des Teufels u. s. w. Die Gedankenfreiheit war mächtig erwacht, die Presse beflügelte ihre Schritte, in Natur und Geschichte eröffnete sich dem Menschengeiste ein schrankenloser Spielraum, die männliche Gesinnungsweise des alten Griechenlands und Roms, durch die alten Klassiker enthüllt, brach sich mächtig Bahn, Ideen von einer Wiedergeburt der germanischen Nationen thaten sich überall hervor und erfüllten die talentvollsten Köpfe; kurz, die geistige Umwälzung begann, welche eine neue Aera des Menschengeschlechts herbeiführte.

Ist es nun zu verwundern, daß das neu erwachte Leben auch in den untersten Regionen der Gesellschaft mächtig pulsirte? Ist es wunderbar, daß hier, wo Jahrhunderte hindurch ausgeübter Druck keine Kultur des Geistes, keine Klarheit des Gedankens, keine edle Entfaltung des Gefühls hatte aufkommen lassen, wo der entwürdigte Mensch der blinden Naturnothwendigkeit blindlings zu folgen gewohnt war, wo die Keime eines edlen menschlichen Daseyns, gewaltsam zurückgedrängt, unter dem Schutt der Rohheit und Barbarei tief vergraben lagen, ist es wunderbar, daß hier der Fortschritt zur geistigen und socialen Veredlung und Bildung unter fieberhaften Ausbrüchen, unter wilden, allem Bestehenden den Untergang drohenden Stürmen erfolgte?

Vorspiele des großen Bauernkrieges.

Die Vorspiele zum großen Bauernaufstand beginnen schon nach der Mitte des 15. Jahrhunderts. Deutschland gleicht von jener Zeit an einem Boden, welcher ganz von unterirdischem Feuer durchzogen, bald da, bald dort, nacheinander oder gleichzeitig, bedrohliche Flammen hervorbrechen läßt, als die unzweideutigsten Vorboten eines größeren vulkanischen Ausbruchs.

Der erste revolutionäre Versuch brach in Franken hervor. Der Hauptgrund desselben war Erbitterung über die immer höher gesteigerten Abgaben und Haß gegen die Geistlichkeit, deren grenzenlose Verdorbenheit sie besonders hier zum Gegenstande allgemeiner Entrüstung gemacht hatte. Der Bischof von Würzburg, Johann Bruno, lebte in der Weise eines morgenländischen Despoten in schwelgerischer Pracht und Herrlichkeit; während das gedrückte und ausgesogene Volk darbte und seufzte, vergeudete er die Einkünfte des Landes auf das Leichtsinnigste an Schmeichler, Kebsweiber und Nepoten. Sein Nachfolger Johann von Grumbach erschöpfte das mißhandelte Volk noch mehr durch seine unglücklichen Fehden mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, und der auf ihn folgende Siegmund aus dem Herzogshause Sachsen war von seinen Angehörigen darum zum geistlichen Stande bestimmt worden, „weil er in der Vernunft etwas irrig und ungeschickt war". Unter solchen Regenten gerieth das würzburger Land in Noth und Elend. Die Unzufriedenheit wurde aber durch den dunkeln Drang nach einem würdigeren religiösen Zustande, der sich im Volke zu regen begann, noch vermehrt. Die politisch-revolutionären Tendenzen versteckten sich daher unter religiöser Schwärmerei, welche jedoch durchaus nichts Protestantisches an sich hatte, sondern ihrer ganzen Färbung nach rein katholisch war. Im Jahre 1476, als Rudolph von Scherenburg auf dem bischöflichen Stuhle saß, trat zu Niklashausen im Frankenland ein Hirte auf, Hans Böheim, insgemein der Pauker oder Pfeiferhänslein genannt, weil er auf den Kirchweihen und Hochzeiten mit Pauke und Pfeife umherzog und aufspielte. Der Geist des Bußpredigers war plötzlich über ihn gekommen; er verbrannte auf vorgeblichen Befehl der heiligen Jungfrau seine Pauke, fing an, dem gemeinen Volke zu predigen und ein neues Gottesreich zu verkündigen. Jeder solle eitlen Schmuck und Putz und sündhaftes Wesen ablegen und gen Niklashausen wallen, wo Vergebung der Sünden zu finden sey. Der neue Prophet, der großen

Zulauf hatte, ging bald zu einem weltlicheren Texte über. Die Mutter Gottes, sagte er, habe ihm befohlen, zu predigen, daß hinfort kein Kaiser, kein Fürst, kein Papst, keine weltliche und geistliche Obrigkeit mehr bestehen, sondern Alle gleich und Brüder seyn und ihr Brod mit ihrer Hände Arbeit sich erwerben sollten. Alle Zinse, Gülten, Steuern, Beden, Zehenten, alle Abgaben und Dienstleistungen sollten abgethan und Wald, Wasser und Weide allenthalben frei seyn. Solche Verheißungen übten eine zauberische Wirkung auf das gedrückte Volk aus. Aus der Nähe und Ferne, aus dem Taubergrunde und dem Odenwald, vom Main und Neckar her, ja selbst aus den Rheingegenden und aus Schwaben und Bayern strömten dem Propheten Tausende von Anhängern zu; Alles, Jung und Alt, warf seine gewohnte Beschäftigung von sich und eilte, vom Geiste der Schwärmerei mächtig ergriffen, gen Niklashausen. Dort wurden den Wallern reichliche Spenden an Speise und Trank geboten. Nachts lag Alles bezecht und trunken, Mann und Weib, durcheinander auf dem Felde. Am Tage predigte der Paukenschläger und das gerührte Volk beweinte dann seine Sünden, noch mehr das trockene Elend. Alles warf dann Kleidung und Schmuck von sich und von allen Seiten wurden reichliche Opfer und Gaben „dem heiligen Jüngling, unserer Frauen Botschaft", wie sie ihn nannten, dargebracht. Er erschien dem Volke wie ein neuer Messias; seine Zottelkappe wurde als ein Heiligthum geachtet; wer ein Fäserchen davon erhascht hatte, wähnte sich im Besitz eines Heiligthums. Seine Predigt war besonders gegen die Pfaffen gerichtet, und öffentlich sangen die Waller: „Wir wöllen's Gott vom Himmel klagen, Kyrie eleison, daß wir Pfaffen nit sollen zu todtschlagen, Kyrie eleison 2c.". Auch der Pfarrer des Orts und besonders zwei Edle, Kunz von Thunfeld und sein Sohn, standen in heimlichem Verkehr mit dem Schwärmer und schoben ihm ihre eigenen Interessen unter. Der Zudrang zu ihm schien kein Ende nehmen zu wollen; kein Verbot, keine Verdächti-

gung vermochte ihn zu hemmen. Der Bischof von Würzburg sah die Gefahr wohl ein, die ihm durch das neue Evangelium bereitet wurde; wirklich war der Prophet schon daran, das Schwert zu erheben und einen großen politischen Schlag auszuführen. Am Sonntag vor St. Kilianstag lud er am Schlusse seiner Predigt die Männer ein, auf nächsten Samstag und zwar mit Wehr und Waffen wieder zu kommen. Der Bischof aber, um dieser bedenklichen Wendung der Dinge zuvorzukommen, sandte heimlich Reisige nach Niklashausen, welche den Propheten des Nachts überfielen und gefesselt nach Würzburg brachten. Als nun am bestimmten Tage Tausende herbeikamen und hörten, daß der Paukenschläger zu Würzburg im Thurme liege, erhoben sie sich in Masse, um nach Würzburg zu ziehen und die Freilassung des heiligen Jünglings zu erwirken. Wirklich langte die tobende Menge vor dem würzburger Schlosse an; vergebens versuchte sie die Besatzung durch einige Kanonenschüsse zu schrecken; das exaltirte Volk wähnte sich im Schutze der heiligen Jungfrau, und erst ein ernstlicher Angriff, welchen die würzburger Reisigen auf dasselbe machten, brachte es zur Besinnung zurück. Viele wurden in den Kerker geworfen, jedoch nach kurzer Zeit wieder freigelassen. Nur Böheim und zwei seiner Genossen büßten mit dem Leben; der heilige Jüngling wurde verbrannt und seine Asche in den Main gestreut. Dessen ungeachtet währte die Wallfahrt gen Niklashausen noch einige Zeit; erst durch strenge Verbote wurde sie unterdrückt.

Der bald darauf in den Niederlanden ausbrechenden Bewegung der sogenannten Käsebröder lag keine religiöse Schwärmerei zu Grunde, sondern es war einzig und allein die materielle Noth, der Hunger, wodurch diese Empörung veranlaßt wurde. Fehden und innere Parteikämpfe hatten die Blüthe des Landes schon geknickt, als schwere Plagen des Himmels und eine schlechte Finanzkunst das Volk in's tiefste Elend stürzten. Eine Kriegssteuer, die unter dem Namen Reitergeld jeden Monat eingetrieben wurde, bewirkte schon genug Unzufriedenheit und Erbitterung. Gleichwohl ließ sich

der unerfahrene Maximilian durch niederträchtige Finanziers zu einer der unseligsten Finanzoperationen bereden. Er ließ nämlich, obgleich alten Freibriefen zufolge die Regierung nur mit Wissen und Zustimmung der Städte Geld münzen und dessen Werth festsetzen durfte, plötzlich das Geld, welches im Preise sehr gestiegen war, auf den niedrigsten Kurs herabsetzen und füllte auf diese Weise mit dem wenigen noch vorräthigen Gelde, das er bei der Beitreibung jener Steuer nur zu dem allergeringsten Werth annehmen ließ, seine erschöpften Kassen. Natürlicher Weise mußte durch eine solche betrügerische Finanzspekulation der Wohlstand des Landes noch weit mehr untergraben und vernichtet werden, als durch die langwierigen inneren und äußeren Kriege Maximilians. Als nun gar noch Mißwachs und Theurung hinzukam, wurde das arme Landvolk, das sich glücklich schätzen mußte, wenn es mit Träbern, Kuchen von Rübsamen und anderem Viehfutter seinen Hunger stillen konnte, zur Verzweiflung getrieben. Niemand nahm sich seines Elendes an; im Gegentheil ließ die Regierung die verhaßte Kriegssteuer mit unerbittlicher Strenge beitreiben. Viele hatten nichts mehr, als das nackte Leben; aber hartherzige Statthalter nahmen das Unvermögen für Widerspenstigkeit und schritten zu blutiger Gewaltthat. Da griff das verzweifelnde Landvolk in Kennemaren und Westfriesland zu den Waffen, um lieber im Kampfe zu sterben, als durch Hunger oder Henkershand. In zwei Haufen rückten sie nach Alkmaar und Hoorn und fanden in beiden Städten bereitwillige Aufnahme und Anhang. Eine Abtheilung der Aufständischen unter Anton, Schultheiß zu Bergen, wandte sich darauf gegen Haarlem. Vor dem versammelten Rath dieser Stadt erklärte der Hauptmann, die Seinen hätten die Waffen ergriffen, um der gemeinen Noth abzuhelfen. Durch Verweisung auf den eben nach dem Haag ausgeschriebenen allgemeinen Landtag, wo die Klagen der Bauern gehört und ihre Beschwerden nach Billigkeit abgestellt werden sollten, wußten die Haarlemer den Aufruhr zu beschwichtigen. Die

Bauern legten die Waffen nieder und zogen größtentheils in ihre Heimath zurück. Nur ein kleiner Theil derselben blieb in Alkmaar zurück. Hierauf vergingen Wochen und Monate; aber vom Landtage kam keine Abhülfe der Noth; im Gegentheil drohte eine neue Auflage, und insgeheim sammelte der Statthalter Kriegsvolk, um die Aufrührer in Alkmaar zu züchtigen. Während der Ebbe näherte er sich unbemerkt der Stadt, und schon sollten ihm durch die Verrätherei einiger Aristokraten in derselben die Thore geöffnet werden, als der Anschlag entdeckt wurde. Mit Mühe entging der Statthalter dem Hinterhalte, welchen ihm die Bauern gelegt hatten. Seine Treulosigkeit lag vor Aller Augen, und in gerechter Entrüstung darüber erhoben sich die Bauern in Kennemaren und Westfriesland von Neuem und beschlossen einmüthig, keinen Pfennig, weder an Reitergeld noch an anderen Auflagen, zu zahlen. Ein allgemeiner Volksaufstand drohte, die Beschlüsse der Abgeordneten des Volks zu Hoorn wurden in aller Form verbrieft und versiegelt; die Haufen erhielten eine militärische Organisation, Hoorn und Alkmaar hinreichende Besatzung. Mit Anfang der günstigen Jahreszeit (1492) begann der Freiheitskrieg. In den Fahnen der Aufständischen war das Bild eines Heiligen, zu dessen Füßen ein schlechtes Gerstenbrod und grüner Käse, zum Zeichen, wie groß die Noth sey und wie gering ihre Ansprüche. Ueberall sagten sie, das und nichts weiter begehrten sie und dafür seyen sie in den Waffen. Daher ihr Name Käsebröder. Mit jeder Stunde wuchs die Menge. In Haarlem öffneten einige mißvergnügte Bürger die Thore mit Gewalt, worauf der wilde Haufe eindrang, einige verhaßte Schöffen und Bürgermeister erschlug und die öffentlichen Gebäude plünderte. Nachdem darauf den Excessen Einhalt gethan worden war, erklärten die Hauptleute Haarlem zum Sitz der neuen Regierung. Leyden, dem ein ähnliches Geschick drohte, wurde durch Egmonts Vorsicht gerettet. Ein Haufe von 6000 Bauern versuchte zwar die Stadt zu stürmen, wurde aber

mit bedeutendem Verlust zurückgeschlagen. Uneinigkeit und Zwiespalt war die Folge davon; die einen verlangten Abzug, die anderen Erneuerung des Sturms. Ein unvermutheter Ausfall der Besatzung brachte vollends Schrecken und Verwirrung unter die Bauern. Egmonts Reiter zersprengten sie nach allen Seiten; viele wurden auf der Flucht noch niedergehauen, viele gefangen; der Rest warf sich nach Haarlem oder zerstreute sich auf dem flachen Lande. Egmont, welchem dieser Erfolg gezeigt hatte, wie leicht der ganze Aufstand durch ein mäßiges reguläres Heer zu unterdrücken wäre, lud in der Eile den Herzog Albrecht von Sachsen, den Oberfeldherrn des Kaisers in den Niederlanden, der damals in Holland sich befand, nach Westfriesland ein. Dieser sandte eine Abtheilung deutscher Landsknechte, welche weit ärger wütheten, als die Bauern zuvor. Nordwyk und Zandvort wurden geplündert; bald fiel auch Beverwyk. Ueberall erlitten die Bauern Verluste. Die Folge davon war Verwirrung und Zwiespalt im Hauptquartier zu Haarlem. Die eine Partei wollte Frieden, die andere Krieg auf Leben und Tod. Zuletzt drang die Friedenspartei durch. Schon waren Abgesandte mit Unterwerfungsanträgen an Albrecht abgesandt worden, als die Kunde, daß 500 trefflich bewaffnete Bürger von Alkmaar heranzögen, den kriegerisch Gesinnten neuen Muth einflößte. Bald hatte sich ein Haufe von 3000 Wohlbewaffneten gesammelt. Bei Heemskerk kam es mit den Deutschen zu einem heißen, hitzigen Kampfe. Der Fall einiger der kühnsten und erfahrensten Anführer der Bauern entschied ihn zum Nachtheile dieser. Ihrer Führer beraubt, vermochten die ungeübten Bauern den kriegsgewohnten deutschen Söldnern nicht länger zu widerstehen; sie stoben in allgemeiner Flucht auseinander. 2000 Friesen, die ihnen Hülfe bringen wollten, kamen eben noch zeitig genug, um von einem nahen Damme die Niederlage ihrer Verbündeten zu sehen, und segelten eilig wieder heim. Jetzt begehrten die Haarlemer Frieden um jeden Preis. Der Herzog bewil-

ligte denselben gegen Zahlung von 250,000 Gulden Kriegskosten. In der Mitte Mai's zog er in Haarlem ein und wurde mit großen Ehren empfangen. Gleichwohl büßten die Rädelsführer auf dem Schaffote und am Galgen. Nach langer Berathung auf einem allgemeinen Landtage zu Haarlem kam es zum Vergleiche, in Folge dessen die Stadt Haarlem ihre Privilegien verlor, alle zu fordernden Steuern bewilligen und 34,000 Goldgulden zahlen mußte. Mit gleicher Strenge wurde gegen die Nordholländer und Westfriesen verfahren. Ueberall wurden die Aufständischen zu demüthigender Unterwerfung, zu Auslieferung ihrer Freibriefe und zur Zahlung erhöhter Steuern gezwungen. Feste Zwinger in den Städten Haarlem, Alkmaar, Hoorn und anderen, an welchen die Besiegten selbst arbeiten mußten, sollten aufrührerischen Bestrebungen für die Zukunft vorbeugen. So war bis Ende des Mai's 1492 der so gefährlich scheinende Aufstand völlig unterdrückt. Gegen bedeutende Geldsummen erhielten zwar viele Städte ihre Freibriefe zurück; aber Bürger und Bauern, durch das fremde Kriegsvolk, das im Lande blieb, durch Brandschatzungen und Leistungen jeder Art um Muth und Kraft gebracht und verarmt, erhoben sich erst im Laufe eines Jahrhunderts wieder zum alten Wohlstand und Freiheitssinn.

Einem ähnlichen Geschicke verfielen auch bald die Friesen. Innere Parteiungen hatten sie schon geschwächt. Gleichwohl erklärten sie dem zum Erbstatthalter von Friesland ernannten Albrecht von Sachsen, sie seyen ihrer alten Freiheit noch keineswegs überdrüssig und weder ihm noch dem Kaiser Steuern zu zahlen schuldig. Der innere Kampf schwieg, und alle Friesen vereinigten sich zur Vertheidigung ihrer Unabhängigkeit. Aber der Herzog, dem zur Gewalt die nöthigen Kräfte fehlten, schürte die Flamme der inneren Zwietracht auf jede Weise, und seine Hinterlist gelang ihm so gut, daß die ermatteten Friesen, um Ruhe zu haben, schon nach 5 Jahren freiwillig sich ihm unterwarfen. Der Herzog durfte nun nach Art der deutschen Landesherrn unum-

schränkt im Lande schalten und walten, Burgen und Festen anlegen, Recht sprechen, nach seinem Gefallen Geld münzen, zur Unterhaltung seines fürstlichen Hofstaats Abgaben und Steuern auferlegen, Lehen und Reichsämter vergeben. Aber der unkluge Despotismus seines Sohnes Heinrich, den er für die Zeit einer kurzen Abwesenheit als Stellvertreter zurückließ, erregte einen neuen Aufstand. Auf die erste Kunde davon eilte Albrecht herbei. Bei Franeker wurde das Schicksal des Landes entschieden. Nach tapferem Kampfe fielen dort mit ihrem Hauptmanne Syaard Aylva 250 freiheitliebende Friesen. Schwere Drangsal kam über das Land: überall Plünderung und Blutvergießen; kein Alter, kein Geschlecht fand Schonung; Männer erbleichten vor dem Namen des furchtbar waltenden Herzogs. Noch Jahre lang währte der verzweifelte Kampf, aber das Glück war nicht mit der gerechten Sache. Die friesische Freiheit unterlag der Gewalt.

Wäre der Aufruhr der Käsebröder nicht so zeitig unterdrückt worden, so hätte derselbe leicht an der Mosel und am Rhein hinauf sich fortpflanzen können. Denn besonders diese schönen Lande schmachteten unter Adels- und Priesterdruck; in den Schlössern und Burgen der geistlichen und weltlichen Großen herrschte ein so glanzvolles und schwelgerisches Leben, daß selbst die größte Ergiebigkeit des Bodens und der geduldigste Fleiß der Unterthanen den immer gesteigerten Anforderungen jener nicht mehr zu genügen vermochten. Darum fehlte es hier noch weniger, als an anderen Orten an brennbarem Stoffe, der, sobald ein Funke irgend woher hinein fiel, in verderblichen Flammen auflodern mußte. Unverkennbar zeigen sich seit dem Ende des 15. Jahrhunderts in jenen gesegneten Gegenden weit verzweigte, in sich zusammenhängende revolutionäre Bestrebungen der Bauernschaft. Immer lebendiger tritt der Trieb der Vereinigung hervor, und an Männern, die im Stillen das Feuer schüren, fehlte es nicht.

Zu derselben Zeit, als am Niederrhein die Käsebrö-

der sich erhoben, empörten sich die Unterthanen der Abtei Kempten gegen ihren Landesherrn. Die Bedrückungen desselben hatten schon vorher Auswanderungen in die Schweiz veranlaßt. Eine auffallende, schamlose Ungerechtigkeit des Abts brachte den lange genährten Zorn des Volks zum Ausbruch. Im tobenden Tumult drangen die Bauern in's Kloster; der Abt entwich auf seine feste Burg Liebenthann; schon wollte Georg von Frondsberg die Städte gegen die aufrührerischen Bauern aufbieten, als der Kaiser zwischen dem Abte und seinen Unterthanen eine Vermittelung zu Stande brachte. Den Letzteren wurde eine Art landständischer Verfassung zugestanden und die Ruhe kehrte zurück.

Durch die um diese Zeit herrschende Theurung und Noth und durch die immer höher gesteigerten Anforderungen der Landes- und Gutsherren auf's Aeußerste gebracht, traten im Jahre 1493 im Elsaß Bürger und Bauern in eine Vereinigung zusammen, um die Drangsale der Zeit zu besprechen und deren Abstellung zu erwirken. In tiefes Geheimniß hüllte sich der Bund; eigenthümliche, geheimnißvolle Zeichen und Ceremonien, furchtbare Eidesleistungen verbanden die Verschworenen; in tiefer Nacht und auf unwegsamen Pfaden schlichen sie zu dem Orte ihrer heimlichen Zusammenkünfte, dem in schauerlicher Einsamkeit gelegenen Hungerberge. Bald zählte der Bund Eingeweihte aus Schlettstadt, Sulz, Dambach, Andlau, Tiefenthal und vielen anderen Orten jener Gegend. Und nicht nur Leute aus den niederen Volksklassen, sondern auch Männer traten hinzu, welche in städtischen Würden standen, welche nicht durch physische Noth und Raubgier getrieben wurden, sondern das Schicksal des Volks tief mit empfanden und dasselbe aus religiöser und politischer Knechtschaft zu befreien gedachten. Jakob Wimpfeling war die Seele des Bundes und leitete das Ganze. Den Bundesartikeln zufolge stellen sich als besondere Zwecke dieser Bewegung heraus: die geistlichen und rottweilischen Gerichte abzuthun, die Schuldbücher zu vernichten, Zölle, Umgeld und indirekte Steuern abzu-

schaffen und die direkten bis auf 4 Pfennige von dem Manne zu vermindern, die Juden zu tödten und ihr Gut zu theilen, jedem Geistlichen nur eine Pfründe von 40 bis 50 Gulden zu lassen, nicht mehr zu beichten u. s. w. Um einen festen Haltpunkt und die nöthigen Geldmittel zu gewinnen, ward beschlossen, sich zuerst des festen Schlettstadts und der dortigen Stadt- und Klosterkassen zu bemächtigen und dann allmählig das ganze Elsaß heranzuziehen. Man hoffte auch auf die Mitwirkung der schweizerischen Eidgenossen, und da der Anhang sich mehrte, sollte zu Anfang der Charwoche losgeschlagen werden. Aber das Geheimniß wurde nicht bewahrt, weil allerlei Volk, Bürger, Landleute und selbst Reisige dazu genommen wurden. Trotz der schärfsten Bedrohungen, die auf Verrath gesetzt waren, wurde die Verschwörung verrathen und auseinander gesprengt. Harte Strafen, Enthauptung, Verstümmelung, Landesverweisung trafen die Theilnehmer. Nicht Wenige entkamen zu den Schweizern. Nicht zu übersehen aber ist es bei dieser Bewegung, daß sie den Statuten zufolge nicht ausdrücklich gegen den Adel, sondern nur gegen Juden, Pfaffen und Gerichte sich feindlich zeigte, und daß reisige Knechte, welche darein verwickelt waren, bei Edelleuten Zuflucht suchten und an ihnen eifrige Vertheidiger fanden. Später wird es sich zeigen, wie der Adel allerdings Versuche machte, mit den Bauern zu fraternisiren und dieselben in seine Anschläge gegen die geistlichen und weltlichen Fürsten mit hineinzuziehen.

Einige Jahre später (1500) erhoben sich die Unterthanen der Abtei Ochsenhausen gegen ihren Abt, wurden aber mit Hülfe des schwäbischen Bundes niedergeworfen. Durch alle diese Niederlagen der rebellischen Bauern wurde aber der Geist des Aufruhrs nicht unterdrückt. Der arme, geplagte Landmann sah keine Hülfe vor sich, außer im Aufstande, und darum hatten die Bemühungen begabterer Köpfe, Verbrüderungen und Genossenschaften zu stiften, durch Besprechungen und Verständigungen eine über viele Gaue

hinlaufende Verbindung der Bauern zu bewerkstelligen und so einen allgemeinen Ausbruch vorzubereiten, einen guten Erfolg.

Im Bruchrain in der Nähe von Bruchsal im Bisthum Speyer zeigten sich im Jahre 1502 Spuren einer neuen, der Aristokratie höchst gefährlichen Konföderation unter den Bauern. Im Geheimen breiteten sich die Fäden dieser Verschwörung bald über die benachbarten Gaue am Rhein, am Main und am Neckar aus. Schon beabsichtigten die Betheiligten nicht mehr eine theilweise, vereinzelte, sondern eine nationale, allgemeine Bewegung, in welche allmählig der gemeine Mann des ganzen Reichs hineingezogen werden sollte. Der Zweck dieser Verbindung war kein geringerer, als völliger Umsturz der bestehenden Reichsverfassung. Im Panier trugen sie, wie die Elsasser, als charakteristisches Symbol den gitterartig vom Knöchel an mit Riemen aufwärts gebundenen Bauernschuh, welcher Bundschuh genannt wurde und allen diesen Verbindungen den Namen gab. Sie erklärten: weil sie so beschwert seyen, daß die vierte Stunde der Arbeit ihnen nicht mehr gehöre, so wollten sie das Joch der Dienstbarkeit und Leibeigenschaft mit dem Schwerte abschütteln. Abschaffung des Grundzinses, Zehents, der Zölle und Schatzungen, Aufhebung der Klöster war auch hier Hauptzweck. Wer nicht zu ihnen halten wollte, wurde mit dem Tode bedroht. Hauptlosung des Bundes war: „Unsere liebe Frau und St. Johannes, der Evangelist!“ der Erkennungsreim: „Loset, was ist nun für ein Wesen?“ Antwort: „Wir mögen vor Pfaffen und Adel nit genesen!“ Die Aufnahme in den Bund geschah unter religiösen Ceremonien: der Eintretende mußte knieend 5 Paternoster und 5 Ave Maria beten und hinfort als Bundesglied jeden Tag das Gleiche thun. „Nichts, denn die Gerechtigkeit Gottes!“ war die Inschrift auf der blau und weißen Bundesfahne, welche außerdem noch das Bild des gekreuzigten Erlösers und einen vor demselben knieenden Bauersmann nebst dem Bundschuh trug. Dies der reli-

giöse Anstrich des Aufruhrs, welcher ihm sehr förderlich hätte werden können. Zuerst sollte die Stadt Bruchsal, wo mehr als die Hälfte der Bürger mit im Einverständnisse war, überfallen und besetzt werden. Dann sollte der Haufe unverweilt in die Markgrafschaft Baden, von da unaufhaltsam vordringen und an keinem Orte länger als 24 Stunden verweilen, denn, auf die allgemeine Unzufriedenheit bauend, hoffte man, daß alle Bürger und Bauern beitreten würden. Klüglich hatten die Häupter nur die Dörfer, Weiler und kleinen Städte in den Bund gezogen, und diesen mußte die Sache als ihre eigene erscheinen. Aber trotz aller Vorsicht wurde der Plan, ehe er zur Reife gediehen war, verrathen. Einer der Verschworenen, Lukas Rapp, vertraute das Geheimniß in der Beichte einem Geistlichen, welcher es den Machthabern verrieth. Geistliche und weltliche Fürsten und Herren, selbst die Mitglieder des schwäbischen Bundes, eilten, scharfe Maßregeln zu ergreifen. Der Kaiser, welcher einen Zusammenhang der Bewegung mit den ihm feindlichen Schweizern fürchtete, befahl die strengste Bestrafung der Betheiligten. Umsonst versuchten Einige, dem schnell gegen sie aufgebotenen Kriegsvolk an einigen Orten die Spitze zu bieten. Doch entkamen die Rädelsführer größtentheils. Die betheiligten Bauern kamen meistens mit einer Geldstrafe davon.

Auf diesen Schlag folgte eine mehrere Jahre anhaltende Ruhe unter der Bauernschaft, aber nicht, weil der gemeine Mann, durch die fehlgeschlagenen Versuche entmuthigt, die Befreiungsplane aufgegeben hatte. Der Geist der Unzufriedenheit und Empörung war noch der alte. Man wollte nur eine gelegenere Zeit abwarten und die Machthaber sorglos machen. Die entflohenen Häupter, die sich in der Schweiz, im Schwarzwalde, im Breisgau und im Würtembergischen verborgen hatten, fanden überall das gleiche Elend, die gleiche Erlösungsbedürftigkeit, die gleiche Sehnsucht nach Befreiung. Und es waren Männer unter ihnen,

welche trotz der mißlungenen Anschläge Muth und Hoffnung nicht verloren hatten.

Zu diesen gehörte Joß (Joseph) Fritz aus Untergrombach bei Bruchsal, einer der Anstifter des dortigen Bundschuhs. Er gehörte mit Leib und Seele der Zahl Derer an, welche „nicht einsehen können, nach welchem Rechte man sich anmaße, sie zu beherrschen, und welche vollkommene Gleichheit Aller behaupten". Ihm war es mit seiner Sache bitterer Ernst; auch in der Ferne trug er seine Pläne immer mit sich herum, unermüdlich im stillen Wirken und Werben für ihre Verwirklichung. Wuchs und kriegerische Haltung, die er sich in Feldzügen und Schlachten zu eigen gemacht, hoben ihn aus der Menge hervor; die Gabe der Ueberredung und jenes geheimnißvolle Etwas, welches allen ausgezeichneteren Menschen eigen ist und ihnen die Herrschaft über ihre Umgebung erwirbt, besaß er in hohem Grade. Nachdem er sich längere Zeit in den oberen Landen umhergetrieben hatte, ließ er sich um das Jahr 1512 im Dorfe Lehen in der Nähe von Freiburg im Breisgau nieder und wurde dort von der Gemeinde zum Lannwart gewählt. Bald hatte er einen zahlreichen Anhang unter den Bauern gewonnen, „die ihre Güter mehr, denn sie ertragen mögen, versetzt, darzu ihre Gemüther allweg auf viel Zehrung und wenig Arbeit gestellt" hatten. Von Gau zu Gau warben Joß Fritz und seine Gesellen durch Ueberredungskünste und Verheißungen für den Bund. Auch der Pfarrer des Orts Lehen, der Pater Johannes, wurde gewonnen, und suchte die Bedenklichkeiten, die hier und da sich äußerten, als die Anstifter offener mit ihren Empörungsplänen hervortraten, dadurch niederzuschlagen, daß er den Bundschuh ein göttlich Ding nannte, durch welches die Gerechtigkeit Gottes auf Erden gefördert werde. In kurzer Zeit verzweigte sich die Verbindung über das ganze Elsaß, den Breisgau, die Markgrafschaft Baden, den Schwarzwald, über Oberschwaben, den oberen und unteren Kraichgau, ja bis über den Mittelrhein hinab. In nächtlichen, geheimen Zusammenkünften wurden die nöthigen

Berathungen gepflogen. Joß Fritz ernannte man einstimmig zum Hauptmann, Jakob Hauser zum Fähndrich, Hans Stüblin und Hans Geiger zu Waibeln. Auf der Hartmatte, einem einsamen Wiesengrunde an der Dreisam, wurden in wiederholten Versammlungen die folgenden Bundesartikel festgesetzt: 1) keinen Herrn, als Gott, den Papst und den Kaiser anzuerkennen; 2) um Schuld nur vor dem eigenen Richter des Orts zu stehen; 3) die Berufung auf das Gericht zu Rottweil abzuschaffen; 4) die geistlichen Gerichte nur in geistlichen Sachen anzuerkennen; 5) Zinsen nur so lange zu geben, bis der Zins dem Hauptgute gleich komme; 6) bei Zinsen, da ein Gulden Geld unter zwanzig Gulden Hauptgut stehe, zu handeln, was das göttliche Recht anzeige und unterweise; 7) jedem Priester, der zwei oder drei Pfründen habe, eine zu nehmen, und damit einen anderen Priester, der keine Pfründe habe, zu versehen; 8) Vogelfang, Fischfang, Holz und Wald frei und allgemein zu machen; 9) alle unbilligen Steuern und Zölle abzuthun; 10) einen beständigen Frieden in der ganzen Christenheit zu bewirken, die Friedensstörer todtzuschlagen und die Kriegslustigen gegen die Ungläubigen zu senden; 11) Jeden, der dem Bunde zufalle, mit Leib und Gut zu sichern, Jeden, der sich ihm widersetze, zu strafen; 12) dem Kaiser den Zweck des Bundes vorzulegen, und wenn er ihn nicht anerkenne, zu den Schweizern zu rücken. Joß erbot sich, den Bedenklichen gegenüber, die Uebereinstimmung dieser Artikel mit den Lehren der heiligen Schrift nachzuweisen, damit sie sähen, daß er nichts Anderes vornehme, denn allein, was göttlich, ziemlich und billig wäre. Der Bund gewann endlich eine feste Gestalt; alle Theilnehmenden legten den Bundeseid ab und gelobten damit, das Geheimniß heilig zu halten, bei einander zu bleiben und einander nicht zu verlassen. Merkwürdig ist es, daß auch hier, wie in den früheren Aufständen, auf eine Bundesfahne so viel Gewicht gelegt wird. „Sie achteten", heißt es, „obgleichwohl am Anfange ihrer nicht viele waren, sobald sie das Fähnlein fliegen ließen, würden die Armen alle

ihnen zufallen". Nicht ohne Gefahr gelang es, eine Fahne mit dem Gekreuzigten, dem knieenden Bauersmann und dem Bundschuh, ähnlich der beim vorigen Bunde gebrauchten, herbeizuschaffen. Schon war Alles zum Ausbruch vorbereitet, als der Bund verrathen und zersprengt wurde. Ein Bauer, welchen man gewaltsam und auf offener Straße zur Theilnahme hatte zwingen wollen, verrieth dies einem Priester und durch diesen kam die Kunde an den Rath der Stadt Freiburg. Ueberdies fanden sich noch im Bunde selbst zwei Verräther, welche dem Markgrafen von Baden den ganzen Anschlag und die Namen der Häupter desselben mittheilten. Schnell wurden die nöthigen Vorkehrungen getroffen; Eilboten ritten nach allen Gegenden ab mit Warnungen und Weisungen. Wäre der Hauptmann Fritz gerade jetzt zu Lehen anwesend gewesen, so war noch nicht viel verloren. Er durfte nur die Bundesfahne fliegen lassen und in kurzer Zeit hätten sich die schlagfertigen Haufen um ihn geschaart, und ein Erfolg hätte dann leicht gewonnen werden mögen, da die Gegner noch kein Kriegsvolk zur Hand hatten und die Schweizer, welche eben auch gegen ihre Herren aufgestanden waren, den Breisgauern und Elsassern leicht die Hand bieten konnten. Aber das Haupt war abwesend; Schrecken, Unentschiedenheit, Muthlosigkeit herrschte in der schnell auf die Hartmatte zusammengerufenen Versammlung. Zuletzt beschlossen sie, ihr Vorhaben aufzugeben, und mit dem Gelübde des tiefsten Schweigens über die Sache gingen sie wirklich auseinander. Gleichwohl wurden mehrere der Haupträdelsführer ergriffen, anderen, worunter Joß Fritz, gelang es, in die Schweiz zu entkommen. Mit den Gefangenen wurde streng verfahren; aber alle Qualen der Folter vermochten ihnen nicht die Namen der Mitverschworenen zu entlocken. Nur im Allgemeinen deckten sie den Plan auf, und als Theilnehmer gaben sie nur solche an, welche sie im Auslande in Sicherheit oder gefangen und bereits geständig wußten. Daher blieben der Rache der Aristokratie nur wenige Opfer, die aber um so schwerer büßen mußten. Mehrere

wurden geviertheilt oder enthauptet; Anderen wurde das vordere Gelenke an den Schwörfingern abgehauen. Besonders im Elsaß, wo die Machthaber den geheimen Verzweigungen der Verschwörung eher auf die Spur gekommen waren, floß viel Blut. Auf die in die Schweiz geflohenen Häupter wurde eine eifrige Jagd angestellt. Aber Joß wußte allen Nachforschungen zu entgehen; seine Spur verschwand im Dunkel des Schwarzwaldes.

Einen weit glücklicheren Erfolg hatten die zu derselben Zeit (1513) in der Schweiz ausbrechenden Bauernunruhen. Hier gährte es schon seit längerer Zeit aller Orten unter dem Landvolke wider die Herren und Städte. Schon nagte der Wurm im Marke der schweizer Freiheit. Frevel, Untreue und Ungerechtigkeit saßen am Regiment. Die arbeitsamen Gemeinen, der arme Mann in der Stadt und auf dem Lande, waren jeder Willkür preisgegeben. Also brach auch hier im Sommer 1513 der Aufruhr los, zuerst im Kanton Luzern, dann in Solothurn und zuletzt in Bern. Die Aristokratie kam in schwere Bedrängniß, besonders zu Bern. Um das Gewitter abzuleiten, beschlossen die dortigen Herren einen Heerzug in die Dauphiné, spendeten reichliche Speise und Trank, und gaben die wegen Härte und Grausamkeit Verhaßtesten aus ihrer Mitte den Bauern zur Bestrafung preis. Aber die tobende Menge ließ sich nicht so leicht beschwichtigen, und die Herren zu Bern sahen sich beim Fortgang der Bewegung genöthigt, auf das Begehren der Landleute in Ernst einzugehen und die Vermittelung von Schiedsrichtern anzunehmen. Am 2. Juli kam es zwischen den Herren und den Bauern zu einem festen Abschiede, dem zufolge die Stadt versprach, Allen zu verzeihen, die sich wider sie erhoben, die des Verraths und der Veruntreuung des Gemeindeguts Schuldigen zu bestrafen, die während der Unruhen aufgelaufenen Kosten zu zahlen und aller Rache gegen die Landschaft zu entsagen. Wirklich mußten einige Herren als Opfer für die Uebrigen auf dem Richtplatze büßen, denn die Bauern hatten geschworen, sie müßten „Köpfe“ haben. Die

Landgemeinden aber, sowohl die, welche sich erhoben hatten, als die, welche ruhig geblieben, ließen sich neue Freiheiten ausstellen und versichern, namentlich freien Kauf und Verkauf von Lebensmitteln, Aenderung der Gerichte und das Recht, ihre Obrigkeiten abzusetzen und gegebene Ordnungen aufzuheben.

Einen gleichen Ausgang hatten die Unruhen zu Luzern. An 6000 Bauern rückten vor die Stadt und zwangen die Herren, ihren Hauptbeschwerden abzuhelfen, keine neuen Steuern aufzulegen, die von den fremden Mächten für Kriegsdienst gezahlten Gelder, die sie mit ihrem Blute hätten verdienen helfen, zu theilen, die schuldigen Rathsmitglieder gefänglich einzuziehen und vor Gericht zu stellen und wegen des Aufstandes keine Rache zu nehmen. Als die Herren nach dem Abzug der Bauern wieder die alte Bahn einzuschlagen schienen, trat die Bauernschaft nochmals zusammen und wußte ihre errungenen Rechte wohl zu wahren. Auch zu Solothurn mußten sich die Herren mit den Bauern dahin vertragen, daß mehrere Rathsmitglieder zu peinlicher Untersuchung gezogen, der Ehren und Aemter entsetzt und manche wichtige Rechte dem Landvolk zurückgegeben wurden.

Da dieser unruhige Geist unter den schweizer Bauern mit den Bewegungen des Bundschuhs zu Lehen zusammentraf, so hätte die Sache für die Herren in Schlössern, Klöstern und Städten einen sehr mißlichen Ausgang nehmen können; bei der Erfolglosigkeit der Erhebung im Breisgau kam jedoch eine Vereinigung der Volkskräfte nicht zu Stande, und Das, was für die Sache des Bauernstandes gewonnen wurde, mußte daher auf die Schweiz beschränkt bleiben.

Würtemberg lag örtlich allen diesen Bestrebungen zu nahe, als daß dieselben nicht auch seine Grenze hätten überschreiten sollen. Und hier gerade war der Druck und die Noth jetzt ärger, denn irgendwo; seit Jahren schon schwelgte der Herzog Ulrich sorglos von dem Marke des Landes; die armen Bauern gingen unter den stets gesteigerten Abgaben und Dienstleistungen fast zu Grunde; Gut, Leben und Ehre

war ganz der Willkür und den Gelüsten einer übermüthigen Hofaristokratie hingegeben. Nach 12jährigem, derartigem Treiben waren nicht nur die Kräfte des Landes auf's Aeußerste erschöpft, sondern der Herzog hatte auch noch eine Million Schulden gemacht, eine für seine Zeit und sein Land unermeßliche Summe. Zur Deckung dieser Schuldenmasse wurden neue Steuern und Abgaben erfunden; die Landschaft, einzelne Aemter und Gemeinden wurden gezwungen, bei des Herzogs Gläubigern sich zu verbürgen, die Münzen herabgesetzt und neue unter dem wahren Werth geschlagen; das dürftige Feld des Landmanns wurde mit neuen Lasten beschwert und der Weinzoll erhöht. Als aber alles dies zur Bestreitung des ungeheuern Aufwandes am herzoglichen Hofe nicht ausreichte, ersannen Ulrichs Kreaturen eine Vermögenssteuer: auf 12 Jahre sollte von einem Gulden Kapital jährlich 1 Pfennig gezahlt werden. Auch diese Quelle floß nicht reichlich und schnell genug für die maßlosen Bedürfnisse des Hofes; daher wurde auch noch auf den täglichen Verbrauch von Fleisch, Mehl und Wein ein Umgeld gelegt, Maß und Gewicht verringert; die Verkäufer der Lebensmittel, welche den bisherigen Preis beibehalten sollten, mußten den Ueberschuß der Einnahme an die herzogliche Kasse abliefern.

Eine solche grenzenlose Mißhandlung mußte selbst das würtemberger Volk, welches wegen seiner festen Anhänglichkeit an seine Fürsten den Nachbarvölkern zur Zielscheibe ihres Witzes diente, zur Unzufriedenheit reizen; der mißhandelte, verhöhnte und hungernde Bauernstand des Landes mußte in diesen Zeiten für Pläne des Aufruhrs und der Empörung geneigt und empfänglich werden, wie sie sich ringsum in seiner Umgebung kund thaten.

Im Remsthale war es, wo sich schon seit längerer Zeit, urkundlich seit dem Jahre 1503, eine Verbrüderung der Bauern zu bilden anfing, welche, wie der Erfolg zeigte, keinen anderen Zweck, als die bisher erwähnten Verbindun-

gen des gemeinen Mannes hatte. Die Noth der Zeiten hatte den Bund veranlaßt, der wahrscheinlich mit dem bruchsaler in geheimer Verbindung stand. Unter der remsthaler Verbrüderung war ein lustiger Geselle, der zwischen seinem Taufnamen Konrad und seiner bedrängten Lage eine Wechselbeziehung gefunden haben mochte, „weil kein Rath (nach der Aussprache des dortigen Landvolks „koan Roth") bei ihm verfangen" wollte. Das Wortspiel fand Beifall, und die Brüderschaft nannte sich nach ihm „armer Konrad oder Konz". Sie hatte, wie der Bundschuh, zu Lehen eine förmliche Organisation mit Gesetzen, Chargen, Versammlungsorten und Tagen. Ein Hauptmann stand an der Spitze; aufgenommen wurden nur solche, welche es sich den ganzen Tag über sauer werden lassen mußten und am Abend keinen anderen Lohn ihrer Mühe fanden, als den Anblick ihrer hungernden Familien und ihrer übermüthigen Herren. Alle, welche irgend noch wohlhabend waren, ebenso alle Bettler, Landstreicher und Taugenichtse waren anfangs ausgeschlossen. Durch einen Handschlag ließ der Hauptmann angeloben und theilte unter die Mitglieder die Güter aus, welche die Verbrüderung im Monde besaß, Aecker und Weinberge in der Fehlhalde, auf dem Hungerberg, am Bettelrain, zu Nirgendsheim, und was dergleichen Schwänke mehr waren. Auch eine Fahne hatte die Verbindung, wie die frühere, mit dem Krucifixe, dem knienden Bauersmann und der Umschrift: „der arme Konrad".

Jahre lang sah die Regierung diesem anscheinend unschuldigen Spiele des Volkswitzes zu. Ulrich und seine Gesellen verachteten zu sehr den gemeinen Mann, als daß sie von da aus etwas befürchtet hätten; von dem Geiste, der sich überall in der Bauernschaft regte, hatten sie keine Ahnung. In übermüthigem Leichtsinn spielte der Despotismus fort, während unter der Maske tollen Humors die Volksrache am Fuße des Thrones rüttelte. Der Hauptsitz der Verbrüderung war Beutelsbach; die Häupter aber saßen zu Schorndorf. Als zu Anfang des Jahres 1514

die Kapital- und neue Verbrauchssteuer ausgeschrieben wurde, nahm die Sache eine ernstere Richtung an. Auch Wohlhabendere schlossen sich ihr an und der arme Konrad kündigte sich als Widerpart der schwelgenden Aristokratie an. Eines der vorzüglichsten Mitglieder desselben war der Gaißpeter von Beutelsbach; er schlug vor, mit dem verringerten Gewichte eine Wasserprobe zu machen; schwimme es oben, so solle der Herzog Recht haben, sinke es unter, so hätten sie Recht. Einhellig stimmte der Haufen bei, und zog nach dem Rathhause und unter Trommel- und Pfeifenschall hinaus an die Rems. Dort warf der Gaißpeter das Gewicht in das Wasser mit den Worten: „Haben die Bauern Recht, so fall' zu Boden; hat aber der Herzog Recht, so schwimm' empor!" Als die Gewichtsteine zu Boden sanken, jubelte die Menge: „Wir haben gewonnen!" Das geplagte Volk, das unter Abgabe und Mißwachs unsäglich litt, trat in Massen dem Bunde bei, und schon sprach der Gaißpeter laut davon, man müsse sich bewaffnet zusammenthun; viel Volks werde sich zu ihnen schlagen, denn nirgends mangele es an Gesellen, welche Güter im Hungerberg und in der Fehlhalden hätten. Auf Zureden der Amtleute schien sich die Menge wieder zu verlaufen. Der Herzog selbst ritt nach Schorndorf und verhieß Abhülfe. Aber man traute seinen Versprechungen nicht; während er und seine Genossen sich nach fremdem Kriegsvolk umsahen, waren die Häupter der Verbindung ununterbrochen beschäftigt, Schreiben und Boten in alle Gaue des Landes auszusenden und alle Gleichgesinnten in Städten und Dörfern an sich zu ziehen. Wirklich traten auch Männer, die in Amt und Ansehen standen, dem Bunde bei, manche wohl aus selbstsüchtigen Beweggründen, viele gewiß ergriffen von dem gemeinen Elende und den neuen, überall emporwachsenden Ideen. Tüchtige, gewandte Demagogen erhoben sich bald in der Menge und ermunterten zu kühnerem Beginnen. Kaspar Prezigers, des Messerschmieds, Haus war das Hauptquartier der Verbündeten. Ueberall stand das Volk auf

wie durch einen Zauberschlag erweckt; hie und da kam es schon zu gewaltsamen Ausbrüchen und zu Blutvergießen. In den zahlreichen kleinen Städten und Flecken Würtembergs fand die Volkspartei bald zahlreichen Anhang. Ulrich, durch die Noth getrieben, schrieb endlich einen Landtag auf den 25. Juli aus, suchte aber zugleich wiederholt und dringend bei den benachbarten Fürsten und Reichsstädten um bewaffnete Hülfe nach. Er fühlte mit Schrecken den Boden unter seinen Füßen wanken; was er zuerst nur für einen Unfug einiger Bauern, für eine gehaltlose Widerspenstigkeit gehalten, erschien jetzt seinem enttäuschten Auge als etwas, „das ein seltsam bundschühlich Ansehen habe". Wirklich lebte im armen Konrad der eben unterdrückte Bundschuh wieder auf. Joß's Spur verschwand im Schwarzwalde und Männern von seiner Gesinnungsweise mußte es recht eigentlich wohl seyn, wenn etwas wo im Werke war, das mit ihren Plänen stimmte. Vergeblich versuchten noch vor dem Zusammentritte des Landtags die Abgeordneten der Städte Stuttgart und Tübingen, die aufgeregte Menge zu beschwichtigen. Die Bauern verlangten, auch aus ihrer Mitte den Landtag beschicken zu dürfen, „denn die Pfaffen, Edeln und Herren aus den Städten würden sonst auf demselben nur für sich sorgen". Besonders war das Remsthal, der Ausgangspunkt der Bewegung, fortwährend in heftiger Aufregung. Aber die Triebfedern und Interessen, welche in den einzelnen Ortschaften und Gegenden die Unruhe veranlaßten, waren zu verschieden. Bei weitem die meisten, die sich erhoben, wollten nur einzelnen Beschwerden, die oft nur lokale Verhältnisse betrafen, abgeholfen wissen. Eine große Menge nahm auch an der Bewegung aus bloßer Lust am Lärmen Theil, oder war von den Unterhändlern des armen Konrad hineingezogen, ohne eigentlich zu wissen, um was es sich handle. Der arme Konrad, der über das erstrebte Ziel klare Verein der Wissenden, zählte im Verhältniß zur aufgeregten Menge nur wenige Theilnehmer. Er wollte völlige Freiheit, allgemeine Gleichheit

erringen, während die Menge schon in dem Gedanken glücklich war, einige Rechte, einen nur etwas freieren Zustand zu erlangen. Während sie mehr an verfassungsmäßigen Widerstand gegen verfassungswidrige Regierungsgewalt dachte, hatte jener eine Revolution, eine gänzliche Umkehr des Bestehenden im Auge. „Ein Mann, welcher Talent und Kraft genug gehabt hätte, diese verschiedenen Interessen zu vereinigen und die vereinzelten Kräfte des Landes auf Einen Punkt hinzurichten, hätte der ganzen Bewegung eine andere, nicht nur für Würtemberg, sondern für Deutschland folgenreiche Wendung geben können. Aber ein solcher fehlte. Im armen Konrad fanden sich zwar viele Hände, die geschickt waren, einzufädeln und zu weben, viele Arme kräftig genug zum Dreinschlagen, aber kein Kopf, der die Auszeichnung gehabt hätte, die dem Volksführer unentbehrlich ist". (Zimmermann, Allgemeine Geschichte des großen Bauernkrieges, Th. 1, S. 221).

Schon am 18. Juni waren 24 Abgeordnete des Landtags zu Stuttgart zusammen getreten; zugleich mit ihnen fand sich eine große Menge Abgeordnete der Dörfer ein, um die Beschwerden und Ansprüche des Bauernstandes geltend zu machen. Die Prälaten waren noch nicht erschienen; die Ritterschaft war gar nicht geladen und blieb ganz weg. Daher nahmen die Verhandlungen bald einen Gang an, welcher den Herzog erschreckte; überdies drohten ganz in der Nähe die aufrührerischen Bauernhaufen. Unter solchen Umständen hielt es der Herzog und seine Räthe für nothwendig, den Landtag nach Tübingen zu verlegen. Hier trafen auch die Prälaten ein. Die Städte-Abgeordneten aber wurden ebenfalls gewonnen und folgten dem Herzog nach Tübingen. Vergeblich schrieben die nun auf sich selbst hingewiesenen Abgeordneten der Bauern an Ulrich, er möge zurückkommen und ihre Beschwerden anhören. Es erfolgte eine ungünstige Antwort. Das Resultat der Arbeiten des tübinger Landtags, der bekannte tübinger Vertrag (gegeben am St. Kilianstag 8. Juli) verschaffte dem Landvolk kein

besseres Loos. Das Einzige, was es gewann, waren Vertröstungen, daß man die Frohnen überall gleich und erträglich, so viel möglich, machen und der Willkür der Beamten steuern, auch künftighin die Beschwerden des gemeinen Mannes anhören wolle. Die einzelnen Konceſſionen, welche man den Bauern machte, zeigen deutlicher als Alles die Lage dieſer Armen; z. B.: Reiſige und Forſtleute ſollten fernerhin nicht mehr muthwillig durch die Felder reiten; man ſollte im Herbſte die Vögel, die in den Weinbergen Schaden thäten, ſelbſt fangen dürfen, Amtsleute ſollten keine Wirthſchaft und Getreidewucher mehr betreiben; wegen des Wildes wolle der Herzog ein leidenliches Maß halten ꝛc. Von den weſentlichen Forderungen der Bauern, von ihren dringendſten Bedürfniſſen, von ihren unveräußerlichen Rechten war nichts auf dem Landtage zur Sprache gekommen. Auch die Vertretung derſelben auf dem Landtage war nicht geſtattet worden.

Ein ſolcher Erfolg der Berathungen, eine ſo herbe Täuſchung ſeiner Hoffnungen mußte natürlicher Weiſe den Landmann auf's Aeußerſte erbittern. Aber es fehlte an Einheit des Sinnes und der Beſtrebungen unter den Unzufriedenen. Bei weitem der größere Theil der unruhigen Ortſchaften leiſtete die bei Vermeidung ſchwerer Strafe anbefohlene neue Huldigung und nahm den tübinger Vertrag an. Der geringe Widerſtand, der hie und da ſich zeigte, war nichts als ein leichtes Gepläukel und nicht der Rede werth. Nur an wenigen Punkten hatte die Oppoſition mehr Energie und Nachdruck, beſonders zu Leonberg und Schorndorf im Remsthal. Aber auch hier, in ſeiner eigentlichen Wiege, hielt ſich der arme Konrad nicht mehr lange; doch endete er mit Scenen weit ernſterer Art, als an den übrigen Orten. Der Aufruhr erreichte dort erſt noch ſeine äußerſte Höhe; die Rädelsführer ſannen ſchon auf des Herzogs Abſetzung und Gefangennehmung, ja auf ſeinen Tod. Aber auch hier fehlte es an Einigkeit und Standhaftigkeit. Alle die, welche noch etwas zu verlieren hatten, ſchraken vor einem Plane zurück,

der auf Mord und Todtschlag und auf den Umsturz alles Bestehenden hinauslief. Spione des Herzogs schlichen unter dem Haufen umher und schürten die Flamme der Zwietracht. Schon wurden die Aufständischen unter einander selbst handgemein. Auf die Verheißung, daß alle Beschwerden, die sie angezeigt, erleichtert werden sollten, schrie die überwiegende Zahl derselben nach gütlicher Unterhandlung. Die Häupter mußten nachgeben und es kam zwischen ihnen und den herzoglichen und landschaftlichen Abgeordneten zu einem Vergleiche. Aber die schamloseste Perfidie waltete auf der Seite der Optimaten. Arglos vertrauten die heimkehrenden Bauernschaaren dem ihnen gelobten Frieden und sicheren Geleite. Plötzlich aber wurden sie auf allen Seiten von Ulrichs Reisigen überfallen, ihres Eigenthums beraubt und gefesselt fortgeführt. An 1600 Bauern wurden als des Aufruhrs schuldig gefesselt eingezogen und nach Schorndorf geschleppt. Von Hunger und Durst gemartert schwebten die Entmuthigten zwischen Furcht und Hoffnung, während mehrere aus ihrer Mitte auf der Folter verhört wurden. Nachdem sie demüthige Unterwerfung unter des Herzogs Gnade eidlich gelobt hatten, wurden sie um Geld gestraft und entlassen. 46 aber von ihnen sollten schwererer Rache anheimfallen. Der Herzog und die Aristokraten lechzten nach Blut. Also fielen mehrere von ihnen, worunter der oberste Hauptmann Hans Vollmar von Beutelsbach, durch Henkers Hand, andere wurden theils mit Ruthen gestrichen, theils mit Weib und Kind Lebens lang des Landes verwiesen. Die in's Ausland entwichenen Rädelsführer wurden vom Kaiser in die Acht und Aberacht erklärt und abwesend zum Tode verurtheilt. An allen Orten, wohin sich der arme Konrad verzweigt hatte, wurden eifrige Untersuchungen begonnen und ähnliche Scenen, wie in Schorndorf, aufgeführt. Ueberall war die Folter thätig; mittelst ihrer wurden Namensangaben erpreßt, um recht viele Strafgelder, um die es den Herzog am meisten zu thun war, erheben zu können. Allenthalben wurde das Landvolk ent-

waffnet, wo es unruhig gewesen war. Es blieb den meisten Bauern nichts, als ein Messer, um Brod zu schneiden, wenn sie welches hatten. So endete mit Schaffot und Kerker, mit schweren Strafen an Geld, Ehre und Gut, mit Brandmarkungen und Verbannung der Aufstand des armen Konrad. Wieder hatte eine gefährlich sich heranwälzende Woge sich gebrochen und war verstäubt; aber gleichwohl floß der Strom der Empörung unaufhaltsam fort; hier gedämmt, brach er anderwärts stets wieder hervor.

Die nächsten 10 Jahre traten in den Gegenden, welche der Schauplatz der eben berichteten Vorgänge waren, keine Verbrüderungen und Genossenschaften mehr hervor. Aber dessenungeachtet bestand ein in der Gemeinsamkeit der Gedanken, Gefühle und Wünsche beruhender Verein unter den Bauern fort. Kein Druck, keine Sorge, keine Mühe und Noth vermochte die Sehnsucht nach endlicher Befreiung aus dem Joche der feudalistischen Knechtschaft ganz zu ersticken; im Stillen glühte sie fort und fort und das Gefühl des Elendes nährte sie nur.

Hinsichtlich der übrigen partiellen Bauernaufstände, welche der großen, allgemeinen Bewegung vorhergingen, können wir uns kürzer fassen, da sie der Hauptsache nach den erwähnten gleichen. Eine Karikatur des würtembergischen armen Konrad war der Aufruhr des Gugel-Bastian in der Ortenau. Was dort als ein bedeutender Bund mit tiefer gehenden politischen Bestrebungen hervortrat, erschien hier zu gleicher Zeit als ein knabenhafter Versuch zum Unfug. Es traten zwar am 14. Juli 1514 in der Frühe viele Bauern aus dieser Gegend in Bühl zusammen, theils durch Drohungen der Anstifter getrieben, theils weil sie ihrer Beschwerden entledigt zu werden glaubten; aber ein plötzlicher Ueberfall des Markgrafen Philipp von Baden machte den Umtrieben ein Ende. Gugel-Bastian, der Anstifter derselben, entfloh, wurde aber später aufgegriffen und enthauptet.

Der Schauplatz anderer Bewegungen, die mit den weit-

verbreiteten Bestrebungen der deutschen Bauern nicht unmittelbar zusammen hängen, ist um dieselbe Zeit theils in den östlichen Grenzlanden des deutschen Reiches, theils in Ungarn. Hier, in dem großen Nachbarlande Deutschlands, strömten die gedrückten Hörigen und Leibeigenen schaarenweise zum Kreuzzuge herbei, welcher von den Kanzeln gegen die Türken gepredigt wurde. Aber die Herren sahen ungern den Abzug ihrer Dienstpflichtigen. Viele von ihnen zwangen sie mit Gewalt und unter harten Mißhandlungen zur Rückkehr. Dadurch wurde eine allgemeine Aufregung veranlaßt; das ganze gemeine Volk schrie nach Rache. Georg Dosa wollte der Rächer und Befreier des Volkes werden und führte das Kreuzheer gegen diejenigen, die ihn an die Spitze desselben gerufen, gegen den Hof, den Adel und hohen Klerus. Die Vorstädte von Pesth und Ofen waren die ersten Schauplätze der beginnenden Revolution. Edelleute wurden erschlagen und ihre Wohnungen der Erde gleich gemacht. Es kamen Tage schrecklicher Vergeltung für die Frevel, welche adeliger Despotismus Jahrhunderte hindurch an den Bauern verübt hatte. Im furchtbaren, lange schwankenden Kampfe auf dem rakoser Felde unterlag zwar die Sache des Volkes der besseren Rüstung und Führung der Aristokraten, aber an anderen Orten siegte sie. Greuelthaten, vor denen jedes menschliche Gefühl zurückbebt, wurden auf beiden Seiten begangen. Dosa proklamirte schon die Republik und die Souveränität des Volkes. Kein König, kein hoher Adel, keine Herren sollten mehr seyn, auch keine Bischöfe außer Einen; alle sollten gleich seyn vor Gott und den Menschen. Johann Zapolya, der Woiwode von Siebenbürgen, schlug endlich vor Temeswar im verzweifelten Kampfe Dosa's Heerhaufen. Dem Anführer selbst, der fechtend zu sterben gedachte, mißgönnte das Geschick den Tod in der Schlacht. Er gerieth in die Hände seiner Feinde und wurde unter scheußlichen Qualen zu Tode gemartert. Mit ihm, der eines besseren Looses würdig war, fiel die Sache des Volkes. 60,000 Bauern sollen in den Schlachten, am

Galgen und auf dem Blutgerüste umgekommen seyn. Die Ueberlebenden geriethen unter ärgeren Druck, als je zuvor; Abgaben und Frohnen wurden gesteigert, die Leibeigenschaft als ewiges und allgemeines Schicksal der Bauern erklärt.

Zu derselben Zeit gährte es im südöstlichen Deutschland. Die Bewegungen des windischen Bauernbundes in den Jahren 1502, 1503, 1513, 1514 und 1515 sind, ihrem ganzen Wesen nach, denen im südwestlichen Deutschland ähnlich. Auch hier reizte arger Druck und Verkümmerung der angestammten Freiheiten und Rechte ein friedliches, in Ehrfurcht vor Klerus und Adel aufgewachsenes Völkchen zum Aufstande. Es griff zu den Waffen, aber nicht mit Glück. Bald war ihm das Schwert von der mächtigen Aristokratie wieder entwunden und der Gehorsam hergestellt (1503). Theuerung, Erderschütterung, Maximilians kostspielige Kriege, Einfälle der Türken und verstärkter Druck des Adels brachten das Volk zur Verzweiflung, und im Jahr 1513 erhob es sich von Neuem; aber bald gelang es den Herren, den Bauern „das Gebiß wieder anzulegen". Im nächsten Jahre versuchten sie zum dritten Male, das unerträgliche Joch abzuwerfen. Durch das ganze Gebirge ging Ein Geist; in Steiermark, Kärnthen und Krain, in der ganzen windischen Mark erhob sich der Bauersmann zur Wiedererkämpfung seiner alten Rechte. In Kurzem standen 80—90,000 Bauern in den Waffen. Dies der große windische Bund. Er schlug nochmals den Weg friedlicher Unterhandlung ein und brachte seine Beschwerden vor den Kaiser. Dieser, der eine Demüthigung des herrschsüchtigen Adels dieser Lande nicht ungern sah, verhieß in freundlicher Zusprache Abhülfe. Erfreut über die kaiserliche Gnade gingen die Leute auseinander. Aber ungewöhnliche Himmelszeichen erhielten sie in fortwährender Spannung und Aufregung; neue Plackereien und Mißhandlungen kamen hinzu und riefen einen plötzlichen Ausbruch des Volksgrimmes hervor. Es kam damals eine Zeit für die Herren, in der mancher derselben „lieber ein Bauer gewesen wäre, denn ein Edelmann", wie einer der-

selben selbst schreibt. Der bisherige vernünftige Widerstand schlug in Wuth um auf der Seite des wahrscheinlich furchtbar gequälten Volkes. Vom Frühlinge 1515 bis in den Herbst dauerte der Rachekrieg, der Schrecken und Verderben über die Herrensitze in Kärnthen, Krain und Steiermark brachte.

Kaiser Maximilian sah anfangs unthätig diesem Wesen zu; als aber eine Rotte der Bauern zu maßlosen Ausschweifungen sich hinreißen ließ, warb er Knechte. Dietrichstein, der Landeshauptmann in Steier, überfiel mit diesen den ungeordneten Haufen und zersprengte ihn. Unter Blutvergießen, Brandschatzungen, Geldstrafen wurden die Empörungsversuche der Bauern erstickt. Auch hier hatte es an einem tüchtigen Haupte und an Einigkeit und Wachsamkeit gefehlt.

Dies die Vorspiele zum großen, allgemeinen Bauernaufstande. Wir sehen alle diese Bewegungen bald erstickt und unterdrückt. Aber der Geist, der sie hervorgerufen, lebte dessen ungeachtet im Volke fort. Die flüchtigen Häupter woben im tiefen Dunkel weiter. Joß Fritz, der Unermüdliche, ließ sich bald hier, bald dort wieder blicken, im Schwarzwalde und am Oberrhein. Eifrigst ließen die Machthaber auf ihn fahnden; aber er und seine Genossen wußten jeder Nachforschung zu entgehen. Sein Name verschwindet bald aus der Geschichte, aber der Same, den er ausgesäet, keimt fort und fort. Bald da, bald dort verlautete es von „Bundschuhern", und sicherlich lief der Brand unter dem Boden fort, von den Gewalthabern mehr gespürt und gefürchtet, als klar erkannt. Da trat die kirchliche Reformation hinzu und goß Oel in das im Geheimen fortglühende Feuer, indem sie das religiöse Element, welches von Anfang an die politischen Tendenzen der Bauern durchdrang, zum überwiegenden machte. „Das politische Element bedarf Jahre, bis es Wenige durchdringt und zur Hingabe erwärmt; religiöse Begeisterung reißt schnell Hunderttausende fort zu jedem Opfer, zu Wagniß und That".

Luther predigte von der christlichen Freiheit; das unter unmenschlichem Drucke erliegende Volk begehrte politische Freiheit. Je weniger klare Begriffe es von dem Wesen beider hatte, desto leichter konnte es von blinder Leidenschaft dahingerissen und von fanatischen Schwärmern aufgereizt werden, desto leichter versteckten Plänen des Ehrgeizes, der Herrschsucht und des Eigennutzes zum willenlosen Werkzeuge dienen. An sich schon mußte das mißhandelte Volk geneigt seyn, die religiöse Freiheit mit der politischen zu verwechseln; allein gerade die weltlichen und geistlichen Machthaber leisteten durch ihren Widerstand, den sie der neuen Lehre entgegensetzten, dieser Geneigtheit bedeutenden Vorschub; gerade die Aengstlichkeit, mit welcher sie der Verbreitung von Luthers Lehre und Schriften vorzubeugen suchten, als werde dadurch Aufruhr und Empörung befördert, leitete nicht nur die Aufmerksamkeit des Volkes auf dieselben hin, sondern gab dem gemeinen Manne auch eine gewisse Berechtigung, das ihm vorenthaltene Wort von der religiösen Freiheit auch auf das weltliche und politische Gebiet hinüberzuziehen und seine Forderungen immer höher zu steigern.

Aber abgesehen von dieser naheliegenden Vermischung der religiösen und politischen Freiheit, hatte Luthers Unternehmen an sich schon, mochte er selbst dies auch nicht zugestehen wollen, neben der religiösen eine politische Bedeutung. Der ungerechte Druck, unter welchem das arme Volk seufzte, stand nun einmal mit den Lehren und Verheißungen des Evangeliums, welche Luther verkündete, in grellem Kontraste. Jener Professor, der, als Luther zu Heidelberg disputirte, in ahnungsvoller Angst ausrief: „Wenn das die Bauern hörten, würden sie uns steinigen!“ hatte die richtige Ansicht von der Sache. In einem nach christlichen Grundsätzen gestalteten Staatswesen konnte und durfte jener Druck nicht mehr ausgeübt werden. Ueberdies wandte sich Luther an den gemeinen Mann selbst; das, was bisher nur in gelehrten Kreisen hie und da zur Sprache gekommen

war, brachte er frei und kühn unter das Volk und vor sein Forum, und dies mit aller Gewalt und Herrlichkeit des durch ihn erschlossenen deutschen Wortes; das, was er in einsamer Zelle durchdacht, empfunden und erforscht hatte, rief er ohne Scheu hinaus, und es tönte mächtig wieder im Palast, wie in der Bauernhütte, an der Fürstentafel, wie in der Schenkstube. Ist es nun wunderbar, wenn eine Aufregung entstand, welche das Gebiet des rein Religiösen bald überschritt?

Mag es seyn, daß Luther sein Streben auf das Letztere zu beschränken beabsichtigte; in jener Zeit und bei der damaligen Gestaltung des deutschen Reiches, dessen schönste Hälfte lauter geistliche Fürsten unter sich getheilt hatten, ließ sich Politisches und Religiöses nicht scharf trennen. Der Sturm, der die Kirche in ihren hierarchischen Grundfesten erschütterte, mußte auch den weltlichen Bau erschüttern. Auf der geistigen Unmündigkeit des Volkes beruhte der geistliche, wie der weltliche Despotismus. Luther wandte sich an das Volk, an den gesunden Menschenverstand; er gab ihm die Bibel in die Hand, daß es selbst daraus Belehrung und Trost schöpfen solle, und der erste Schritt zur Emancipation war gethan; die Täuschung war aufgedeckt, auf welche ungerechte geistliche Gewalt sich gegründet hatte; die Menschheit fing an, selbst zu denken und zu prüfen, und es stand zu erwarten, daß sie nicht bei etwas Vereinzeltem stehen bleiben, sondern daß sie alle bestehenden Verhältnisse in den Kreis ihres Denkens und Prüfens ziehen werde.

Männer, wie Hutten und Sickingen, welche bei ihren Plänen von der Wiedergeburt der deutschen Nation sicherlich auf die Gesammtheit des gemeinen Mannes mit rechneten, munterten durch Wort und That zu freieren Regungen auf dem politisch-kirchlichen Gebiete kräftig auf. Einen noch weit mächtigeren Einfluß auf die niedere Klasse übten aber die Prädikanten und die Flugschriften aus. Männer aller Art, befugte und unbefugte, hatte die gewaltige Aufregung ergriffen. Edle und Bauern, Gelehrte und Handwerker erhoben sich, um die christliche Wahrheit zu predigen.

Aber als Männer der Bewegung schritten sie Luther weit voraus. Ihre Kenntniß von des Letzteren Lehre mochte oft eine sehr mangelhafte seyn; aber tief und warm fühlten sie des Volkes namenloses Elend. Wenig kümmerte sie der dogmatische Zwist; ihr Ziel war ein anderes und zwar kein geringeres, als eine totale Umwälzung, die Gründung einer neuen christlichen Republik. Weil Alle eines Vaters Kinder, lehrten sie, und Alle gleich mit dem Blute Christi erlöst seyen, so müsse es fortan auch keine Ungleichheit geben, weder des Reichthums noch des Standes. Kühn sprangen sie in ihren Predigten von der Religion zur Politik über. Die schonungslose Kritik der Sitten der weltlichen und geistlichen Großen war ihr Lieblingsthema. Nichts war aber der Menge willkommener, als wenn man „ihre Ohren kitzelte mit Geschrei wider die Reichen und Gewaltigen". Rede und Beispiel dieser oft starkmüthigen, oft von fanatischer Begeisterung hingerissenen Männer, die vor dem Tode durch Henkers Hand oder auf dem Scheiterhaufen nicht erzitterten, wirkten gewaltig auf die Gemüther des Volkes ein, und dies wurde daneben noch fortwährend durch eine Menge Flugschriften bearbeitet, die unter volksthümlichem, treffendem Witz revolutionäre Tendenzen bargen und immer auf den Schluß einer derselben hinausliefen: „Es wird nicht mehr so gehen, wie bisher; des Spiels ist zu viel, Bürger und Bauern sind desselben überdrüssig; Alles muß sich ändern".

So ist das in langer Knechtschaft verwilderte, in finsterem Haß gegen seine Peiniger groß gezogene Volk durch Wort und Schrift über jede Scheu und jeden Zweifel hinweggehoben, die Revolution ihm durch seine Führer zur Religions- und Gewissenssache gemacht. Die Flamme der Empörung loderte in der mit jeglichem Brennstoffe geschwängerten Atmosphäre blutroth empor.

Der große Bauernkrieg in den Jahren 1524 und 1525.

Die erste Bewegung that sich in den nämlichen Gegenden kund, wo sich schon früherhin häufig Unruhen gezeigt hatten, dort, wo der Schwarzwald die Donauquellen von dem oberen Rheinthale scheidet. Viele Umstände beförderten hier den Ausbruch der Empörung: die ausnehmende Strenge, mit der die österreichische Regierung zu Ensisheim auch die unbescholtenen Prediger der neuen Lehre verfolgte; der Antheil, den der Graf von Sulz, Erbhofrichter zu Rottweil, persönlich an diesen Maßregeln nahm; die Anwesenheit Thomas Münzers, des gewaltigen Fanatikers, den ein richtig leitendes Gefühl hierher gezogen hatte; die Nähe der freien Schweizer, mit denen die dortigen Landleute in mannigfachem Verkehre standen; endlich wohl auch die Folgen eines Hagelschlages, der im Sommer 1524 die Hoffnungen der Ernte im Kletgau vernichtet hatte. Gegen den Herbst 1524 hin brachen die Bauern in der Landgrafschaft Stühlingen in volle Empörung aus, und bald folgten die im Hegau, in der Landgrafschaft Baar und an anderen Orten. Am 24. August 1524 zog Hans Müller von Bulgenbach an der Spitze einer ansehnlichen Bauernschaar mit schwarz-roth-gelber Fahne, zur Kirchweih in Waldshut ein, und trat offen mit seinem Zwecke hervor, eine evangelische Brüderschaft zu errichten, um die Bauernschaft im ganzen Reiche frei zu machen, die geistliche und weltliche Aristokratie zu stürzen und den Kaiser zum alleinigen Herrn zu erheben. Seine Boten und Briefe gingen schon weit den Rhein hinab und er gedachte, in alle deutschen Gaue den Aufstand zu verbreiten. In der Nachbarschaft fand seine Sache bereitwillige Theilnahme. Es erhoben sich bereits die Unterthanen der Grafen von Werdenberg, Montfort, Lupfen und Sulz. Der Gang der Begebenheiten in diesen Gegenden ist zwar etwas dunkel, doch treten die verschiedenen politischen und religiösen Momente, welche den

Bauernaufruhr erzeugten, hier klar hervor. Wahrscheinlich gingen von hier zuerst die allgemeineren Ideen und Pläne aus, wie sie in den 12 Artikeln durch das ganze Reich verbreitet wurden.

Aber der Aufstand war zu schnell und zu unvorbereitet begonnen worden. So wie die Herren mit ihren Rüstungen zu Stande waren, änderten sie ihre, anfangs begütigende, Sprache und verfuhren gegen die Aufständischen mit großer Strenge und Härte. Das undisciplinirte Landvolk vermochte den Völkern des Erzherzogs und des schwäbischen Bundes keinen Widerstand zu leisten. Im Herbste schon mußte es die Waffen strecken.

Doch es war dies nur das Vorspiel ernsteren, nachdrücklicheren Beginnens gewesen. Denn zu Anfang des folgenden Jahres, 1525, erhob sich der Aufstand mit erneuerter Kraft. Das Zeichen dazu gaben die Unterthanen des Abts von Kempten, die schon 30 Jahre früher aufrührerisch gewesen waren. Sie errangen im Januar 1525 den ersten Sieg. Ohne Zweifel war es die Theilnahme der Bürger, die einen solchen Erfolg bewirkte. Der Abt kam in große Bedrängniß; selbst auf seinem festen Schlosse konnte er sich nicht behaupten und mußte zuletzt einen für ihn sehr nachtheiligen Vergleich eingehen. Die Bauern machten im Kloster reiche Beute.

Dieser Sieg war eine kräftige Aufmunterung für alle Gleichgesinnten. Im Februar erhoben sich die Allgauer unter der Anführung Dietrich Hurlewagens von Lindau wider den Bischof von Augsburg. Auf ihre Mahnung gesellten sich ihnen die Seebauern weit und breit um den Bodensee zu unter Eitelhans von Theuringen. Wer sich dem Aufruhr nicht freiwillig anschloß, wurde mit Gewalt genöthigt; überall ertönten die Glocken, nicht mehr zum Gottesdienste, sondern zum Sturm, und alles Volk strömte nach Bermatingen, dem Sammelplatze. Zu Anfang des März erhob sich ein dritter Haufe am Ried unter Ulrich Schmid von Sulingen, der bis auf 18,000 anwuchs, da die Einwoh-

ner aller Dörfer im Ried und an der Iller zu ihm stießen. Der schwäbische Bund hatte vollauf zu thun, zumal da der vertriebene Herzog Ulrich die bedrängte Lage desselben zur Wiedereroberung seines Landes zu benutzen gedachte. Wirklich rückte er im Februar mit 15,000 Schweizern in Würtemberg ein und drang bis Stuttgart vor. Da seine Bekämpfung die Bundestruppen, unter dem Bundeshauptmann Georg Truchseß von Waldburg, hinreichend beschäftigte, so hatten die Aufständischen Zeit, sich durch den theils freiwilligen, theils erzwungenen Beitritt Anderer zu verstärken. Allein bald rief die Eidgenossenschaft ihre Leute zurück; der verlassene Herzog mußte weichen, und Georg von Truchseß konnte daher in der zweiten Hälfte des März sich gegen die Bauern wenden. Es gelang ihm zwar, einige feste Plätze zu gewinnen und einige abgesonderte Bauernhaufen zu sprengen; die Massen waren aber durch die Verzögerung des Angriffs so sehr angewachsen, daß er ihnen im Großen nichts anhaben konnte. Auch waren sie nicht gänzlich ungeübt in den Waffen; denn die junge Mannschaft war dort gewöhnt, als Landsknechte auszuziehen; das Gefühl der Wehrhaftigkeit stärkte den an sich schon kräftigen Menschenschlag. In den Bundestruppen mochte sich wohl hie und da ein gewisses Einvernehmen mit den Bauern kund thun. Und immer noch wurden diese durch die Ankunft neuer Haufen verstärkt. Der arme Konrad schien in furchtbarer Gestalt wieder erwacht zu seyn. Anfangs April war das schwarzwälder Landvolk vom Wutachthale bis zum Dreisamthale im Aufruhr; Alles schaarte sich um jenen Hans Müller von Bulgenbach, der an der Spitze eines ansehnlichen Gefolges von Dorf zu Dorf zog, hinter sich auf einem mit Laub und Bändern geschmückten Wagen die Hauptfahne. Ein Herold rief allenhalben die Gemeinden auf und verlas die 12 Artikel. Denn nicht eine Empörung mit ganz unbestimmter Aussicht wurde bezweckt, sondern schon waren es sehr positive Forderungen, welche die aufrührerischen Bauern

machten; sie wußten, wofür sie die Waffen ergriffen. Die 12 Artikel gaben mehr als alle anderen Flugschriften den Ansprüchen der Bauern eine bestimmte Richtung. Jene erste, noch vage Idee der evangelischen Brüderschaft erhielt durch sie einen bestimmten Inhalt. Hinsichtlich ihres Verfassers haben weder die Untersuchungen nach der Unterdrükkung des Bauernaufstandes, noch die Forschungen der Gelehrten zu einem sicheren Resultate geführt. Nur so viel scheint gewiß, daß dieselben von Oberschwaben ausgingen und sich in vielen Abdrücken von da über Franken und ganz Deutschland verbreiteten. Die Kraft dieser Flugschrift lag besonders in der einfachen, klaren Darstellung, in dem Schein der Gerechtigkeit, den sie stets bewahrt, in einer gewissen Mäßigung und Milde bei allem Gefühl der Volksunterdrückung. Das Landvolk, längst unruhig, wußte jetzt auf einmal, was zu bekämpfen sey. Es hatte einen Vereinigungspunkt, es hatte sein Manifest gefunden. Mit Entkleidung von der Form, der Kirchensprache jener Zeit, ist ihr Inhalt folgender.

In der Einleitung suchen die Bauern die Behauptung zu widerlegen, als sey die Frucht des neu verkündeten Evangeliums keine andere, als Empörung und Ungehorsam gegen die Obrigkeit. Denn dieses Evangelium gebiete ja Friede und Liebe, und da die Artikel der Bauern nur darauf hinzielten, dem Evangelium gemäß zu leben, so sey dasselbe keine Quelle des Ungehorsams. Und dann seyen die Bauern nicht aufrührerisch; wenn Gott, der auch die Kinder Israels aus der Hand Pharao's gerettet habe, sie erhören wolle, wer möge sein Gericht deshalb tadeln? Dann folgen die Artikel selbst:

1) Jede Gemeinde soll das Recht haben, sich durch Stimmenmehrheit ihren evangelischen Pfarrer zu wählen und denselben unwürdigen Benehmens wegen zu entsetzen.

2) Jede Gemeinde soll den „rechten Kornzehent" geben, der im alten Testament geboten ist, jedoch unter folgenden Bedingungen:

a) Wenn der Pfarrer ihn bisher selbst bezog, so soll ihn künftighin die Gemeinde einsammeln, dem Pfarrer davon seinen genügenden Unterhalt geben und den Rest theils den Armen reichen, theils zur Bestreitung der Unkosten der Heeresfolge verwenden.

b) Wenn aber ein Laie den Zehenten bezieht und durch gehöriges Zeugniß beweisen kann, daß ihm die Gemeinde denselben verkauft hat „aus etzlicher Noth halben", mit dem soll man sich vergleichen und den Zehenten unter billigen Bedingungen ablösen. Kann der Zehentbezieher diesen Beweis aber nicht liefern, und ergibt es sich, daß seine Vorfahren ihn nur mit List oder Gewalt sich zugeeignet haben, so verliert er ihn ohne Entschädigung.

c) Der kleine Zehent und der Blutzehent fällt ganz weg.

3) Die Leibeigenschaft hört ganz auf, denn sie widerstreitet der Erlösung der Menschen durch Christum. Doch hebt diese christliche Freiheit den Gehorsam gegen die rechtmäßige Obrigkeit nicht auf.

4) Wild, Vögel und Fische, letztere im fließenden Wasser, zu fangen, steht Jedermann frei, es sey denn, daß Jemand urkundlich beweisen kann, er habe das Fischwasser gekauft.

5) Wenn Holzungen einer Gemeinde von einer Kirche oder einer weltlichen Herrschaft abgedrungen worden sind, so fallen sie an die Gemeinde unbedingt zurück, und die Gemeindeglieder haben ihren Bedarf an Brenn- und Bauholz unentgeltlich zu beziehen. Wenn aber keine Waldungen vorhanden sind, als solche, deren redlicher Kauf bewiesen werden kann, so soll man sich mit dem Besitzer billig vergleichen. Dies muß selbst dann geschehen, wenn sie von einem unrechtmäßigen Besitzer bereits an den dritten Eigenthümer durch Kauf übergegangen sind.

6) Frohndienste dürfen nicht gemehrt, sondern es soll das alte Herkommen geachtet werden.

7) In Bezug auf verliehene Güter soll zwischen dem Herrn und den Bauern der Vertrag gehalten werden, so daß der erstere über denselben weder Abgaben noch Dienste er-

reffen darf. Doch soll der Bauer dem Herrn auch mit freiwilligen Diensten unterstützen, zu Zeiten, wo dem erstern dies keinen Nachtheil bringt.

8) Wenn Güter mit Gülten so überladen sind, daß die Arbeit für den Anbauenden keinen Ertrag mehr gibt, so soll nach der Entscheidung ehrbarer Leute der Zinsfuß verringert werden.

9) Gerichtsstrafen sollen nicht willkürlich erhöht werden, sondern es ist das alte Herkommen zu bewahren.

10) Wer Gemeindegüter sich unrechtmäßig angeeignet hat, muß sie herausgeben. Mit dem, welcher dergleichen Güter rechtmäßig gekauft hat, soll man sich brüderlich vergleichen.

11) Die Abgabe, welche Sterbfall heißt, ist als eine widerrechtliche Beraubung der Wittwen und Waisen aufzuheben.

12) Jeder der obengenannten Artikel soll als abgethan angesehen werden, wenn er auf den Grund der heiligen Schrift hin als ungeziemend bewiesen werden kann; dagegen behält sich die Bauernschaft vor, wenn mit der Schrift und der Wahrheit noch mehr Artikel erfunden würden, die gegen Gott und die Liebe des Nächsten seyen, auch diese anzusprechen.

Vergleiche: Die gründtlichen und rechten hauptArtikel, aller Bauernschafft und Hynderseſſen ꝛc. bei Bensen, a. a. O., S. 514 ff. (vergl. S. 171 ff., welcher Darstellung derselben wir gefolgt sind); bei Dechsle, Beiträge zur Geschichte des Bauernkriegs, S. 246 ff.

Die Artikel vermieden demnach das Labyrinth von Ansprüchen und verjährten Vorrechten, welches schwer gewesen wäre, rechtlich zu entwirren. Die Billigkeit ist ihre einzige Richtschnur. Die Mäßigkeit in ihren Forderungen ist unbestreitbar. In den meisten Fällen wird dadurch gar kein Eigenthumsrecht verletzt, sondern sie wollen nur unrechtmäßigen Besitzstand beseitigen. Dessen ungeachtet ist es klar, wie gefährlich diese Artikel dem bestehenden Wesen werden mußten. Ihre Interpretation und ihre Ausführung war

dem lange gedrückten und jetzt in wilder Empörung begriffenen Landvolke überlassen; dieses aber war nicht gesonnen, sich innerhalb der vorgeschriebenen Schranken zu halten, und hatte überhaupt keine Lust mehr, Zehenten, Gülten, noch eine Abgabe zu zahlen oder irgend welche Dienste zu leisten; es wollte in den Waldungen und Gewässern nach Belieben wirthschaften.

Aber so sehr waren die Bauern von der Rechtmäßigkeit ihrer Forderungen überzeugt, daß der Hauptmann Hans Müller schon die Hoffnung aussprach, sie ohne Schwertschlag in's Werk gesetzt zu sehen. Zugleich aber wurden Drohungen hinzugefügt: wer sich weigere, die Artikel anzunehmen, solle von der christlichen Gesellschaft in den Bann gethan werden und aller bürgerlichen und nachbarlichen Rechte verlustig gehen.

Wirklich standen im Laufe des Aprils 1525 die Dinge so, daß es damals wenigstens keine ganz grundlosen Hoffnungen waren, zu welchen sich die Bauern erhoben hatten.

Schon gegen Ende März hatten auch in Franken die Unruhen begonnen. In der rothenburger Landwehr scheint der Brand zuerst ausgebrochen zu seyn, der sich mit reißender Schnelligkeit in der Umgegend verbreitete. Boten eilten längs der Tauber hin und riefen die Gemeinden zum Sturm auf. Zwar erließ der rothenburger Rath an die aufgestandenen Ortschaften strenge Ermahnungen, worin sie bei ihrem Unterthaneneid, bei dem kaiserlichen Landfrieden und dem Evangelium aufgefordert wurden, zur Ruhe zurückzukehren. Aber die Bauern, die ihrer in langen Fehden mit dem benachbarten Adel erworbenen Wehrhaftigkeit bewußt waren, verlachten dergleichen Drohungen und zogen immer neue Schaaren an sich. Bald konnte der rothenburger Rath selbst nicht mehr auf die Treue seiner schon seit längerer Zeit unzufriedenen Gemeinde bauen; ein Theil der Bürgerschaft konspirirte ohne Scheu mit dem aufständischen Landvolke, und in der Stadt entstanden heftige Parteizwiste, in denen endlich die radikale Faktion unter Stephan Men-

zingen, einem beredten und äußerst gewandten und verschlagenen Demagogen, den Sieg davon trug. Karlstadts und anderer exaltirten Männer Predigten trugen nicht wenig dazu bei, die Gemüther mehr und mehr gegen die bestehende Ordnung aufzureizen, und das Ende war, daß ein Ausschuß gebildet wurde, welcher den alten Rath zu stürzen und allen Abmahnungen, die von Seiten des Markgrafen von Baden und benachbarter Reichsstädte an ihn ergingen, zum Trotz, die Verwaltung und Verfassung des städtischen Wesens ganz im Sinne der Empörung zu regeln unternahm.

Im Schöpfergrunde, Königshofen gegenüber, hatten sich schon am 26. März ein paar Tausend Bauern versammelt, jedenfalls durch die 12 Artikel, die zu ihnen gelangt waren, aufgeregt, und damit das Signal zum allgemeinen Aufstande gegeben. Aus allen umliegenden Ortschaften strömten die Bauern zusammen; es galt kein Unterschied der Herrschaft und des Gebietes mehr. Der Haufe, der aus Unterthanen der Pfalzgrafen am Rhein, der Bischöfe von Mainz und Würzburg, der Deutschherren und vieler Edlen bestand, wählte den Wirth von Ballenburg im Odenwalde, Georg Metzler, einen verwegenen Menschen und erbitterten Adelsfeind, der im Saus und Braus eines vielbesuchten Wirthshauses sein Vermögen verschleudert und, nur im Aufruhr Hülfe suchend, mit anderen Unzufriedenen die ersten Verabredungen getroffen hatte, zum obersten Hauptmann. Auch in Mergentheim und an anderen Orten rotteten sich die Gleichgesinnten zusammen. Gewöhnlich begann der Aufstand damit, daß bei einem Gelage die Beredtesten das Wort nahmen und die 12 Artikel verlasen, worauf die Sturmglocke erscholl und ein Jeder sich nach seinen besten Kräften zu rüsten und zu bewaffnen suchte. Auf umliegende herrschaftliche Vorrathshäuser und Weinkeller richtete sich dann der erste Angriff.

Am 5. April trafen bei dem uralten Kloster Schefflersheim die Schaaren der aufständischen Bauern aus der rothenburger Gegend zusammen; dort beschwuren sie ihr Frei-

heitsbündniß. Der Brudereid lautete: „Ich soll und will, indem ich in die Versammlung der Bauernschaft mich begeben habe, weder geistlichen, noch weltlichen Fürsten Zoll, Zins, Steuer oder Zehent geben, bis zu Austrag und Ende dieser Sache, und Einen Gott, Einen Herrn haben, das helfe mir Gott und das heilige Evangelium!“ Der große Lienhart aus Schwarzenbronn und Fritz Büttner aus Merzentheim wurden oberste Hauptleute.

Auch im Odenwalde hatte der Aufstand guten Fortgang. Eine Abtheilung Odenwälder, genannt „der schwarze Haufe“, zeichnete sich durch kriegerische Zucht und Tüchtigkeit aus; an ihrer Spitze erscheint Florian Geier, ein Edelmann, der tüchtigste und treueste der Bauernanführer, „der mit frommem Sinne und bewußter Kraft seine Sache führte“. Die andere Abtheilung stand unter dem oben genannten Georg Metzler. Der ganze Haufe aus dem Odenwalde nannte sich „das evangelische Heer“, da er „das Wort Gottes zu handhaben und zu beschirmen“ vorgab. Er brach am 4. April gegen den Jartgrund auf, wo das schöne Kloster Schönthal ihm anheimfiel und mit seinen gefüllten Vorrathskammern und Weinkellern reichlichen Unterhalt gewährte. Dort gesellten sich andere Schaaren hinzu, besonders aus dem Gebiete der Reichsstadt Hall, wo ein Empörungsversuch an dem festen Sinne der Bürger gescheitert war, aus Oehringen, wo Wendelin Hipplér, ein listiger und gewandter Mann, der früherhin hohenlohischer Kanzler gewesen war, den Aufstand förmlich organisirt hatte, und aus dem Heilbronnischen, wo besonders der gewaltthätige und verwogene Jäcklein Rohrbach das Bauernvolk aufgewiegelt hatte. Bei Schönthal hatte sich auf diese Weise bald ein Heer von 8000—10,000 Mann gesammelt. Der erste Schlag sollte nun die Grafen von Hohenlohe treffen. Nach einigen vergeblichen Unterhandlungen, welche diese nur angeknüpft hatten, um Zeit zu gewinnen, brach die ganze Menge, der sogenannte „helle Haufe“, gegen Neuenstein auf. Stadt und Schloß, ohne Vertheidiger, fielen fast ohne

Schwertschlag in die Hände der Bauern. Jetzt erst sahen die Grafen die ganze Größe der Gefahr ein, und erboten sich, zur Unterhandlung sich auf dem Grünbühl, einem kleinen Weiler zwischen Waldenburg und Neuenstein, zu stellen. Dort erklärten die Bauernanführer offen, sie würden weder vom Kaiser, noch von den Ständen eine Ordnung annehmen, sondern nur Dem beipflichten, was der gesammte helle Haufe der Bauernschaft beschließen werde. Zugleich droh=ten sie, wenn ihren Forderungen nicht Genüge geschehe, werde Verheerung der gräflichen Güter die unausbleibliche Folge davon seyn. In solcher Bedrängniß mußten sich die Grafen von Hohenlohe bequemen, in sämmtliche Be=dingungen der Aufständischen einzuwilligen und dies mit Brief und Siegel zu bekräftigen. Auch den rohen Ueber=muth der Bauern hatten sie zu erfahren. „Bruder Georg und Bruder Albrecht", rief ihnen einer aus dem Haufen zu, „kommt her und gelobet den Bauern, bei ihnen als Brüder zu halten, und nichts wider sie zu thun. Denn ihr seyd nim=mer Herren, sondern Bauern, und wir sind Herren von Hohenlohe, und unseres ganzen Heeres Meinung ist, daß ihr auf unsere 12 Artikel schwöret".

Also traten die Grafen durch Annahme der 12 Artikel in die christliche Brüderschaft, und unterwarfen sich zum Voraus allen Reformen, welche die Bauern in's Werk zu setzen gedachten. Am 12. April verließen diese das Hohen=lohische; die 3 Hauptanführer, Georg Metzler, Flo=rian Geier und Jäcklein Rohrbach, wandten sich mit ihren Schaaren dem Neckar zu. Wendelin Hippler fungirte als Kanzler des Bauernheeres.

In den kleineren Herrenstädten, wie Oehringen, Mer=gentheim ꝛc., hatten die Aufständischen leichtes Spiel, beson=ders wenn die Bürger von Haß gegen die übermüthige und üppige Geistlichkeit getrieben wurden. Ihre Zahl wuchs dann gewöhnlich so schnell, daß sie bald den Reisigen und den wenigen Treuen überlegen waren. In den freien Reichsstädten bildete dagegen die wohlhabendere Bürger=

schaft einen natürlichen Damm gegen die Empörung. Durch Ordnungsliebe und Einsicht in die Verwaltungsgeschäfte und durch ihre bessere Bewaffnung blieb sie der ärmeren, zum Aufruhr geneigteren Klasse immer überlegen, sobald sie einig war. In Rothenburg aber hatte, besonders durch den Einfluß exaltirter Prädikanten und durch Menzingens Umtriebe die Partei des Volkes ein großes Uebergewicht gewonnen. Ostern begann der Bildersturm gegen die Kirchen, und die ihres Lebens nicht mehr sicheren Priester und Mönche leisteten endlich freiwillig den Bürgereid, wodurch sie alle ihre Privilegien und Vorrechte aufgaben. Hier begann daher zuerst eine neue Ordnung der Dinge nach Maßgabe der neuen Ideen. In feierlicher Versammlung in der Pfarrkirche trat die Stadt auf 101 Jahr in den Bund der Bauern, und wurde ein Hauptstützpunkt für ihre Unternehmungen in Franken. Hier überhaupt aber konnten weit leichter solche Erfolge gewonnen werden, als in Schwaben; denn dort trat den Bauern kein starkes Bundesheer entgegen. Die Grafen und Herren standen zu isolirt und waren daher der Uebermacht des empörten Landvolkes wie wehrlos preisgegeben. Dem Beispiele der Grafen von Hohenlohe mußten daher bald die Grafen von Löwenstein, die Herren von Rosenberg und der Komthur des Deutschherrenordens folgen. Ueberall bezeichnete Brand und Verwüstung die Spur des Bauernheeres; die Schlösser von Mergentheim, Lauda, Aub, Röttingen, Raigetsberg u. a., nebst mehreren reichen Klöstern sanken in Asche.

Aber noch war keine entscheidende That vollbracht worden; noch konnte sich die Menge der Bauern einer gewissen Scheu vor dem Herrenstande nicht gänzlich erwehren, dem sie so lange nur mit Furcht und Zittern gegenüber zu treten gewohnt gewesen waren. So konnten die Grafen von Hohenlohe, die doch manches bittere Wort hatten hören müssen, sich noch weigern, Geschütz und Pulver zu liefern, und man mochte sie nicht dazu zwingen. Wirklich mochten auch noch viele Edle auf jene angeborene Scheu rechnen und das ganze

Unternehmen der Bauern für einen vorübergehenden Tumult zu halten geneigt seyn. Daher beschlossen die Anführer der Bauern, die sich gegen den Neckar gewandt hatten, durch einen kräftigen Schlag jede etwa noch vorhandene Schranke der Furcht und Scheu niederzureißen und durch die That zu zeigen, welches Loos Derer warte, die sich ihrer Uebermacht zu widersetzen wagten. Weinsberg mit seinem festen Schlosse Weibertreu war dem in Blutdurst entflammten Grimme der Bauern zuerst ausgesetzt. Es lag darin eine Besatzung unter dem Grafen Helfreich von Helfenstein, dem tapferen Vertheidiger Stuttgarts gegen Ulrich. Die Wuth des anrückenden Bauernheeres stieg auf's Aeußerste, als die Herolde, welche die Besatzung zur Uebergabe aufforderten, mit Schimpf und Spott abgewiesen worden waren. Der 8000 Mann starke Haufe begann einen heftigen Sturm, und bald entsank den Herren und den Bürgern der Muth. Die durch ein verrätherisch geöffnetes Thor hereindringenden Bauern, die nur den Bürgern Schonung angedeihen ließen, richteten unter den Herren und Edlen ein fürchterliches Blutbad an; was Stiefel und Sporen trug, war zum Verderben bestimmt. Glücklich, wer sogleich erschlagen wurde; denn der lebendig Gefangenen wartete grausamer Hohn. Vergeblich warf sich des Grafen von Helfenstein Gattin, eine natürliche Tochter Maximilians I., ihren Knaben auf dem Arme, den Häuptlingen zu Füßen; vergebens bot der Graf selbst 30,000 Gulden als Auslösungssumme. „Und wenn du uns zwo Tonnen Goldes gäbest, so müßtest du doch sterben!" rief man ihm hohnlachend zu. Wie der Graf kein Erbarmen sah, stürzte er sich verzweifelnd in die Spieße der Bauern. Dem Grafen folgten seine Gefährten im furchtbaren Lauf; alle fielen von Spießen durchbohrt unter Trommel- und Schalmeienklang. Die Wuth der Bauern, einmal angefacht, war ohne Grenzen. Auch Helfensteins Gemahlin mußte sie empfinden. Man riß ihr das Geschmeide ab, warf sie mit ihren Frauen auf einen Mistkarren und führte sie in diesem jammervollen Aufzuge nach Heilbronn.

Zur Seite liefen die Bürger von Weinsberg und ihre Weiber und riefen spottend: „In einem goldenen Wagen bist du zu uns gekommen, in einem Mistwagen fährst du weg!“ Die edle Gräfin ertrug alle Schmähungen mit ergebenem Sinne. Im Schlosse fanden die Sieger reiche Beute. Auch die öffentlichen Kassen der Stadt wurden geplündert, die Bürger aber entwaffnet.

Nach dieser furchtbaren That beugte sich Jedermann; der ganze Adel vom Odenwald bis an die schwäbische Grenze nahm die Gesetze der Bauern an. Ueberall mußte sich der Adel zu den 12 Artikeln bekennen, die nach lokalen Verhältnissen modificirt wurden. Die Grafen von Hohenlohe sandten jetzt auch bereitwillig das Geschütz, welches sie früher verweigert hatten.

Von Weinsberg brach das Heer der Bauern gegen Heilbronn auf, und hier bedurfte es nicht einmal eines ernsthaften Angriffs. Die Mehrzahl der Bürger war schon vorher den Bauern geneigt, und auf die Kunde von deren Heranzug entstand Gährung und Verwirrung in der Stadt. Durch Verrath wurde ein Thor geöffnet, worauf die Menge hereindrang. Der Rath mußte eine Verbrüderung mit den Bauern eingehen. Das deutsche Haus fiel in ihre Hände mit einer Beute, die auf 20,000 Gulden angeschlagen wurde. Die Ordensherren, die sich noch vorfanden, mußten neben der Tafel der schwelgenden Bauern mit abgezogenen Hüten stehen. Einem rief ein Bauer zu: „Heut', Junkerlein, seyn wir Deutschmeister“, und schlug ihn zugleich auf den Bauch, daß er zurückfiel.

Florian Geier ging unterdeß mit seiner Schaar auf besondere Unternehmungen aus. Unermüdlich war er in Verfolgung seines Planes, die Burgen des Adels zu brechen; der Edelmann, meinte er, solle auch nicht mehr als eine einzige Thür haben, gleich einem Bauern.

Neckarsulm, Gundelsheim und andere Ortschaften folgten dem Beispiele der Heilbronner, und schlossen sich freiwillig dem Aufstande an. In Gundelsheim sammelten sich

alle zerstreuten Schaaren des Bauernheeres, und die Hauptleute traten zu einem Kriegsrathe zusammen. Der Beschluß war, gegen den mächtigsten Herren im Frankenlande, den Bischof von Würzburg, zu ziehen. Aber es trat das Bedürfniß eines obersten Hauptmannes, eines kriegserfahrenen Feldherrn, welcher Einheit und Plan in die zerstreuten Unternehmungen zu bringen, die entgegengesetzten Meinungen zu beherrschen und durch einen berühmten Namen nicht allein auf die Untergeordneten, sondern auch auf die Gegner einzuwirken vermöchte, täglich mehr hervor. Aus den bisherigen Anführern konnte dieser nicht wohl gewählt werden, da man dem höher gestellten Bruder kaum gehorcht haben würde. Und da Marx Stumpf, kurmainzischer Amtmann zu Krautheim, die Würde ausschlug, so fiel die Wahl, auf Wendel Hipplers Antrag, auf den berühmten Götz von Berlichingen, welcher als Feind der hohen Geistlichkeit und der Fürsten bei den Bauern beliebt war und als Schwager des berühmten Sickingen, als Freund des Georg von Truchseß und des Georg von Frondsberg, ihnen als einflußreicher Repräsentant ihrer Sache erschien. Der Ritter übernahm, durch die Noth gezwungen, die Anführung des odenwalder Haufens, und bekannte sich zu den 12 Artikeln. Vielleicht mochte ihn auch die kriegerische Thätigkeit anziehen, die sich ihm hier darbot und in der er einmal lebte und webte, zumal da sie gegen seine Feinde im schwäbischen Bunde gerichtet war. Man mag über die Annahme des Oberbefehls denken, was man will, so viel ist wenigstens gewiß, daß Götz von dem wilden, ungebändigten Geiste des Aufruhrs weit entfernt war. Wirklich gelang es ihm auch, einige Modifikationen der 12 Artikel und besondere Zusätze von den Bauern zu erwirken, z. B. daß Niemand ohne Befehl plündern solle; daß das Privateigenthum geachtet werden solle; daß Zinsen, Gülten und Schulden bis zur Reichsreform bezahlt werden sollten ꝛc.

Schon am 6. und 7. Mai erschien das Bauernheer von verschiedenen Seiten her vor Würzburg und wurde freudig

begrüßt von den Bürgern der Stadt, welche jetzt reichsstädtische Freiheiten zu erringen gedachten. Sie und die Bauern schwuren einander Treue und Standhaftigkeit, bis der Frauenberg erobert sey, wo die letzte Kraft der Ritterschaft und des Fürstenthums in Franken, die sich jetzt vereinigt hatten, versammelt war.

Gerade um diese Zeit, Ende April und Anfang Mai 1525, war bereits in ganz Oberdeutschland ein ähnlicher Zustand der Dinge, wie in Franken eingetreten. Allenthalben Bewegung und Aufruhr, allenthalben glücklicher Erfolg für die Bauern. Der Bischof von Speier hatte die Bedingungen derselben eingehen müssen: der Kurfürst von der Pfalz hatte sich im freien Felde bei dem Dorfe Horst vor ihnen gestellt und ihnen Erledigung ihrer Beschwerden auf die Grundlage der 12 Artikel versprochen. Im Elsaß war selbst die Regierung des Bischofs, Zabern, in die Hände der Bauern gefallen; die Einwohner der kleineren Stände traten überall zu ihnen und erklärten, sie hätten keine Spieße, um die Bauern zu stechen. Zwei Hauptleute derselben, der Schlemmerhans und der Deckerhans, übten eine unumschränkte Herrschaft im Elsaß aus. Da der Markgraf Ernst von Baden die Bedingungen der Bauern nicht eingehen wollte, wurden seine Schlösser eingenommen und er selbst mußte landflüchtig werden. Die Ritterschaft des Hegau wurde in der Stadt Zell am Untersee von den Bauern eingeschlossen und belagert. Selbst der gewaltige Truchseß, der Hauptmann der schwäbischen Bundesvölker, mußte sich endlich zum Vertrag mit den Bauern von Allgau, vom See und vom Ried bequemen, und ihnen eine Erledigung ihrer Beschwerden unter der Vermittelung der Städte versprechen. Es war noch ein Glück, wenn sie sich nur noch auf die Zukunft vertrösten ließen. In Würtemberg wollten sie schon von keinem Landtag mehr hören, sondern Alles augenblicklich ihrer christlichen Vereinigung unterwerfen, die sich bereits über den größten Theil des Landes verbreitet hatte. Der Bischof von Bamberg, der Abt von Hersfeld, der Koadjudor von Fulda

hatten sich zu geistlichen und weltlichen Konceſſionen verſtehen müſſen. Auch der Bruder des Letzteren, der alte Graf Wilhelm von Henneb'erg, trat in die Brüderſchaft der Bauern und verſprach, Alles frei zu laſſen, „was Gott der Allmächtige gefreiet in Chriſto, ſeinem Sohne". Vielleicht den kühnſten Verſuch einer Umgeſtaltung aller Verhältniſſe machten die Einwohner des Rheingau. Sie verſammelten ſich auf ihrer uralten Malſtatt, der Lützelaue, zu St. Bartholomä, und kamen überein, vor Allem ihre alte Verfaſſung zurückzufordern, das Haingericht nach dem alten Rechte, die Herſtellung „des Gebickes", wodurch das Land in eine Art Feſtung verwandelt wurde, eine gleichmäßige Herbeiziehung der weltlichen und geiſtlichen Herren zu den Laſten der Gemeinde, Verwendung der Kloſtergüter zu Nutzen der Landſchaft. Gelagert auf dem Wachholder bei Erbach und in offener Empörung begriffen, nöthigten ſie Statthalter, Dechant und Kapitel, ihre Forderungen in der That zu bewilligen. Auch in Aſchaffenburg mußte der Statthalter des Erzbiſchofs von Mainz auf die Bedingungen der Bauern eingehen.

Wir ſehen alſo den ganzen ſchwäbiſchen und fränkiſchen Stamm der deutſchen Nation in einer Bewegung begriffen, die der beſtehenden Ordnung der Dinge eine vollſtändige Umkehr droht. Und um ſo größer war die Bedeutung dieſes Aufſtandes, als auch ſchon eine große Anzahl von Städten daran Antheil nahm.

Zuerſt waren es die kleineren Städte, die ſich zu den Bauern geſellten, wie Kempten, Leipheim und Günzburg an der Donau, die kurmainziſchen Städte im Odenwald, die Städte im Breisgau. Abgeſehen davon, daß ſie ohnehin nicht Kraft gehabt hätten, den Bauern Widerſtand zu leiſten, theilten die meiſten deren Beſchwerden. Im Bisthum Bamberg, wo an 50 Schlöſſer zerſtört wurden, hatten die Städter ſogar den kühnen Plan gefaßt, die benachbarten Edelleute zum Eintritt in ihr Gemeinweſen mit Gewalt zu nöthigen. Auch einige Reichsſtädte 2. und 3. Ranges, wie Heilbronn,

Memmingen, Dinkelsbühl, Wimpfen, wurden mit Güte oder Gewalt herbeigezogen. In Rothenburg haben wir schon früher die Volkspartei siegen sehen. Windsheim wurde kaum durch die ernsten Abmahnungen der Nürnberger vor einem gleichen Schritte zurückgehalten. Aber auch in den größeren Städten thaten sich ähnliche demokratische Bestrebungen mit Macht hervor. So forderte die Bürgerschaft von Mainz die ihr nach dem letzten Aufruhr entrissenen reichsstädtischen Rechte wieder zurück. Der Rath von Trier stellte sich an die Spitze der Bewegung und drang nicht allein auf Herbeizieh ung der Geistlichen zu den bürgerlichen Lasten, sondern nahm sogar einen Antheil an den geistlichen Gefällen in Anspruch, die bei den Reliquien im Dome einkamen. In Frankfurt sah sich der Rath genöthigt, die ihm von der Bürgergemeinde vorgelegten Artikel in ihrem ganzen Umfange anzunehmen. Auf andere Reichsstädte, die dasselbe gethan, berief er sich später zu seiner Entschuldigung. Die Stadt Straßburg sollte die Empörer als Bürger aufgenommen, Ulm sie mit Waffen und sogar Nürnberg mit Zufuhr unterstützt haben.

Ist es nun auch nicht zu leugnen, daß manche Reichsstadt die beginnende Bewegung in ihrem Gebiete mit Eifer zu unterdrücken bemüht war, und daß die meisten Gährungen in den Städten von dem niederen Volke ausgingen und durch die Gelegenheit hervorgerufen wurden, so liegt es doch auf der Hand, wie stark und umfassend durch das Hinzutreten dieses Elements die Empörung und damit die Gefahr für das Reich werden mußte.

Wirklich gaben sich schon tief in das Bestehende eingreifende Reformpläne auf Seiten der Bauern kund. Was die Fürsten auf vielen Reichstagen vergebens sich bemüht hatten zu Stande zu bringen; was Sickingen und seine Genossen einige Jahre früher mit der Ritterschaft auf ihre Weise auszuführen beabsichtigt hatten, das gedachten jetzt die Bauern durchzusetzen, natürlich mit den Modifikationen, die dem Zwecke ihrer Erhebung angemessen waren.

Wohl sahen die Bauern das Ungeordnete und Zügellose ihres ganzen Beginnens ein; daher suchten sie eine obere Leitung herzustellen. Heilbronn sollte der Sitz einer Art von Kanzlei und Regierung für den ganzen Aufstand werden. Die Bauernhaufen selbst sollten einander ablösen, ein Theil im Felde bleiben und die Annahme der 12 Artikel von den noch Widerstand Leistenden erzwingen, der andere Theil nach Hause an das gewöhnliche Tagewerk gehen. Aber man hatte auch schon eine bestimmte Verfassung im Reiche vor Augen, die ihren Grundzügen nach folgende war: Die Bauern sollten von allen drückenden Gerechtsamen geistlicher und weltlicher Herrschaften befreit werden, und zu dem Ende wollte man zu einer allgemeinen Säkularisation der geistlichen Güter schreiten, wodurch die Möglichkeit gegeben würde, die weltlichen Herren zu entschädigen; denn die letzteren sollten nicht ohne eine Entschädigung ihre bisherigen Rechte aufgeben. Da die Masse der zu säkularisirenden Güter so groß war, so hoffte man, damit auch noch die öffentlichen Bedürfnisse des Reichs bestreiten zu können. Es sollten nämlich alle Zölle und Steuern aufhören; die letzteren wollte man nur alle 10 Jahre zahlen. Das Gerichtswesen sollte nach einem umfassenden Plane ganz umgestaltet werden; 44 Freigerichte mit Beisitzern aus allen Ständen, 16 Landgerichte, 4 Hofgerichte, 1 Kammergericht, alle auf ähnliche Weise organisirt, wurden in Vorschlag gebracht. Im letzteren, im Kammergerichte, sollten folgende Mitglieder sitzen: 2 aus dem Fürstenstande, 2 aus dem Grafen- und Herrenstande, 2 aus der Ritterschaft, 3 aus den Reichs- und 3 aus den Fürstenstädten, und endlich 4 aus allen Kommunen im Reiche. Solche Gedanken und Pläne traten schon in den vorhergehenden Jahren hie und da hervor; jetzt waren es besonders ein gewisser Weigant von Miltenberg und jener Wendel Hipplер, der vormalige hohenlohische Kanzler, welche sie aufnahmen und weiter ausbildeten. Am verhaßtesten waren den Bauern die Doktoren des römischen Rechts, die deshalb an keinem Gerichte, nur an den Universitäten geduldet

werden sollten, damit man sich in dringenden Fällen bei ihnen Raths erholen könne. Alle Stände sollten auf ihre ursprüngliche Bestimmung hingewiesen werden und ihre Macht und Wirksamkeit darauf beschränkt bleiben; Fürsten und Ritter sollten sich demgemäß den Schutz der Schwachen, die Geistlichen aber die Fürsorge für das Seelenheil ihrer Gemeindeglieder angelegen seyn lassen. Endlich wurde gleiche Münze und gleiches Maß und Gewicht verlangt.

Schon aus diesen wenigen Zügen ersieht man, wie weit die Pläne der Bauern ihrer Zeit vorauseilten, wie sie eine radikale Umwälzung anstrebten, und wie ähnliche Tendenzen erst am Ende des vorigen Jahrhunderts durch die französische Revolution wieder hervorgerufen wurden.

Allein die Aussicht auf ihre Verwirklichung lag nicht gänzlich fern; denn immer weiter griff die Bewegung um sich. Schon hatte sie von Franken aus Hessen ergriffen, und von da aus konnte sie den sächsischen Volksstamm, wie von Oberschwaben her den bayerischen mit sich fortreißen, und vom Elsaß aus auch in Lothringen eindringen, zumal da fast überall Sympathien sich kund gaben.

So machte z. B. die Bürgerschaft in Münster dem Kapitel gegenüber dieselben Forderungen, wie die von Trier, und sie fand hierin solchen Anklang, daß der Bischof schon fürchtete, das ganze Land werde in Kurzem vom Aufstande ergriffen seyn. In den österreichischen Grenzlanden, in den Alpengegenden, huldigte man offen den Bestrebungen der schwäbischen und fränkischen Bauern, und in Tyrol wurde der Erzherzog Ferdinand sogar genöthigt, den Ausschüssen des Bürger- und Bauernstandes im Inn- und Wippthale in offenbarem Widerspruch mit den zu Regensburg gefaßten Beschlüssen der Fürsten die Bewilligung zu machen, daß das Evangelium in Zukunft dort „lauter und klar, wie das der Text vermag, gepredigt werden solle". Ihm Brixenschen und im Salzburgischen erhob sich die Bauernschaft schon in vollem Aufruhr, und selbst in der Umgebung von Wien spra-

chen die Weinbergsarbeiter von einer gefährlichen und mächtigen Verbindung unter ihnen.

Aber einen ganz neuen Charakter nahm der Aufstand in Thüringen an, wo er unterdeß auch mächtig ausgebrochen war. Es scheint fast, als hätten in Thüringen und am Harz Rückerinnerungen und Ueberbleibsel von den Schwärmereien der Flagellanten den Boden für die Bauernempörung empfänglich gemacht. Wenigstens wirkte hier religiöse Schwärmerei und Exaltation weit mächtiger zum Ausbruch derselben mit, als politische Motive. Die excentrischen Meinungen Karlstadts und der zwickauer Propheten, gegen die Luther in Wittenberg geeifert und obgesiegt hatte,' fanden hier unter dem aufgeregten Volke mächtigen Anklang. Münzer, der Chorage der „Mordpropheten und Rottengeister", war nach Thüringen zurückgekehrt, und hatte in Mühlhausen, wo wie in Rothenburg durch das Einverständniß des Landvolks und der geringeren Bürgerklasse eine Aenderung der städtischen Verfassung zu Gunsten jener durchgesetzt worden war, Aufnahme gefunden. Er besonders war es, der hier, wie in Oberdeutschland, die Gährung in weiten Kreisen um sich verbreitete. „Er verachtete das „gedichtete Evangelium", das Luther predigte, seinen „honigsüßen Christus", seine Lehre, daß der Widerchrist zerstört werden müsse durch das Wort allein, ohne Gewalt: er behauptete, das Unkraut müsse ausgerauft werden zur Zeit der Ernte; so habe Josua die Völker des gelobten Landes mit der Schärfe des Schwertes getroffen". (Vergl. Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reform., Bd. 2., S. 207, dessen meisterhafter Darstellung wir in der Erzählung des thüringischen Aufstandes folgen.) Auch die Verträge, welche die Bauern in Schwaben und Franken von den Herren erzwangen, genügten ihm nicht. Seine Gedanken und Pläne gingen viel weiter. Er fand es unmöglich, den Leuten die Wahrheit zu sagen, so lange sie von Fürsten regiert würden, und stieß alle Begriffe, auf denen der Staat beruht, um. Nur die Offenbarung erkannte er an. „Aber ein neuer Da-

niel", sagte er, „muß sie auslegen und an der Spitze des Volks einhergehen, wie Mose". In Mühlhausen gelangte er bald zum Ansehen eines gottbegeisterten Propheten. Im Rath, im Gericht entschied er nach seiner Offenbarung, hob Klöster auf, ließ Geschütz gießen und ordnete kriegerische Operationen an. Mit Hülfe des zum Fanatismus entzündeten Volks wurden die Pfarrer überfallen, die Klöster zerstört und die Schlösser und Burgen der Herren gestürmt.

Vom Thüringerwald bis zum Harz hin war Alles in wilder Bewegung, und hier war nicht die Rede von Bedingungen und Verträgen, von Reformplänen; auf „allgemeines, erbarmungsloses Verderben" ging Alles hinaus. „Lieben Brüder", schrieb Münzer an die Bergleute zu Mansfeld, „laßt euch nicht erbarmen, ob euch Esau gute Worte gebe, sehet nicht an den Jammer der Gottlosen. Lasset euer Schwert nicht kalt werden vom Blut!" An den Grafen Ernst zu Heldrungen schrieb er: „daß du es wissest, der allmächtige Gott hat es geheißen, dich mit der Gewalt, die uns gegeben ist, vom Stuhle zu stoßen". Als das Landvolk im Schwarzburgischen sich gegen den Grafen erhoben und sich in einem starken Haufen zu Frankenhausen gesammelt hatte, fürchtete Münzer nichts, als den Abschluß eines Vertrags, und erhob sich in Person aus dem festen Mühlhausen, um das zu verhindern und das „Nest der Adler" anzugreifen. Aus der Apokalypse bewies er, daß die Gewalt dem gemeinen Volke gegeben werden solle. „Macht euch mit uns an den Reigen", schrieb er an seine Freunde zu Erfurt: „den wollen wir gar eben treten: wir wollen es den Gotteslästerern bezahlen, wie sie der armen Christenheit mitgespielt haben". Er unterzeichnete sich „Thomas Münzer mit dem Schwert Gideonis". (Ranke, a. a. O., S. 207 ff.)

Einen gewaltigen Beifall fanden solche Worte. Rings umher auf allen Höhen in Thüringen und in Meißen sammelten sich die Volkshaufen und warteten auf einen ersten entscheidenden Erfolg seines Unternehmens. Wäre er gekommen, so hätten die Fluthen des fanatischen Aufruhrs

ganz Deutschland überwogt. Hier traf mit der Wuth und Rachsucht der seit langer Zeit Geknechteten maßloser Fanatismus zusammen, der sich berufen glaubte, Blut zu vergießen und auf der allgemeinen Zerstörung ein neues himmlisches Reich zu errichten. „Wäre es gelungen, so wäre es mit aller ruhigen Entwickelung nach den dem Geschlechte der Menschen nun einmal vorgeschriebenen Gesetzen am Ende gewesen". Aber Münzer war seinem gigantischen Unternehmen weder als Prophet, noch als Rebell gewachsen. Und überdies waren die bestehenden Zustände noch zu gut befestigt, als daß jene Katastrophe hätte eintreten können. Gerade in der Reformation war der weltzerstörerischen Bewegung der stärkste Damm entgegengesetzt.

Wie Luther sich nicht von Sickingens und Huttens Anerbietungen zu einem politischen Unternehmen hatte fortreißen lassen, so huldigte er auch nicht den Bewegungen der Bauern. Anfangs, als sie noch weniger gefährlich schienen, sprach er zum Frieden und hielt den Fürsten und Herren ihre Gewalts- und Bedrückungsmaßregeln ohne Scheu vor. Doch hinderte ihn dies nicht, den Aufruhr, der gegen göttliches und menschliches Recht sey und weltlichem und geistlichem Reiche der deutschen Nation den Untergang drohe, gänzlich zu verdammen. Als aber die Gefahr größer wurde, als seine alten Gegner, „die Mordpropheten" im Tumult ihre Häupter kühner erhoben, wie ein Sieg der Bauern wirklich nicht mehr so fern lag: da brach sein voller Ingrimm los. Was hätte es für Folgen haben können, wenn Luther sich mit seinem machtvollen Worte auf die Seite der Bauern geschlagen hätte! Aber er hielt fest an der Trennung des Geistlichen und Weltlichen, der Grundlage seines religiösen Denkens; das von ihm wieder eröffnete Evangelium sollte nur die Seelen frei machen, nicht Leib und Gut. Darum bedachte sich Luther jetzt auch nicht einen Augenblick, sich dem drohenden Sturme mit allen Kräften entgegen zu stämmen. „Hundertmal", sagte er, „solle ein frommer Christ den Tod leiden, ehe er ein Haar breit in die Sache

der Bauern willige: die Obrigkeit solle kein Erbarmen haben, die Zeit des Zornes und des Schwertes sey gekommen, sie solle dreinschlagen, weil sie eine Ader regen könne, das sey die göttliche Pflicht, die ihr obliege. Wer in diesem Dienste umkomme, der sey ein Märtyrer Christi". Kühn hatte er die eine Seite der bestehenden Ordnungen, die geistliche, angegriffen; an der anderen, der weltlichen, hielt er mit allen Kräften fest.

Aber schon ermannten sich die weltlichen Gewalten, um dem drohenden Verderben, ehe es die Grundfesten der bürgerlichen Ordnung ergriffen, entgegen zu kommen.

Zuerst erhob sich Sickingens Sieger, der junge Landgraf Philipp von Hessen. Gegen Ende April versammelte er seine Ritter und Getreuen aus den Städten zu Alsfeld. Mit emporgehobenen Fingern gelobten ihm diese, mit ihm leben und sterben zu wollen. Darauf suchte er vor Allem seine Grenzen zu schützen. Es gelang ihm, das Hersfeldische und Fuldaische zu beruhigen, worauf er nach Thüringen sich wandte, um seinen Vettern, den sächsischen Fürsten, zu Hülfe zu kommen. Mit vereinten Kräften erschienen nun die Herzoge Georg und Heinrich und der Kurfürst Johann mit dem Landgrafen im Felde.

Münzer hatte an den Anhöhen über Frankenhausen eine Stellung genommen; aber sie eignete sich mehr zur Predigt, als zum Kampfe und zur Vertheidigung. Es zeigte sich hier seine gänzliche Unfähigkeit, kriegerische Unternehmungen zu leiten. Nicht einmal Pulver für seine mühsam gegossenen Stücke hatte er sich verschafft; dazu waren seine Leute auf das Elendeste bewaffnet; eine armselige Wagenburg war der einzige Rückhalt. „Der Prophet, der so viel von der Macht der Waffen geredet, der alle Gottlosen mit der Schärfe des Schwerts hatte vertilgen wollen, sah sich genöthigt, auf ein Wunder zu zählen, dessen Ankündigung er in einem um die Mittagsstunde sich zeigenden farbigen Ringe um die Sonne erblickte". Als das feindliche Geschütz zu spielen anfing, stimmten die Bauern das Lied: „Komm, hei-

liger Geist!" an. Die Folge dieses verkehrten Wesens war eine totale Niederlage der Bauern. Ueber 5000 wurden auf dem Schlachtfelde und auf der Flucht getödtet. Hierauf ergriff der Schrecken, der das mißlungene Verbrechen zu begleiten pflegt, das ganze Land. Alle Bauernhaufen liefen auseinander; alle Städte, die mit ihnen gemeinsame Sache gemacht, ergaben sich; auch Mühlhausen fiel, ohne eine ernstliche Vertheidigung zu wagen. In dem Lager vor der Stadt, wo er unumschränkt geherrscht hatte, wurde Münzer hingerichtet. Die Schlacht bei Frankenhausen, welche dem thüringischen Bauernaufruhr ein schnelles Ende bereitete, wurde am 15. Mai geschlagen.

Um dieselbe Zeit begann auch in allen übrigen vom Aufstande ergriffenen Gegenden die nachdrückliche Bekämpfung desselben von Seiten der Fürsten und Herren.

Zuerst wurden die Unruhen im Elsaß gedämpft, und zwar durch den Herzog Anton von Lothringen, der mit rasch aufgebotener Mannschaft und mit einigen Fähnlein deutscher Reiter und Landsknechte dem bedrängten Landvogte Mörsperg zu Hülfe kam. Nachdem er einige zerstreute Bauernhaufen im freien Felde ermahnt hatte, kapitulirten die in Zabern versammelten Aufständischen. Da man sie aber beschuldigte, daß sie den Frieden nicht gehalten und die Landsknechte zum Abfall gereizt hätten, so wurden sie am Morgen des 17. Mai, als sie aus der Stadt auszogen, angegriffen und, an der Zahl 17,000, niedergemetzelt.

Einen nicht weniger unglücklichen Ausgang nahm die Sache der Bauern in Schwaben. Ihr Sieger war hier der Bundeshauptmann der schwäbischen Truppen, Georg von Truchseß. Durch einen Vertrag mit den Seebauern, unter denen die Empörung den tüchtigsten Charakter angenommen hatte, war er im Rücken vor einem Angriff ziemlich gesichert. Er rückte daher gegen die würtembergischen Bauern vor und erreichte sie bei Sindelfingen. Schnell waren sie, als er sein Feldgeschütz gegen sie spielen ließ, außer Fassung gebracht, worauf es ihm nicht schwer wurde, sie durch seine

wohlgerüstete und geübte Reiterei zu zersprengen und zu vernichten. Auch hier war mit dieser einen Niederlage die Kraft des Widerstandes in den Bauern gebrochen. Alle Ortschaften, welche an dem Aufstande Theil genommen hatten, fielen ohne Verzug in seine Gewalt.

Darauf wandte sich Truchseß nach Franken. Hier stießen die Kurfürsten von der Pfalz und von Trier, die von Bruchsal heranrückten, zu ihm. Zwischen Helsbach und Neckarsulm fand am 29. Mai die Vereinigung der beiderseitigen Heere Statt, wodurch die Macht der Fürsten auf ungefähr 8000 Mann zu Fuß und ungefähr 2500 zu Roß stieg. Diese schritt nun zur Unterdrückung der Empörung in Franken.

Wir haben oben das fränkische Bauernheer vor Würzburg verlassen. Dort leistete aber die Besatzung des festen Schlosses Frauenberg hartnäckigen Widerstand. Anfangs war dieselbe nicht abgeneigt, die 12 Artikel anzunehmen, zumal da der Bischof sie dazu bevollmächtigt hatte. Ebenso waren auch manche Haufen der Bauern zum Frieden geneigt, um ihren von allen Seiten bedrängten Verbündeten Hülfe leisten zu können. Aber der Widerwille der Würzburger gegen das feste Schloß, das ihnen „einen Zaum anlege", drang durch. Sie hatten es auf die Zerstörung desselben abgesehen, und brachten es dahin, daß der Besatzung Bedingungen vorgelegt wurden, in die sie unmöglich willigen konnte. Sie entschloß sich daher zu mannhaftem Widerstande. Sebastian von Rotenhan, der Kommandant, hatte die Festung mit allen Bedürfnissen, mit Lebensmitteln und Munition reichlich versehen und Alles gehörig verbollwerkt. Die Besatzung gelobte ihm eidlich, jedem Angriffe tapfer zu begegnen. Am Tage der frankenhäuser Schlacht, am 15. Mai, Abends begannen die Bauern den Sturm mit lautem Geschrei, unter Trompeten- und Pfeifenschall und voran die fliegenden Fahnen. Aber aus dem Schloß empfing sie ein mörderisches Feuer; die Kugeln, aus allen Schießlucken der Mauern und Thürme entsandt, Pech- und Schwefelkränze,

von oben herabgeschleudert, brachten die Stürmenden bald in Verwirrung und Schrecken. Also entschied auch hier wieder das gut bediente Geschütz die Niederlage des Feindes, der das ganze Frankenland bezwungen hatte, und schon zur politischen Umgestaltung Deutschlands schritt. Um 2 Uhr nach Mitternacht wichen die Bauern auf allen Seiten zurück. An eine Erneuerung des Sturms am anderen Tage war nicht zu denken; denn schon trafen von allen Seiten die Nachrichten von den Niederlagen ihrer Freunde und Genossen ein. Und gegen die Stürmenden selbst wälzte sich die Gefahr immer näher und drohender heran.

Noch hielten sie sich aber für stark genug, und meinten, ihr Anerbieten zu gütlichem Uebereinkommen werde von ihren Gegnern nicht zurückgewiesen werden. Sie boten daher auf's Neue der Besatzung die 12 Artikel zur Annahme an, und luden zugleich den heranrückenden Bundesobersten Truchseß ein. Zeit und Ort zu friedlicher Zusammenkunft und Berathung zu bestimmen. Auch erließen sie ein allgemeines Ausschreiben an die Stände des Reichs, worin sie die empfehlenswerthe Seite ihres Unternehmens hervorzukehren suchten. Insbesondere erging von ihnen an die fränkischen Stände die Aufforderung, Abgeordnete zum Landtag nach Schweinfurt zu senden, damit dort „über die Aufrichtung des Wortes Gottes, Friedens und Rechtens" gemeinschaftliche Maßregeln getroffen werden könnten. Allein ihr Stern war schon gesunken, und dergleichen Anerbietungen kamen zu spät. Wirkliches Vertrauen hatten sie auf Seiten der Fürsten und Herren nie gefunden; jetzt, da das Glück von ihnen wich, war auch die Furcht vor ihnen verschwunden; entweder mußten sie „Herren im Felde bleiben", oder sie unterlagen.

Immer drohender rückte das vereinigte Heer der Fürsten und Herren heran. Alle Ortschaften, die es berührte, ergaben sich ihm auf Gnade und Ungnade. Am 2. Juni stieß es bei Königshofen auf die ersten Bauernhaufen, und zwar auf die Odenwälder, die muthig genug gewesen waren, dem

überall siegreichen Feinde entgegen zu gehen. Allein da sie nicht viel über 7000 Mann stark waren, und noch dazu die nöthigen Vorbereitungen zum Kampf so gut als gar nicht getroffen hatten, so war dies mehr Verwegenheit, als Muth. Wohl mochten auch nicht wenige im Bauernheere seyn, welche von Würzburg mit abgezogen waren, um leichter in ihre Heimath zu entkommen. Auch Götz von Berlichingen, der Hauptmann des odenwälder Haufens, der ein böses Ende voraussah, entwich, noch ehe man nach Oehringen gelangte, heimlicher Weise mit einigen Begleitern. Dieser Verrath war das Zeichen zur Auflösung aller Ordnung und Disciplin. Nicht viel über 2000 Mann hatten allein den Muth, mit dem anderen Hauptmanne Georg Metzler auszuharren. Vielleicht hätten sich die Bauern noch halten können, wenn sie die Furten der Tauber besetzt oder auf dem Mühlberg, wo sie ihr Lager aufgeschlagen hatten, den Feind erwartet hätten. Aber erschreckt durch die sich entwickelnde Uebermacht desselben zogen sie sich zurück, um einen nahen Wald zu gewinnen. Dies reizte den überlegenen Feind zu augenblicklichem Angriff. Die einsprengenden Reisigen brachten den ungeordneten Haufen bald in Verwirrung; ehe noch die Landsknechte herankamen, war er schon gänzlich zersprengt und zusammengehauen. Eine fälschliche Siegesnachricht lockte auch die in Würzburg zurückgebliebenen Haufen herbei, die nun ein gleiches Geschick ereilte. In Würzburg hätten sie dem Fürstenheere noch Widerstand leisten mögen; im freien Felde aber zerstoben auch sie vor der Uebermacht der Reisigen.

So waren nun auch die beiden großen fränkischen Haufen, die ganz Deutschland zu reformiren gedachten, vernichtet. Das Frankenland war jetzt der Züchtigung und Gewaltthat der ergrimmten Herren wehrlos preisgegeben. Und nicht in milder Weise übten sie Vergeltungsrecht. Schon jene beiden Siege waren mit gräßlichen Metzeleien verbunden gewesen; 600 Bauern, die sich in einem festen Hause zu Ingolstadt zur Wehr gesetzt hatten, wurden alle bis auf

17 niedergehauen. Auch Würzburg, wo die Bürgerschaft so freudig mit den Bauern fraternisirt hatte, mußte sich jetzt auf Gnade und Ungnade ergeben. Auf dem Markte ritten die Fürsten mit 2500 Reisigen in stolzer Pracht auf, neben ihnen die Grafen, Herren und Ritter, alle in vollständiger Kriegsrüstung. In ihrer Mitte standen die Rathsherren, die grauen Häupter entblößt, und viele Bürger. Mit rauhen Worten fuhr sie Truchseß an: meineidig und treulos gegen ihren Herrn hätten sie alle das Leben verwirkt. Vier Nachrichter mit entblößten Schwertern gaben dieser Rede fürchterlichen Nachdruck. Da fielen sämmtliche Bürger auf die Knie und baten um Gnade. Sie wurde der Mehrzahl gewährt; aber 60 besonders Betheiligte aus der Stadt und der Umgegend wurden allein zu Würzburg mit dem Schwerte gerichtet. Das furchtbare Blutgericht durchschritt das ganze Stift, in dem man 200 in aller Form Hingerichtete zählte. Die geängstete Bürgerschaft von Würzburg mußte alle Waffen ausliefern, bedeutende Brandschatzungen zahlen und dem Bischof von Neuem Gehorsam schwören.

Markgraf Kasimir von Baden durchzog indessen das ganze übrige Frankenland, und warf überall die Aufständischen nieder. Keine einzige Stadt leistete ernsten Widerstand; Kitzingen, Melrichstadt, Meiningen, Schweinfurt, Bamberg, Rothenburg und andere beugten sich demüthig dem Sieger, und erkauften Schonung um schwere Geldbußen. In Rothenburg wurde ein strenges Blutgericht gehalten; die Haupträdelsführer des Aufstandes, unter ihnen Stephan von Menzingen, welchen der Markgraf Kasimir vergeblich zu retten versucht hatte, und Dr. Deuschlin, Karlstadts Freund und einflußreicher Prediger, wurden enthauptet. Auch die Bauernschaften mußten große Summen zahlen; überall büßten die ergriffenen Aufruhrstifter mit dem Tode.

Nur noch am Ober- und Mittelrhein hielten sich einige Ueberreste der Empörer. Die am Mittelrhein wurden von

dem zurückziehenden pfalz-trierischen Heere bei Pfeddersheim zersprengt und aufgerieben, bei welcher Gelegenheit der kriegerische Erzbischof mit eigener Hand die Fliehenden erlangt haben soll. Brandschatzungen, Auslieferung der Waffen, Hinrichtungen erstickten auch hier und im ganzen Rheingau bald jede Spur des Aufstandes. Mainz büßte für seine Befreiungsversuche mit dem Verluste seiner kaum erworbenen Freiheiten.

Weit schwieriger war die Unterdrückung der Unruhen am Oberrhein. Hier, in der Wiege des Aufruhrs, hatte er seine tiefsten Wurzeln geschlagen, und noch waren dort die Bauern nicht im entscheidenden Kampfe geschlagen worden. Vor Allen thaten sich die Allgauer hervor; muthig waren sie von Neuem in's Feld gerückt, verstärkt durch eine nicht geringe Anzahl versuchter Landsknechte. Auch Geschütz stand ihnen zu Gebote, und schon gedachten sie die Offensive zu ergreifen. Georg von Frondsberg, der in vielen Feldzügen erprobte Feldhauptmann, war ihr Gegner. Er kam dem bedrängten Truchseß zeitig genug zu Hülfe. Bei seinem Erscheinen trennten sich plötzlich die Bauernhaufen und zogen sich in die Gebirge zurück, sey es nun, daß es ihnen an Kriegsvorräthen fehlte, oder daß Frondsberg einige ihrer Anführer, alte Kriegskameraden und Untergebene, durch seinen persönlichen Einfluß zur Niederlegung der Waffen veranlaßte. Truchseß, der „gewaltige Bauernjörg", zog ihnen nach und verwüstete, der Abmahnungen des schwäbischen Bundes nicht achtend, mit Feuer und Schwert die Dörfer. Er wußte, daß dies das Mittel war, „einen jeden an seine Heimath denken zu machen". So wie daher einzelne Haufen sich näherten, um Wohnsitz und Habe zu retten, überfiel er sie mit seinen Schaaren und warf sie einzeln nieder. Hinrichtungen und Geldbußen stellten auch hier den alten Gehorsam wieder her. Im Hegau, Klettgau und am Bodensee wurde besonders durch die Vermittelung der Schweizer die Ruhe wieder hergestellt.

Auch in den Alpenthälern: in der Grafschaft Tyrol, in

den Bisthümern Trient und Brixen hatte der Aufstand arg gewüthet. Die That von Weinsberg, so viel Lärm sie auch machte, verschwindet gegen den Mord der 3000 Kriegsmänner zu Schlamingen. Aber auch hier war erschon am Ende; theils hatte man sich vertragen, theils hatten sich die Bauern nach gekühlter Rache von selbst zerstreut. Nur den Erzbischof von Salzburg belagerten seine Bauern noch hartnäckig in dem festen Schlosse seiner Hauptstadt. Dieser Priester, Matthäus Lang, war ein berühmter Diplomat, aber auch „der gewissenloseste, boshafteste Tyrann", der frech die beschworenen Freiheiten des Landes verletzte, das Vermögen der Kirchen raubte und das arme Bergvolk bis auf's Blut auspreßte, um seiner maßlosen Verschwendungssucht zu genügen. Die Verfolgung der evangelischen Prädikanten, denen das Volk anhing, hatte den Aufruhr schon ein Jahr vorher entzündet. Der bedrängte Erzbischof rief den schwäbischen Bund um Hülfe an. Herzog Ludwig von Bayern sandte ihm den siegreichen Frondsberg mit 300 Mann. Vergeblich suchten die Bauern dieses Kriegsvolk an Stellen zu locken, wo es leicht war, es mit vorher zurecht gelegten Felsstücken zu zerschmeitern. Der kluge Frondsberg wußte aller List auszuweichen und nach einigen kleinen Scharmützeln das Volk zur Unterwerfung zu bereden. Man macht ihm jedoch zum Vorwurf, daß er hier wie am Oberrhein durch Bestechung Verräther gewonnen habe. Nur Geißmayer, des Bischofs von Brixen Geheimschreiber, erkannte die Verträge nicht an. Er nahm die Schätze des Bischofs zu sich, warb Kriegsvolk, wiegelte die Bauern an der Etsch auf und bemächtigte sich fast des ganzen Tyrols. Seine Erfolge währten bis in's andere Jahr. Als Frondsberg ihn drängte, floh er mit einer kleinen Rotte über das Hochgebirg nach Padua und trat bei den Venetianern in Sold. Bald nachher wurde er durch abgesandte Meuchelmörder erdolcht.

Ausgang und Folgen.

So war endlich die gewaltige Bewegung niedergeschlagen, welche dem gemeinen Wesen in Deutschland eine völlige Umkehr gedroht hatte. „Mit allen jenen Plänen einer neuen Einrichtung des Reichs von unten her, oder gar der schwärmerischen Umbildung der Welt unter der Leitung eines fanatischen Propheten war es für immer vorbei" (Ranke). Nach der Entscheidung durch die Waffen wurde strenges Kriegsrecht geübt; die grausamsten Exekutionen wurden vollzogen, schwere Strafgelder eingetrieben, und hier und da folgte härterer Druck für die Bauern. An einzelnen Orten, wie in Bamberg, kamen reaktionäre Bestrebungen gegen die neue Lehre, der man die Anstiftung des Aufruhrs Schuld gab, hinzu, und brachte selbst ganz unschuldige und ruhige Bürger und Prediger auf's Blutgerüst oder um Vermögen. Einige Erleichterungen gewannen die Bauern durch den Aufstand nur da, wo sie nicht entscheidende Niederlagen erlitten hatten, wie im Kemptenschen. Auch Erzherzog Ferdinand verhieß den Breisgauern, daß von Amtleuten und Obrigkeiten in Hinsicht der Klagen der Unterthanen gebührende Einsicht geschehen solle. In Oesterreich litten es die Stände nicht, daß den Unterthanen eine Brandschatzung aufgelegt wurde. In Tyrol schritt man zur Abfassung eines Gesetzbuches, in welchem den Unterthanen alle Lasten, deren Herkommen sich nicht wenigstens auf 50 Jahre zurück urkundlich nachweisen lasse, so wie der kleine Feldzehent und manche andere Verpflichtungen abgenommen wurden. Selbst zu einigen die Religion betreffenden Concessionen verstand sich Ferdinand, wie, daß Städte und Gerichte befugt seyn sollten, ihre Geistlichen selbst zu präsentiren, das Evangelium sich nach dem Buchstaben predigen zu lassen ꝛc. Auch die Salzburger, welche am längsten Widerstand geleistet hatten, erlangten ausnehmend günstige Bedingungen.

Im Ganzen und Großen aber begann nach dem Bauern-

krieg für die gemeine Freiheit eine verhängnißvolle Zeit. Die letzten kümmerlichen Reste des gemeinfreien Lebens, die sich bis zu Anfang des 16. Jahrhunderts in manchen Gauen noch erhalten hatten, schwanden jetzt in Deutschland vollends hin. Der übermächtige Söldner, mochte er nun den Hauptmannsstab, oder den Spieß des Landsknechts tragen, wurde im Lande Herr. Je ohnmächtiger aber die Gemeinfreien wurden, desto mehr erlahmte die nationale Kraft. Fremde Völker, die sonst ihre Versuche, in die deutschen Gauen einzubrechen, mit ihrem Blute gebüßt hatten, schlagen von jetzt an ihre Schlachten auf deutschem Grund und nähren sich von deutschem Mark. Alle Waffentüchtigkeit und Wehrhaftigkeit des Gemeinfreien in der Stadt und auf dem Lande schrumpfte zur jämmerlichen Karrikatur zusammen. Der 30jährige Krieg vollendete das schmachvolle Verderben. „Unwissend, entwaffnet, willkürlich unterdrückt", sagt treffend Bensen (a. a. O., S. 504), „wie der Bauersmann jetzt war, verkehrten sich auch in ihm die angestammten Eigenschaften des Germanen. Seine Tapferkeit verwilderte in übermüthige Raufluft, seine Mannhaftigkeit in störrischen Eigensinn, seine alte Biederkeit in vollendete Rohheit, sein gerader, kluger Sinn in die ränkevollste Schlauheit des Wildes, womit er den Anforderungen und Gewaltthätigkeiten aller Art sich zu entziehen suchte, und sein tiefbegründeter Gottesglaube, sein Streben nach dem lebendigen Worte ging nicht selten in stumpfsinnigen Pfaffendienst, oder in dumpfen Glaubensgrübeleien unter. Bei diesem Zustande des Volkes befand sich aber die Menge von großen und kleinen Souveränen, in welche nach dem westphälischen Frieden das Reich zerfiel, ungemein wohl. Die meisten, machtlos an und für sich, aber alle ausgespreizt, hoffärtig und eifersüchtig auf ihre Herrschergewalt, lebten ganz unbesorgt in den Tag hinein. Nur die klügsten dachten daran, den Bauersmann besser zu bewirthschaften, um ihre Einkünfte von ihm zu erhöhen. Der Sturm der Zeit, welcher die Spreu von dem Weizen sonderte, traf

die kleinen Tyrannen ungerüstet, und siehe da, wie sie auf die Wurfschaufel kamen, wurden sie zu leicht befunden. Die Fürstengeschlechter, die sich erhielten, erkannten, wie die ganze Kraft ihrer Staaten auf dem Gemeinfreien beruhe. Hatten doch diese alle Schlachten des Jahrhunderts geschlagen, und waren doch aus ihrer Mitte die meisten Ordner und Führer der Bewegung hervorgegangen, während der ganze courfähige Adel, bis auf wenige hervorragende Männer, unter ihm zerstäubte, oder sich der wildbewegten Zeit nach Zwergenart entgegenstemmte. In den deutschen Verfassungen, so dürftig und oft nichtsnutzig sie sich auch noch zeigen, liegen doch die Keime für die gesetzliche Wiedergeburt der Gemeinfreien, wie die Ansprüche für Weiterausbildung des öffentlichen Lebens begründet. Der Gemeinfreie ist Staatsbürger mit festbestimmten, eidlich verbürgten Rechten geworden". — „Aber noch stehen wir in den Anfängen. Daß in der frischgrünen Saat der neuen Zeit mancher übrig gebliebene Samen von Beamtenhoffahrt, Söldnerservilismus, Pfaffenthum und ähnlichem Pflanzenwerk aus der alten Reichswüste mit aufschießt, darf uns nicht bange machen. So ein Unkraut wuchert anfangs frech, wird aber von tüchtigen Fruchtgewächsen gar bald überholt und erstickt".

Nahen sich aber, fügen wir hinzu, jene großartigen Entwürfe der Bauernanführer, nahen sich die Zwecke, für welche die Bauern bluteten und starben, und die doch immer, nur in gereinigter und verklärter Weise die Zwecke und Wünsche aller wahrhaften Patrioten seyn werden, immer mehr ihrer Erfüllung, so wölbt sich über den Greueln und der Verheerung des Bauernkrieges allmählig der frisch grünende Hügel der Versöhnung, und von jenem gräßlichen „Naturschrei" der geknechteten Menschheit tönt nur noch die Lehre zu den Nachkommen herüber, daß auf moralische Tüchtigkeit gegründete Volksfreiheit die sicherste und festeste Garantie der bürgerlichen Ordnung ist!

Inhalt.

	Seite
Nelsons Leben und die Bedeutung seines Wirkens.....	3
Der Bauernkrieg.....	145

Inhalt.

	Seite
Nelsons Leben und die Bedeutung seines Wirkens.....	3
Der Bauernkrieg.....	145

Inhalt.

Seite

Nelsons Leben und die Bedeutung seines Wirkens..... 3

Der Bauernkrieg..... 145

Inhalt.

	Seite
Nelsons Leben und die Bedeutung seines Wirkens.....	3
Der Bauernkrieg.....	145

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Meyer's Geschichts-Bibliothek für allgemeine Kunde des Kultur- und Völkerlebens

Bd.: 5,1

Hildburghausen [ca. 1840]

H.misc. 118 h-5,1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10738256-6